This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

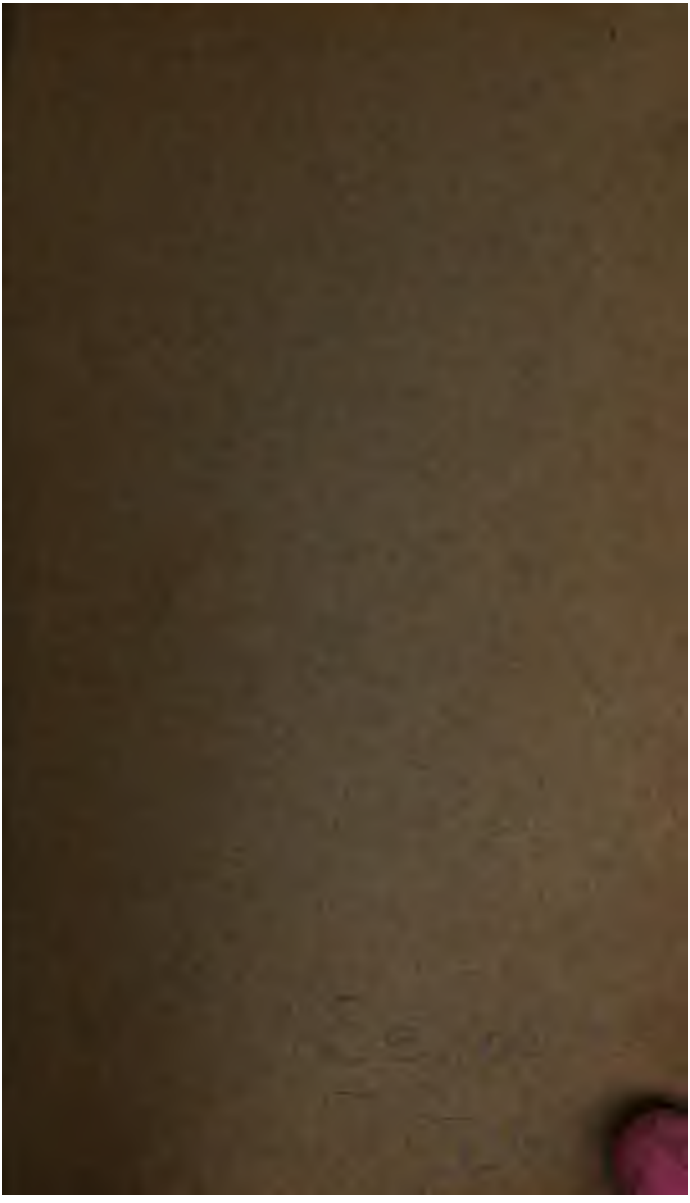
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Seybold
DHY



Olla Potrida

11312 838-107

von

Friedrich Seybold.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Rotweil,
Verlag von Wilh. Willmann.

1834.

470622

JUN 17 1908

Vorrede.

Die Zeitumstände erlaubten nicht, eine vollständige zweite Auflage der Erinnerungen aus Paris erscheinen zu lassen. Der Verfasser mußte sich daher begnügen, blos einen Auszug derselben zu geben, worin alle diejenigen Stellen weggelassen sind, welche das Erkenntniß des Gerichtshofes als gesetzwidrig bezeichnet hat. Diesem Auszug fügte er, um den Band vollständig zu machen, seine Vertheidigungsschrift, den merkwürdigen Proceß der Tribüne vor der französischen Deputirtenkammer, der seines Wissens noch nirgends ins Deutsche übersetzt ist, und die Reminiscenzen eines würtembergischen Constituirenden, ergänzt und vollendet, bei.

Man wird leicht einsehen, daß der Verfasser bei der Richtung, welche er seiner Vertheidigung gab, die Composition unserer Gerichtshöfe und den Geist der bestehenden Gesetze nicht aus dem Auge verlieren durfte. Hätte er bei offener Thüre vor Geschwornen gestanden, so würde er allerdings ein anderes Vertheidigungssystem befolgt haben. Da sich aber die Umstände nicht nach uns richten, so müssen wir uns nach ihnen bequemen, und es bleibt dem Verfasser nichts übrig, als zu bedauren, daß er nicht in einem Staate lebt, in welchem Oeffentlichkeit und Jury bestehen. Nur darüber hat er sich zu beklagen, nicht über seine Richter, welche von den bestehenden Gesetzen, die ihnen als Norm dienen müssen, nicht abweichen konnten. Als Contrast mag den Lesern die Vertheidigungsrede dienen, welche der Redacteur der Tribüne vor der französischen Deputirtenkammer gehalten hat. Dieser Contrast ist für uns Deutsche betrübend, aber nicht demüthigend. Laßt uns erst einmal ein halbes Jahrhundert freie Institutionen besitzen — dann wollen

Vertheidigungsschrift

des

Verfassers der Erinnerungen aus Paris.

Die Anklage und Untersuchung ist theils auf einzelne Stellen der Schrift, theils auf deren Tendenz im Allgemeinen gerichtet. Das Untersuchungsprotokoll, welches die angeblich gesetzwidrigen Stellen aushebt und deren ungesetzliche Tendenz im Einzelnen sowohl als im allgemeinen Zusammenhange darzuthun sich bemüht, wird dem Angeschuldigten als Leitfaden seiner Vertheidigung dienen.

Der Angeschuldigte will zuerst die einzelnen, als gegen die Bestimmungen des Preßgesetzes anstoßend bezeichneten Stellen durchgehen, um darzuthun, daß sie nichts enthalten, was die Anklage auf ein wirkliches und wahrhaftes Preßvergehen begründen könnte.

Seite 2. „Alle Fürsten Europa's verbrüdern sich „zur Unterdrückung des öffentlichen Geistes in „einem Bunde, den sie frevelhaft den heiligen nennen."

Inhalt.

Seite.

Vertheidigungsschrift des Verfassers der Erinnerungen aus Paris. 1

Die nicht prostituirte Kammer; Proceß der Tribüne gegen die Deputirten, als Parthie, Ankläger und Richter. . . . 86

Bruchstücke aus den „Erinnerungen aus aus Paris im Jahre 1831. von einem Süddeutschen.“ 134

Reminiscenzen eines würtembergischen Constituirenden. 273

Vertheidigungsschrift

des

Verfassers der Erinnerungen aus Paris.

Die Anklage und Untersuchung ist theils auf einzelne Stellen der Schrift, theils auf deren Tendenz im Allgemeinen gerichtet. Das Untersuchungsprotokoll, welches die angeblich gesetzwidrigen Stellen aushebt und deren ungesetzliche Tendenz im Einzelnen sowohl als im allgemeinen Zusammenhange darzuthun sich bemüht, wird dem Angeschuldigten als Leitfaden seiner Vertheidigung dienen.

Der Angeschuldigte will zuerst die einzelnen, als gegen die Bestimmungen des Preßgesetzes anstoßend bezeichneten Stellen durchgehen, um darzuthun, daß sie nichts enthalten, was die Anklage auf ein wirkliches und wahrhaftes Preßvergehen begründen könnte.

Seite 2. „Alle Fürsten Europa's verbrüdern sich „zur Unterdrückung des öffentlichen Geistes in „einem Bunde, den sie frevelhaft den heiligen nennen."

Es wird kaum einer Entschuldigung bedürfen, wenn man es für einen Frevel hält, eine menschliche Institution eine heilige zu nennen. Was den Zweck des heiligen Bundes betrifft, so ist derselbe in ausländischen und einheimischen Parlamenten und in öffentlichen Schriften aller Art schon so oft als ein auf Unterdrückung der öffentlichen Freiheit gerichteter bezeichnet worden, als daß der Angeschuldigte einer Rechtfertigung zu bedürfen schiene, weil er die über diesen Gegenstand allgemein verbreiteten Ansichten getheilt und in seiner Schrift geäußert hat.

S. 4 und 5. Hier ist von einem verstorbenen Fürsten die Rede, dessen Handlungen der Kritik der Geschichte verfallen sind. Die Thatsachen sind notorisch und man könnte den in der Schrift angeführten noch mehrere beifügen. Die Kritik ist ein Recht des Geschichtschreibers, und der spätere Historiker hat keine andere Urkunden, aus denen er schöpfen kann, als die Mittheilungen gleichzeitiger Schriftsteller; mithin muß es diesem erlaubt seyn, die historische Wahrheit in ihrem vollen Umfange und nach bestem Wissen und Gewissen zu sagen. Dies wird auch nirgends als ein Vergehen betrachtet und geahndet; denn so z. B. äußert sich Pfaff in seiner Geschichte Würtembergs offen und ungescheut, sowohl über das Privatleben als über die Regenten-

handlungen des letztverstorbenen Königs Friedrich. An Beispielen ähnlicher Art fehlt es nirgends. Die beigefügten Betrachtungen beziehen sich auf reine historische Thatsache und sind im historischen Geiste angestellt. Es ist durch nichts zu erweisen, daß hier von lebenden und regierenden Fürsten die Rede sey, vielmehr beweisen die angeführten Thatsachen von der Stelle an: „Die scandalöse Chronik dieser Höfchen gleicht sich wie ein Ei dem andern: ein gemeiner Stallknecht oder Bereiter rückt hier zum Grafen und General vor, dort wird der Commis einer Buchhandlung Major, Kuppler des Fürsten, Quasi-Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Censor. Schöne Aemter! In Carlsruhe stund ihnen der berüchtigte Major Hennenhofer vor, der jetzt seine ehrenvolle Laufbahn geschlossen hat und für seine getreuen Dienste eine namhafte Pension genießt. Wundert euch nun noch über das unverhältnißmäßige Budget eines kleinen Staats und über die Armuth und Nahrungslosigkeit der Massen!" daß der Verfasser bloß die Vergangenheit im Auge hatte. Es ist übrigens natürlich, daß diese in ihren verderblichen Folgen auch noch auf die Gegenwart wirkt, und es wird wohl erlaubt seyn, sich hierüber zu betrüben.

S. 11. „Von den fürstlichen Familiengliedern „in Baden weiß ich so viel als nichts, und

„zwar deßwegen, weil ich mich gar nicht nach „ihnen erkundigt habe. Zufällig hörte ich von „zwei Prinzen sprechen, deren einer ein einge„fleischter Aristokrat, und der andere ein Dumm„kopf sey. Ihre Namen, die man nannte, „sind mir entfallen, und ich besinne mich auch „nicht darauf, weil nichts daran liegt.“

Es ist hier Niemand mit Namen genannt; es gibt der badischen Prinzen mehrere und keiner hat wegen der betreffenden Stelle auf Privat-Injurie geklagt. Von Amtswegen kann aber keine Klage statt finden, da der §. 9. des Preßgesetzes bloß die auswärtigen Regenten, nicht aber Prinzen fremder Höfe, in seinen besondern Schutz nimmt. Im Uebrigen läge eine Beleidigung bloß in der Wahl des Ausdrucks, und wenn statt dessen z. B. die Worte gebraucht worden wären: „von sehr geringen Geistesgaben,“ so würde in denselben der Bezücht einer Injurie nicht zu finden seyn.

S. 20 — 26. Wir lernten hier einen demagogischen Enthusiasten kennen: er heißt Herold, ist, wenn ich nicht irre, ein Frankfurter, und schreibt furiose Flugschriften, durch welche er von Strasburg aus Deutschland zu revolutioniren gedenkt und sämmtliche acht und dreißig souveränen Throne unsers glücklichen Vaterlandes umzustoßen hofft. Der Mann spricht, wie er schreibt: kein Widerspruch, die

Throne müssen fallen. Seine Sprache ist kräftig, aber im Geiste des Mysticismus gehalten — doch nur eine schwache Nachahmung von Görres. Ein paar Stellen aus einer seiner Flugschriften werden diesen Herold der deutschen Freiheit am besten schildern: „Es wird immer mein lustigster Tag, wenn ich an die geheime Polizei denke. Haben etwa die Berliner Zwangsanstalten, die Mainzer Inquisitionsgerichte, die fürstlichen Cabinetsbeschlüsse und die Carls X. Ordonnanzen die Forderungen der Zeit zurückweisen und den Geist der Freiheit sclavisch an die hochadeligen Gallawagen anjochen können? Bist du (der Verfasser geht auf einem vertraulichen Fuße mit dem Leser um) nicht vielmehr gerade durch diese Maßregeln zur Klarheit gekommen über den aristokratischen Absolut Nichtsnuz (Absolutismus)? Haben dich nicht gerade die souveränen Servilitätstheorieen der fürstlichen Congresse zu Wien, Laibach, Carlsbad und Verona belehrt, wie eifersüchtig diese Herren von Gottes Gnaden auf das Volk hinsehen? Die heilige Allianz ist ein Bund der Fürsten, der eben, weil er nur durch eine erkaufte Soldateska geschützt werden kann, seine Nichtigkeit durch sich selbst hinlänglich beweist. Wenn einmal das Volk eine Revue hielte und diese hochadeligen Nasen an sich vorbeiziehen ließe, wir sollten doch bald lachen lernen. Fürst Metternich müßte vorangehen mit der Legitimi-

470622

unſerer inneren Ausbildung, während das große ſtarke Deutſchland eine politiſche Null iſt! Zum Henker mit dieſen kleinen Fürſtenpuppen, die ſich nach den Winken der Wiener und Berliner Diplomatik drehen, und zufrieden ſind, wenn ſie in ihren Duodezſtaaten die kleinen Deſpoten ſpielen können — fort mit allen acht und dreißig! (Der badiſche Baurath macht große Augen). — Ein Hannoveraner: Der Großherzog von Baden benimmt ſich doch recht gut und ſcheint es mit ſeinem Volke wohl zu meinen. (Der badiſche Baurath nickt Beifall.) — Herold: Was gut benehmen, was wohl meinen! Weil er muß, weil er ſich fürchtet, weil ſich ſein Ländchen wie ein Wurm an der franzöſiſchen Gränze hinzieht! Es taugt Keiner was, ſie ſind Alle . . . . . (hier nahm der Baurath eine Priſe, und konnte im Schrecken die Naſe kaum finden). — Ein anderer Hannoveraner: Der Großherzog Leopold zeigt ſich doch zehnmal beſſer, als die meiſten andern deutſchen Fürſten. Man ſollte doch nicht an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln, bis gegründete Urſache dazu vorhanden iſt. — Herold: Wird bald kommen — dieſe Leute haben den Schalk im Herzen, ſind aber zu dumm, um ſich lange verſtellen zu können. Es iſt an keine Freiheit zu denken, bis die Tyrannen alle verjagt ſind. Mit Blut muß die Freiheit gedüngt werden: Aux ar-

Man wird leicht einsehen, daß der Verfasser bei der Richtung, welche er seiner Vertheidigung gab, die Composition unserer Gerichtshöfe und den Geist der bestehenden Gesetze nicht aus dem Auge verlieren durfte. Hätte er bei offener Thüre vor Geschwornen gestanden, so würde er allerdings ein anderes Vertheidigungssystem befolgt haben. Da sich aber die Umstände nicht nach uns richten, so müssen wir uns nach ihnen bequemen, und es bleibt dem Verfasser nichts übrig, als zu bedauren, daß er nicht in einem Staate lebt, in welchem Oeffentlichkeit und Jury bestehen. Nur darüber hat er sich zu beklagen, nicht über seine Richter, welche von den bestehenden Gesetzen, die ihnen als Norm dienen müssen, nicht abweichen konnten. Als Contrast mag den Lesern die Vertheidigungsrede dienen, welche der Redacteur der Tribune vor der französischen Deputirtenkammer gehalten hat. Dieser Contrast ist für uns Deutsche betrübend, aber nicht demüthigend. Laßt uns erst einmal ein halbes Jahrhundert freie Institutionen besitzen — dann wollen

nicht im Finstern gesponnen, sondern im Kerzenlicht einer öffentlichen Wirthstafel ungescheut proklamirt wurde, und ließ sich auf sein Zimmer leuchten. Seine Fräulein Tochter schien die jungen Revolutionärs, worunter sich einige hübsche, muntere Bursche befanden, nicht mit gleichem Widerwillen zu betrachten, und obwohl sie aus Freiburg, dem Hauptsitze der badischen Reformers, kam, so mochte sie doch dort wohl noch keine ähnliche Scene erlebt haben — ein Sprung von dem rechten auf das linke Rheinufer ändert freilich vieles und giebt den Dingen eine andere Gestalt! Wir giengen auch in's Bett, bevor noch Deutschland befreit war und sich ein Thrasybul gefunden hatte, seine dreißig (38) Tyrannen auszutreiben. Die Scene war so lebhaft gewesen, daß es mir in der Nacht von Deutschlands Befreiung — träumte. Ich hörte das wilde Jauchzen der Freiheit, das Sturmgeläute der Glocken, ich sah die freudetrunkene Menge durch die dichtgedrängten Straßen ziehen. Plötzlich ertönte der Ruf: „da kommen sie, da kommen die Befreier Deutschlands!" Ich riß die Augen weit auf, um die herrlichen Heldengestalten zu sehen, die das große Werk vollbracht hatten. Was sah ich? Alltagsgesichter, Jammermenschen, die mit zu Boden geschlagenen Blicken, eiligen Fußes und mit den Zügen der Angst auf dem schreckenbleichen Gesichte durch die tobende Menge

Inhalt.

Seite.

Vertheidigungsschrift des Verfassers der Erinnerungen aus Paris. 1

Die nicht prostituirte Kammer; Proceß der Tribüne gegen die Deputirten, als Parthie, Ankläger und Richter. . . . 86

Bruchstücke aus den „Erinnerungen aus aus Paris im Jahre 1831. von einem Süddeutschen." 134

Reminiscenzen eines würtembergischen Constituirenden. 273

Vertheidigungsschrift

des

Verfassers der Erinnerungen aus Paris.

Die Anklage und Untersuchung ist theils auf einzelne Stellen der Schrift, theils auf deren Tendenz im Allgemeinen gerichtet. Das Untersuchungsprotokoll, welches die angeblich gesetzwidrigen Stellen aushebt und deren ungesetzliche Tendenz im Einzelnen sowohl als im allgemeinen Zusammenhange darzuthun sich bemüht, wird dem Angeschuldigten als Leitfaden seiner Vertheidigung dienen.

Der Angeschuldigte will zuerst die einzelnen, als gegen die Bestimmungen des Preßgesetzes anstoßend bezeichneten Stellen durchgehen, um darzuthun, daß sie nichts enthalten, was die Anklage auf ein wirkliches und wahrhaftes Preßvergehen begründen könnte.

Seite 2. „Alle Fürsten Europa's verbrüdern sich „zur Unterdrückung des öffentlichen Geistes in „einem Bunde, den sie frevelhaft den heiligen nennen."

deutlich, daß keine äußere Gewalt die Regierungen zu stürzen vermöge, sondern bloß ihre eigenen Fehler, und Niemand kann doch eine Regierung zwingen, Fehler zu begehen, welche sie nicht begehen will. Es liegt mithin in dieser Stelle eine wohlmeinende Warnung für unvernünftige Revolutionärs sowohl, als für die Regierungen selbst: für jene, keine nutzlosen Umtriebe zu machen, die doch zu Nichts führen würden und für diese, sich vor solchen Fehlern zu hüten, die eine Revolution herbeiführen könnten.

In Betreff der S. 10. und 13. angeschuldigten Stellen, bezieht sich der Beklagte auf seine im Untersuchungsprotokoll gemachten Erklärungen. Im Uebrigen scheint hier bloß, die Wahl der Ausdrücke in Betracht zu kommen, denn die verfassungsmäßige Druck- und Preß-Freiheit wird wohl jedem Schriftsteller gestatten, über einen politischen Gegenstand oder einen politischen Akt — dasjenige Urtheil zu fällen, das seinen Ansichten angemessen ist, denn ohne diese Befugniß würde die Druck- und Preß-Freiheit in ein Nichts zusammenschwinden.

S. 8. Hier bezieht sich der Angeschuldigte ebenfalls auf seine im Untersuchungsprotokoll abgegebene Erklärung. Die Ausdrücke werden kaum einer Entschuldigung bedürfen, wenn man den unverhältnißmäßig kleinen Umfang mehrerer deutscher Staaten erwägt, und an den Mangel politischer Unabhängig-

keit aller dieser Staaten denkt. Das Urtheil stützt sich hier vollkommen auf Thatsachen, denn einmal kann nicht geläugnet werden, daß die constitutionellen Staaten Deutschlands zu den kleinen und kleinsten politischen Körperschaften gehören, und dann ist es notorisch, daß ihr constitutionelles Leben durch den Mangel an Unabhängigkeit beschränkt und gehemmt ist. Wenn aber eine äußere Gewalt das politische Leben eines Staates in einzelnen Theilen zu hindern vermag, so kann sie es auch bei eintretenden Umständen in seiner Gesammtheit völlig vernichten, — es ist mithin ephemer und kann unbedenklich so genannt werden.

S. 154 — 159. Alle hier angestellten Betrachtungen sind eine Antwort auf die Behauptung der sogenannten Optimisten, daß meist bloß Verschwender, Müßiggänger und liederliche Leute auswandern; die Antwort darauf mag in starken Ausdrücken gegeben seyn, aber sie ist durchgehends wahr, und die Liebloſigkeit und Hartherzigkeit der Behauptung mußte allerdings das bessere Gefühl des rechtlichen Mannes reizen und empören. Gewiß ist es, daß die meisten Lasten auf dem armen Landmanne liegen, daß er ein sehr elendes Leben führt und in der Regel nur ein schlecht bezahlter Taglöhner auf seinen eigenen Gütern ist. Das Nämliche ist in öffentlichen Blättern und Schriften schon hundertmal gesagt worden.

tätsfahne, der österreichische Beobachter und der Hofdemagog Förster würden einen Wettgesang aufführen: „Heil dir im Siegerkranz!“ Wenn wir sie zur Tafel bäten, wie allunterthänigst würden die Minister-Excellenzen hinter den Stühlen herlaufen und dem allerdurchlauchtigsten Mund eine diplomatische Wassersuppe vorsetzen oder Bundestagsaktenstöße serviren! Ja, wir könnten gute Tage haben, und eine lustige Zeit, wenn wir es nur recht verstünden, alle Narren, die uns jetzt noch Zeit und Weile lang machen, nach unserer Pfeiffe tanzen zu lassen. Mir gefallen die Kerls ganz gut, die da herumlaufen mit einem Bändchen im Knopfloch — wegen geleisteter Hof- und Stalldienste. Eine ganze Hofnationalgarde, welche sich zum Schutze der „geheiligten Person“ ihres Großherzogs gebildet hat, während die Bauern aus der Wetterau das Erbneft — wie sie es nannten — anzustecken suchten; alle Leibjäger, Kammerjunker, Hoflakaien, Freiherrn und sonstige Livreebediente tragen jetzt das Civilverdienst-Ordensbändchen am Busen, und der Bürgermeister Pauli von Heldenbergen hat gerade so viel Ansprüche auf ein Geheimenrathsdiplom, als der königlich preußische privilegirte Professor Schmalz — dermalen privatisirender Gelehrter an der Universität zu Berlin.“ — „Es schwebt die Göttin der Freiheit vom Himmel hernieder, das Wort der

Freiheit will Fleisch werden und Wohnung bei euch machen. Was ihr höret aus der Ferne, es ist kein lockender Sirenengesang, es ist ihr triumphirendes Siegeslied: Freiheit sey auf Erden und allen Völkern ein Wohlgefallen!!! Wachet auf, besteiget eure Berge, sehet nach Osten und Westen, wie glühend goldenschön ist der Himmel, und mit flammendem Nordlichtsschein steht es am diamantenen Firmamente geschrieben: Le jour de gloire est arrivé!“ — „Die Nachtwächter im deutschen Reich, welche sorgsam darauf sehen, daß kein Feuer ausbreche, damit kein fürstlicher Pallast sich entzünde, und die das Licht gehörig unterm Scheffel halten, damit sie selbst desto sicherer im Finstern schleichen können, wollten eben ausrufen: „Es hat Mitternacht im Reich geschlagen,“ als der gallische Hahn, der Herold der Freiheit, hell und laut zu krähen anfing. Ich rede von dem hohen Bundestage zu Frankfurt am Main, der jetzt wohl sehen mochte, welche Stunde geschlagen hatte, und es für das Beste hielt, seinen Morgenstern wegzustellen, seinen Wächterspieß in andere Hände zu geben und nach Hause zu eilen. Das Volk, das nun endlich, da es den Nachtwächtergesang und die ängstigenden Pfeifentöne nicht mehr hörte, aus dem Bett aufstand und die Fenster aufmachte, fand, daß es Tag sey, und zwar ein schöner Tag — es weckte seine Kinder auf und

die deutschen Buben liefen auf die Gassen und Straßen und freuten sich, und johlten und schrieen, schlugen die Thüren an den Häusern auf, wo es nicht Tag werden wollte, rissen die finstern Tempel der Nacht, die düstern Kerker des Mittelalters ein, auf daß die Sonne überall hin scheine, und die Wolkenvorhänge, welche bisher den blauen lachenden Himmel verdeckt hielten, flackerten auf in zischenden Flammen."

In ähnlicher Art äußerte sich der enthusiastische Demagog an der Abendtafel, an der sich, außer uns und ihm, noch einige der hannöverischen proscribirten Revolutionärs und, zum seltsamen Contrast, ein badischer Baurath aus Freiburg (wenn ich mich noch recht erinnere) mit seiner Fräulein Tochter befanden. Ich will hier, um einen anschaulichen Begriff von der Scene zu geben, die dialogische Form versuchen: Herold: Was Deutschland! Schande! Knechtschaft! Zerstückelung! verdammtes Oesterreich, das mit seinen ungarischen und böhmischen Horden die italienische Freiheit zertrat! Hole der Teufel das Preußenthum und seinen liberalen Aushängeschild, und die preußische Staatszeitung, die uns halbsüßen Zucker auf unser Kommisbrod streut, und den zuckersüßen Herrn von Raumer, dessen begeistertes Haupt immer mit den schönsten Phrasen frisirt ist! Was faselt der Bursche von

unſerer inneren Ausbildung, während das große ſtarke Deutſchland eine politiſche Null iſt! Zum Henker mit dieſen kleinen Fürſtenpuppen, die ſich nach den Winken der Wiener und Berliner Diplomatik drehen, und zufrieden ſind, wenn ſie in ihren Duodezſtaaten die kleinen Deſpoten ſpielen können — fort mit allen acht und dreißig! (Der badiſche Baurath macht große Augen). — Ein Hannoveraner: Der Großherzog von Baden benimmt ſich doch recht gut und ſcheint es mit ſeinem Volke wohl zu meinen. (Der badiſche Baurath nickt Beifall.) — Herold: Was gut benehmen, was wohl meinen! Weil er muß, weil er ſich fürchtet, weil ſich ſein Ländchen wie ein Wurm an der franzöſiſchen Gränze hinzieht! Es taugt Keiner was, ſie ſind Alle . . . . . (hier nahm der Baurath eine Priſe, und konnte im Schrecken die Naſe kaum finden). — Ein anderer Hannoveraner: Der Großherzog Leopold zeigt ſich doch zehnmal beſſer, als die meiſten andern deutſchen Fürſten. Man ſollte doch nicht an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln, bis gegründete Urſache dazu vorhanden iſt. — Herold: Wird bald kommen — dieſe Leute haben den Schalk im Herzen, ſind aber zu dumm, um ſich lange verſtellen zu können. Es iſt an keine Freiheit zu denken, bis die Tyrannen alle verjagt ſind. Mit Blut muß die Freiheit gedüngt werden: Aux ar-

mes, citoyens! (Das Fräulein wurde bleich vor Schrecken und ihrem Vater fiel die Gabel aus der Hand). Ha! wenn wir erst die Zwingherrn verjagt haben und oben auf unsern Bergen stehen und die aufgehende Freiheitssonne begrüßen! Auf, werdet lebendig ihr Pflastersteine, zu den Waffen deutsches Volk, erhebe dein Gemüth an dem Beispiele deiner Nachbarn. En avant marchons! Blut muß fließen in Strömen — Tyrannenblut! Contre leurs canons! Nieder mit Rußland! Mag immer der furchtbare Steppenbarbar mit Schwert und Knute sich erheben. Noch ist Polen nicht verloren! Recht so, italienische Patrioten, reißt dem Baalspfaffen seine dreifache Krone vom Haupt! Auf, Germaniens Völker, auf, in der alten Kraft eurer Väter, schlagt die Tyrannen zu Boden!

Schwert, von Männerfaust geschwungen,
Rettet einzig dieß Geschlecht!

In dieser Weise gieng es geraume Zeit fort; die Hannoveraner stimmten nach und nach in den Ton des Hauptsprechers ein, der Saft der Reben that, wie er pflegt, das Seinige, und endlich wurde ein förmlicher Toast auf die Expulsion der acht und dreißig Tyrannen Deutschlands ausgebracht, worüber sich der loyale badische Baurath nicht wenig entsetzte. Bald darauf entfernte er sich von dem Schauplatze dieser abscheulichen Verschwörung, die

nicht im Finstern gesponnen, sondern im Kerzenlicht einer öffentlichen Wirthstafel ungescheut proklamirt wurde, und ließ sich auf sein Zimmer leuchten. Seine Fräulein Tochter schien die jungen Revolutionärs, worunter sich einige hübsche, muntere Bursche befanden, nicht mit gleichem Widerwillen zu betrachten, und obwohl sie aus Freiburg, dem Hauptsitze der badischen Reformers, kam, so mochte sie doch dort wohl noch keine ähnliche Scene erlebt haben — ein Sprung von dem rechten auf das linke Rheinufer ändert freilich vieles und giebt den Dingen eine andere Gestalt! Wir giengen auch in's Bett, bevor noch Deutschland befreit war und sich ein Thrasybul gefunden hatte, seine dreißig (38) Tyrannen auszutreiben. Die Scene war so lebhaft gewesen, daß es mir in der Nacht von Deutschlands Befreiung — träumte. Ich hörte das wilde Jauchzen der Freiheit, das Sturmgeläute der Glocken, ich sah die freudetrunkene Menge durch die dichtgedrängten Straßen ziehen. Plötzlich ertönte der Ruf: „da kommen sie, da kommen die Befreier Deutschlands!" Ich riß die Augen weit auf, um die herrlichen Heldengestalten zu sehen, die das große Werk vollbracht hatten. Was sah ich? Alltagsgesichter, Jammermenschen, die mit zu Boden geschlagenen Blicken, eiligen Fußes und mit den Zügen der Angst auf dem schreckenbleichen Gesichte durch die tobende Menge

dahinzogen. Es waren hohe und höchste Personen, denen die Lappen der Krone zerfetzt vom Haupte hiengen, Minister mit halb abgerissenen Ordenssternen, Kammerherren ohne Schlüssel, Prinzen und Prinzessinen, denen die kostbaren Kleider in Fetzen vom Leibe fielen; dann folgte das heulende Hofgesinde und der gemeine Troß der Schmeichler und Speichellecker. Verwundert rief ich aus: „Diese hier, Deutschlands Befreier!“ — Ja, kurzsichtiger Thor! rief mir ein ernst blickender, graubärtiger Prophet in der Menge zu, denn es steht geschrieben: „Sie werden untergehen und umkommen in ihrer eigenen Thorheit!“

Dieser ganze demagogische Bombast ist in einer besondern Flugschrift erschienen, die in Stuttgart und vermuthlich auch sonst im Lande im Buchhandel öffentlich circulirt hat; sie ist als Probe demagogischer Tollheit, im 5. oder 6. Bande der hier erschienenen „Neuen Zeit“ vollständig mitgetheilt worden, und der Angeschuldigte konnte demnach keinen Anstand nehmen, Stellen aus derselben in seiner Schrift zu produciren. Wenn aber auch Alles das nicht wäre, so geht ja schon aus der ganzen Fassung dieser Stelle (S. 20 — 26.) augenscheinlich hervor, daß sie eine bittere Persiflage solcher demagogischer Tollheiten ist, und das ganze politische Leben und Wissen des Angeschuldigten wird zum strengen Beweise dienen, daß es ihm mit dieser

Ironie völliger Ernſt war. Immer, als Redacteur der Neckarzeitung, als Verfaſſer des „Patrioten“ und anderwärts, hat er die Deutſchthümler und die demagogiſchen Umtriebe zum Gegenſtand ſeiner Satyre gemacht. Wie ſollte er ihnen nun auf einmal das Wort reden? Er ſtellt ja den ganzen Auftritt als eine Poſſe dar, die beim Becher beginnt, im trunkenen Muthe endigt und mit den Folgen des Rauſches erloſchen iſt. Um die ganze Sache als lächerlich zu bezeichnen, nennt er ſie eine Verſchwörung an der Wirthstafel. Iſt es nicht die höchſte Perſiflage, wenn der Verfaſſer ironiſch ſagt: „Wir giengen auch ins Bett, bevor noch Deutſchland befreit war und ſich ein Thraſybul gefunden hatte, ſeine dreißig Tyrannen auszutreiben.“ Und was iſt der darauf folgende Traum anders, als Satyre? Was ſagt er anders, als daß alle demagogiſchen Tollheiten, alle Verſchwörungen, den Thronen im mindeſten nicht gefährlich ſind, und daß bloß die eigenen Fehler die Regierungen ſtürzen können. Wenn demnach der mögliche Fall einer Revolution einträte, ſo würden die Häupter und Leiter der Regierungen deren alleinige Urſache ſeyn. Die Folgerung hieraus iſt, daß auch die Verhütung der Revolutionen in der Hand der Regierenden liege. Schwerlich aber wird man in dieſem Satze eine Aufmunterung zu Revolutionen finden wollen; denn der Verfaſſer ſagt ja

deutlich, daß keine äußere Gewalt die Regierungen zu stürzen vermöge, sondern bloß ihre eigenen Fehler, und Niemand kann doch eine Regierung zwingen, Fehler zu begehen, welche sie nicht begehen will. Es liegt mithin in dieser Stelle eine wohlmeinende Warnung für unvernünftige Revolutionärs sowohl, als für die Regierungen selbst: für jene, keine nutzlosen Umtriebe zu machen, die doch zu Nichts führen würden und für diese, sich vor solchen Fehlern zu hüten, die eine Revolution herbeiführen könnten.

In Betreff der S. 10. und 13. angeschuldigten Stellen, bezieht sich der Beklagte auf seine im Untersuchungsprotokoll gemachten Erklärungen. Im Uebrigen scheint hier bloß, die Wahl der Ausdrücke in Betracht zu kommen, denn die verfassungsmäßige Druck- und Preß-Freiheit wird wohl jedem Schriftsteller gestatten, über einen politischen Gegenstand oder einen politischen Akt — dasjenige Urtheil zu fällen, das seinen Ansichten angemessen ist, denn ohne diese Befugniß würde die Druck- und Preß-Freiheit in ein Nichts zusammenschwinden.

S. 8. Hier bezieht sich der Angeschuldigte ebenfalls auf seine im Untersuchungsprotokoll abgegebene Erklärung. Die Ausdrücke werden kaum einer Entschuldigung bedürfen, wenn man den unverhältnißmäßig kleinen Umfang mehrerer deutscher Staaten erwägt, und an den Mangel politischer Unabhängig-

keit aller dieser Staaten denkt. Das Urtheil stüzt sich hier vollkommen auf Thatsachen, denn einmal kann nicht geläugnet werden, daß die constitutionellen Staaten Deutschlands zu den kleinen und kleinsten politischen Körperschaften gehören, und dann ist es notorisch, daß ihr constitutionelles Leben durch den Mangel an Unabhängigkeit beschränkt und gehemmt ist. Wenn aber eine äußere Gewalt das politische Leben eines Staates in einzelnen Theilen zu hindern vermag, so kann sie es auch bei eintretenden Umständen in seiner Gesammtheit völlig vernichten, — es ist mithin ephemer und kann unbedenklich so genannt werden.

S. 154 — 159. Alle hier angestellten Betrachtungen sind eine Antwort auf die Behauptung der sogenannten Oplimisten, daß meist bloß Verschwender, Müßiggänger und liederliche Leute auswandern; die Antwort darauf mag in starken Ausdrücken gegeben seyn, aber sie ist durchgehends wahr, und die Liebloſigkeit und Hartherzigkeit der Behauptung mußte allerdings das bessere Gefühl des rechtlichen Mannes reizen und empören. Gewiß ist es, daß die meisten Lasten auf dem armen Landmanne liegen, daß er ein sehr elendes Leben führt und in der Regel nur ein schlecht bezahlter Taglöhner auf seinen eigenen Gütern ist. Das Nämliche ist in öffentlichen Blättern und Schriften schon hundertmal gesagt worden.

Soll sich denn in der Brust des redlichen Mannes kein Gefühl des Mitleids regen und soll er nicht bedauern dürfen, daß so viele Tausende, die dem Lande erspart werden könnten, nutzlos verschwendet werden. Ist dies nicht die ewige Klage der Oppositions-Blätter selbst der wo Censur besteht, und der Beschwerden aller Ständeversammlungen? Und soll man nicht die Geduld bewundern dürfen, mit der das Volk diese Lasten trägt? Dies wäre gegen alle Freiheit des Gedankens und der öffentlichen Mittheilung. Der Verfasser fordert aber nirgends das Volk auf, diese Lasten auf eine gesetzwidrige Weise abzuschütteln.

Der Verfasser liefert sofort eine Berechnung der Lasten, welche Deutschland in Folge seiner Zerstückelung in kleine Staaten zu tragen hat. Hat er hierin etwa mehr als die strenge Wahrheit gesagt und sollte es in einem constitutionellen Staate verboten seyn, offenkundige Thatsachen so darzustellen, wie sie wirklich sind? Darf man nicht den Wunsch hegen, daß es anders und besser seyn möchte? Und darf der Politiker nicht voraussehen, daß die Zeit eine, wenn auch nur allmählige und theilweise Aenderung und Besserung herbeiführen könne? Wie viel mehr zerstückelt, als jetzt, war Deutschland noch vor 30 Jahren? Hundert Schriftsteller haben sich über jenen Zustand beklagt, und die Zeit hat ihm abgeholfen.

Haben

Haben aber die Klagen jener Schriftſteller dieſe Aenderung der Dinge bewirkt? Ganz und gar nicht, ſondern die Ereigniße der Zeit, von denen ſämmtliche jetzt regierende Souverains in Deutſchland unbedenklich für ihre Vergrößerung Nutzen gezogen haben. Eben ſo wenig kann der Wunſch eines jetzt lebenden Schriftſtellers, daß der Zerſtückelung Deutſchlands noch engere Gränzen geſetzt werden möchten, eine Aenderung des jetzigen Zuſtandes herbeiführen. Es iſt nur ein Wunſch wie jeder andere, und der Verfaſſer der in Frage ſtehenden Schrift begründet ihn dadurch, daß er zeigt, wie viele Nachtheile Deutſchland aus ſeiner Zerſtückelung erwachſen. Nirgends aber fordert er auf, den Zuſtand der Dinge, wie er nun iſt, auf eine geſetzwidrige oder gewaltſame Weiſe zu ändern. Der Schluß der angefochtenen Stelle allein könnte als eine Rohheit erſcheinen, wenn nicht die Anekdote, auf welche er ſich bezieht, allgemein bekannt wäre: Ein großer Staatsmann in Frankreich blieb hart wie Marmor bei der rührendſten Schilderung der Noth des Volkes. Das letzte Mittel, das man zu ſeiner Erweichung anwendete, waren die Worte: Il faut pourtant qu'ils vivent! — Je n'en vois pas la nécessité! war die Antwort. Was hat nun der Verfaſſer weiter gethan, als dieſe Worte umgekehrt und auf die Ariſtokratie angewen-

det, um ihr fühlbar zu machen, wie hart und ungerecht es ist, kein Herz für die Leiden seiner Nebenmenschen zu haben, und wie man, wenn der Bogen allzustraff gespannt wird, in die Gefahr gerathen könnte, eben dieses Mitgefühls entbehren zu müßen, das man Andern versagt hat?

S. 253 — 254. Hier bezieht sich der Verfasser auf seine im Untersuchungsprotokoll abgegebene Erklärung. Es ist augenscheinlich, daß sich diese Stelle bloß auf Frankreich bezieht, wo der Grundsatz der Volks-Souverainetät gesetzlich ist.

S. 273. Dies sind politische Betrachtungen, welche sich auf die jetzige Lage Frankreichs beziehen. Allerdings muß das alte Gebäude eingerissen und von Grund aus neu aufgebaut werden. Heißt dieß aber eine gewaltsame Umwälzung predigen? Im geringsten nicht. Eine durchgreifende Aenderung der Dinge kann auf gesetzlichem Wege geschehen. Das neueste Beispiel davon liefert uns die englische Reformbill. Durch diese Bill ist das alte politische Gebäude in England ganz niedergerissen und der Grund zu einem neuen gelegt. Und von wem gieng der Impuls dazu aus? Von der Regierung. Eben so glaubt der Verfasser, daß auch in andern Staaten nicht gründlich geholfen werden und die Institutionen dauernd befestigt werden können, als durch eine Radikalkur. Wenn das materielle Wohlseyn

der untern Klassen nicht berücksichtigt, wenn ihnen nicht ein billiger Antheil an den politischen Rechten der Staatsbürger bewilligt wird, so ist allerdings ein Krieg der Armen gegen die Reichen und in dessen Folge eine furchtbare Revolution zu fürchten. Um dieses Resultat nicht herbeizuführen, ertheilt der Verfasser dem Mittelstand den Rath, sich nicht von den Massen des Volks zu trennen, sondern vielmehr den Vermittler zwischen ihr und den höhern Klassen zu machen. Dieser Rath wird gewiß an seinem Platze seyn, wenn man erwägt, daß durch die neuesten Ereignisse die Masse des Volks ihre ganze Kraft hat kennen lernen. Die drei Julitage und der Aufstand in Lyon geben hievon ein unverwerfliches Zeugniß. Wer eine von den Massen ausgehende Revolution herbeizuführen wünschte, könnte gewiß in seinem Sinne nichts besseres thun, als den Mittelstand zur beharrlichen Fortsetzung seines Widerstandes gegen die Wünsche und Bedürfnisse der untern Klassen ermuntern.

S. 315. Die Kritik des russischen Manifestes und der Behandlung überhaupt, die das unglückliche Polen von Seiten Rußlands erfahren, stimmt allzusehr mit der öffentlichen Meinung und den Gefühlen der Menschlichkeit überein, als daß der Angeschuldigte, im Vertrauen auf den edlen Sinn seiner Richter, auch nur versuchen sollte, sich über diesen Punkt zu rechtfertigen.

Der Angeschuldigte geht nun zu der angeblich gesetzwidrigen Tendenz über, die seiner Schrift gemacht wird. Diese Tendenz soll nach dem Inhalt des Untersuchungsprotokolls seyn:

1) Das Volk zu einer Revolution vorzubereiten und zu Aufruhr und Empörung aufzureizen.

Das Volk aufreizen! Durch eine Schrift von mehr als 20 Bogen, von der vielleicht nicht ein Dutzend Exemplare im Lande verbreitet sind! Liest denn die Masse des Volks solche Schriften und kümmert sie sich überhaupt um Ironie? Wer das Volk zu gewaltsamem Aufstand aufreizen will, muß einen materiellen, einleuchtenden Gegenstand, eine Beschwerde wählen, die das Volk im Augenblicke drückt, ein Gesetz, eine Abgabe, die ihm verhaßt sind; er muß eine Form seiner Schrift wählen, welche gestattet, sie in vielen tausend Exemplaren in alle Hände zu bringen, sie muß kurz gefaßt seyn und nur von dem eignen Gegenstande handeln, welcher der Masse in diesem Augenblicke am verhaßtesten ist. Hat aber die Schrift des Angeschuldigten nur irgend eine dieser Eigenschaften? Sie ist mehr als 20 Bogen stark und gehört mithin unter die Klasse jener Schriften, deren Unschädlichkeit in Beziehung auf die Masse des Volks selbst der Bundestag dadurch anerkannt, daß er sie von der Censur freigesprochen hat. In welchen Kreisen cirkuliren

diese Schriften? In Museen, Lesezirkeln, unter den höhern Ständen, zum Theil in der gebildeteren Bürgerwelt. Von dieser Sphäre geht aber gewiß keine Revolution aus und es wäre mehr als thöricht, eine solche durch sie bewirken zu wollen. Diese Absicht kann also unmöglich dem Angeschuldigten untergeschoben werden.

2) Der Verfasser soll die Absicht haben, die monarchische Regierungsform als mit der Freiheit des Volks und der Erreichung des Staatszweckes unvereinbar, die Republik hingegen nicht nur als die beste, sondern sogar als die im Interesse des gemeinen Wesens einzig mögliche Regierungsform darzustellen.

Der Verfasser hat eine Reisebeschreibung geschrieben; er hat das Merkwürdigste von dem erzählt, was er gehört und gesehen hat; er hat den Zustand Frankreichs und seiner Hauptstadt geschildert, wie er ihm erschienen ist. Der Verfasser kümmert sich nicht um Namen — es liegt ihm nichts an den Benennungen: Monarchie oder Republik; er will nur gesetzliche Freiheit mit den nöthigen Bürgschaften für dieselbe. So hoffte er, durch den Wechsel der Dynastie das constitutionelle Königthum in Frankreich befestigt zu sehen; er hoffte, daß das constitutionelle Deutschland an Frankreich eine Stütze und festen Ankergrund zur Consolidirung seiner Verfassungen erhalten würde. Damit wäre die Bahn zur allmähligen

Ausbildung der deutschen Verfassungen geöffnet gewesen. Leider täuschte er sich in dieser Erwartung, und er kann und will nicht in Abrede ziehen, daß ihm diese Täuschung eine gewiße Bitterkeit gegen die jetzige Regierung in Frankreich und das von ihr befolgte System eingeflößt hat, weil dasselbe augenblickliche Beschränkungen der Freiheit herbeigeführt hat und in der Perspektive einen großen politischen Orkan voraussehen läßt. Noch liegt es in der Macht der Regierungen, dieses Ereigniß zu vermeiden; gehen sie aber auf der nämlichen Bahn fort, so wird es dem Politiker wohl erlaubt seyn, voraus zu sehen, daß dieser Gang zu einer Revolution und wahrscheinlich zu einer Republik führen wird. Die Stürme einer solchen Umwälzung sind gewiß und ihre Folgen lassen sich nicht voraussehen. Die Republik kann wieder im militärischen Despotismus enden und die Welt in den kaum verlassenen politischen Kreislauf zurückwerfen. Dies wünscht der Verfasser, als ein Freund der Freiheit, gewiß nicht, und er kann ehrlich sagen, daß ihm eine aufrichtig gehandhabte konstitutionelle Monarchie mit allen zu deren Entwicklung nöthigen Freiheiten lieber gewesen wäre. Diese Ansicht der Dinge giebt sich überall in der Schrift kund, wie z. B. (S. 97.) in den Worten: „O Thorheit ohne Gleichen! Europa's Schicksal war in Ludwig Philipps Hand

gegeben — mit dem Bürgerthum hätte sich das Königthum noch Jahrhunderte in Europa halten können; jetzt können wir die Ankunft der Republik nach Jahren berechnen, und Frankreichs einfältige Quasilegitimität wird alle Throne Europa's in ihren Fall mit sich hinabziehen." Heißt dies die Republik wünschen oder gar deren Errichtung empfehlen, wenn man die Fehler der constitutionellen Monarchie bedauert, wenn man anerkennt, daß sie noch Jahrhunderte hätte bestehen können? Sie kann es auch jetzt noch, wiewohl die politischen Aussichten ziemlich trübe sind, aber es ist des Angeschuldigten ernstliche und aufrichtige Meinung — und Meinungen werden doch in einem constitutionellen Staate gestattet seyn! — daß bei dem jetzigen politischen Gang der Dinge eine Krisis in Europa nahe ist, die entweder mit dem Untergang der öffentlichen Freiheit oder mit dem Umsturz der Throne enden wird. Alles aber liegt noch immer in der Hand der Regierungen, denn nur ihre eigenen Fehler können ihnen verderblich seyn.

Wollte der Verfasser zur Errichtung einer Republik aufmuntern, so lag es doch gewiß in seinem Interesse, die Parthie der Republikaner als sehr stark in der französischen Kammer darzustellen, denn nur von dieser kann eine Aenderung der Dinge ausgehen. Er sagt aber aufrichtig: (S. 2. 8.) „Es giebt keine Republikaner, deren Anzahl in

der Kammer sehr gering ist und kaum ein Duzend Deputirte in sich fassen wird; desto festeren Boden haben dagegen diese Männer in der Masse des Volks — nicht im Spießbürgerthum, sondern in den eigentlichen Plebejern, und die Fehler der Regierung werben der Republik täglich neue Anhänger." So ist es auch in der That, die Fehler der Regierung verstärken täglich die Parthie der Republikaner; der Mittelstand ist lau geworden und läßt die Regierung fallen, und wenn man weiß, wie gering in der ersten Revolution die Parthei der Republikaner im Anfang war und wie schnell sie zu einer alles verschlingenden Lawine anwuchs, so darf man glauben, daß die Fehler der Regierung, hier wie dort, die nämlichen Folgen haben werden. Diese Fehler und deren Folgen hat der Verfasser anschaulich gemacht, er selbst aber kann die Republik weder hindern noch befördern. Er wünscht und will das constitutionelle Königthum, aber mit einer aufrichtigen und wahrhaften Verfassung und mit Verbesserung des physischen und moralischen Zustandes der Massen, weil ohne dieselbe in dieser Zeit einer allgemeinen Bewegung sich keine Regierungsform — nenne man sie Republik oder constitutionelle Monarchie — auf die Dauer halten kann. Der Verfasser ist ein Freund der gesetzlichen Ordnung und Freiheit, denn er glaubt der Menschheit zu dienen,

wenn

wenn er aufrichtig die Wahrheit sagt und nicht verhehlt, welche Stürme in einer nahen Zukunft drohen, wenn der Geist der Zeit von denen, die ihn leiten könnten, nicht begriffen wird.

3) Das Königthum sey (266 — 67) als der vollkommenste Abdruck der Selbstsucht und Grausamkeit dargestellt.

Der Verfasser ist Reisebeschreiber, Berichterstatter über die Erscheinungen der Zeit; er schildert hier die Gesellschaft der Volksfreunde in ihrem politischen Thun und Treiben. Soll das der Historiker nicht dürfen; denn der Reisebeschreiber, der gleichzeitige Schriftsteller ist so gut ein Historiker, als derjenige, der die Geschichte eines ganzen Reiches oder gar eine Weltgeschichte schreibt? Aus welchen Quellen sollten denn die spätern Historiker schöpfen, als aus gleichzeitigen Schriftstellern, und ist es daher nicht Pflicht derselben, der Nachwelt die reine Wahrheit und unverfälschte Urkunden zu liefern? Dies und nur dies hat hier der Verfasser gethan. Es ist übrigens in der betreffenden Stelle offenbar bloß von unumschränkten Königen die Rede, und über diese spricht schon die Geschichte ihr Urtheil. Eben um das Loos der Völker nicht von dem Willen eines einzigen Menschen abhängig zu machen, sind ja Constitutionen eingeführt und verantwortliche Minister aufgestellt worden; denn die Geschichte

lehrt, daß sehr selten die Tugenden und Einsichten eines unumschränkten Herrschers im Kampfe mit dem menschlichen Eigenwillen und der Verderbniß der Höfe die Probe bestanden haben.

4) Die Ursache der Verarmung und des Elends des Volks liege in dem unerschwinglichen Aufwand der Civillisten und Appanagen, und als einziges Rettungsmittel dagegen werde ein völliger Umsturz der bestehenden Verfassungen und die Vertreibung oder Vernichtung der regierenden Dynastien empfohlen.

Es ist allerdings unläugbar und Niemand wird in Abrede ziehen können, daß die Zerstückelung Deutschlands und deren Folgen ein Unglück und die Quelle manchen Elendes für das deutsche Volk sind. Warum sollte es nicht erlaubt seyn, von einer Thatsache zu reden, die Niemand bestreiten kann? Die Zahl der regierenden Häuser und ihrer Angehörigen ist ebenfalls eine bedeutende Last für das Volk — und sollte es denn in einem constitutionellen Staate verboten seyn, von einer Thatsache als solcher zu reden? Mehr hat der Angeschuldigte nicht gethan, er hat bloß gesagt, daß diese Last vorhanden, und gezeigt, wie drückend sie sey. Wo und in welchen Ausdrücken aber hat er denn aufgefordert, sie auf eine gesetzwidrige Art abzuschütteln?

Er hat aber in der betreffenden Stelle (S. 155

— 159) nicht bloß von Civillisten und Appanagen gesprochen, sondern auch (S. 159) „von dem übermäßigen Aufwand an diplomatischen Agenten, unverhältnißmäßigem Militär, einer übertriebenen Zahl von Militär- und Civilbeamten.“ Die nämlichen Aeußerungen über den Hofaufwand sowohl als über die Verschwendung im Staatshaushalte, sind schon hundertmal in Ständeversammlungen und öffentlichen Schriften aller Art gemacht worden. Sie sind eine Thatsache, die sich nicht läugnen läßt und über die man in einem constitutionellen Staate frei sprechen darf. Eine solche Diskußion ist bloß in despotischen Staaten verboten, aber dann ist man so billig, sie durch die Censur zu hindern; man gestattet sie nicht erst und macht dann hintennher ein Vergehen daraus. In der Schlußstelle, welche diesen Gegenstand betrifft, ist, wie der Angeschuldigte schon oben gezeigt hat, nicht einmal eine indirekte Aufforderung zu einer gewaltsamen Aenderung dieses Zustandes der Dinge zu finden. Hätte sich auch diese bittere Aeußerung nicht auf so natürlichem Wege ergeben, wie oben gesagt ist, so würde sie doch nie als ein Aufruf zur Gewaltthat an das deutsche Volk betrachtet werden können; denn wer wird sich der französischen Sprache bedienen, wenn er das deutsche Volk zu einer aufrührerischen Handlung aufreizen will? Gesetzt auch, was nicht der Fall ist, diese Aufforderung

wäre in einer Schrift geschehen, deren Form erlaubt hätte, sie in vielen tausend Exemplaren unter die Masse des Volks zu bringen, so hätte ja jeder Leser, um den Sinn der betreffenden Stelle zu verstehen, einen Uebersetzer haben müssen, der sie ihm erklärt hätte. Gerade aber die Fassung der Stelle beweißt ja, daß der Verfasser keine andere Absicht dabei hatte, als einem bittern Gefühle in Worten Luft zu machen und die Aristokratie in einer ihrer unbarmherzigen Aeußerungen mit den nämlichen Waffen zu schlagen.

Der Angeschuldigte geht nun zu dem rechtlichen Theile seiner Vertheidigung über. Nach dem §. 94. der Verfassung sind alle Gesetze und Verordnungen aufgehoben, die mit einer ausdrücklichen Bestimmung der Verfassung im Widerspruche stehen. Der §. 24. der Verfassung sichert jedem Bürger die Denkfreiheit. Diese Denkfreiheit ist aber an sich nichts, wenn nicht die Freiheit damit verbunden wäre, seine Gedanken öffentlich auszusprechen. Diesen Grundsatz erkennt ein nachfolgender Paragraph der Verfassung (§. 28.) an, indem er die Preßfreiheit gestattet. Da nun die Verfassung das Grundgesetz ist, welches alle übrigen Gesetze neutralisirt, die ihren Bestimmungen widersprechen, so muß sie auch die Basis für den Begriff der Preßfreiheit sein. Man muß also im Gebiete des Wissens Alles sa-

dürfen, was nicht den Bestimmungen der Verfassung widerstreitet. Man muß selbst diese in der Theorie mangelhaft finden und ihre Fehler rügen dürfen; einzig und allein kann nicht gestattet seyn, zu einer gesetzwidrigen Aenderung einer der Bestimmungen der Verfassung aufzufordern. Wo aber und in welcher Stelle seiner Schrift hat dieß der Angeschuldigte gethan? Hat er etwas gegen die Erblichkeit der Königswürde gesagt, hat er die Rechte und die Befugnisse der Stände bestritten, hat er die Gesetzlichkeit der Civillisten angegriffen, hat er von einer Aufhebung oder auch nur Minderung derselben gesprochen? Wenn aber alles dieses nicht der Fall ist, so hat er weiter nichts gethan, als was ihm seine Rechte eines constitutionellen Staatsbürgers gestatten.

Der §. 2. des Preßgesetzes sagt: „daß es erlaubt sey, Alles ohne Censur drucken zu lassen und alles Gedruckte zu verbreiten, dessen Inhalt nicht durch das Preßgesetz oder durch künftig im verfassungsmäßigen Wege errichtete Gesetze für ein Verbrechen oder Vergehen erklärt werde." Durch diese Bestimmung des Preßgesetzes sind mithin alle ältern Gesetze in Beziehung auf die Presse aufgehoben. Der §. 6. des Preßgesetzes sagt: „So wenig der Druck und die Bekanntmachung der in einem ruhigen Tone angestellten Betrachtungen und

Erörterungen über Staatsverfassungen überhaupt, und die Landesverfassung insbesondere, so wie der Wünsche für Verbesserungen und für die Abhülfe der Beschwerden jeder Art, verboten sind, so sehr gehört doch der Aufruf in Druckschriften zur Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, zu Aufruhr und Empörung, überhaupt zu jeder gewaltsamen Aenderung der Verfassung, unter die schweren Verbrechen, und ebenso (nach §. 7.) jeder Angriff auf die Ehre des Staatsoberhauptes, seiner Gemahlin und Familie."

Nach §. 6. des Preßgesetzes sind also Erörterungen über politische Gegenstände jeder Art, so wie Wünsche für Verbesserungen und für die Abhülfe von Beschwerden aller Gattung gestattet. Die dieser Erlaubniß beigefügte Bedingung ist, daß solche Erörterungen und Wünsche in einem ruhigen Tone abgefaßt seyen. Die Gaben der Schriftsteller sind aber, wie die menschliche Natur überhaupt, verschiedenartig. Ihre Schreibart richtet sich nach ihrem individuellen Charakter, sie kann nicht anders, als ihrer Natur angemessen seyn. Wollte man sie beschränken, so wäre die Folge davon, daß es nur ein Modell, nur ein Muster von Schriftstellern geben könnte, nach dem sich alle andern richten müßten. Dieß würde aber der Natur der Dinge widerstreiten, denn der Eine zeichnet

sich durch ruhige Betrachtungen aus, die aber in der Hauptsache ebenso scharf seyn können, als das Pathos eines Andern, oder die beißende Satyre eines Dritten. In den Erörterungen der Gegenstände menschlichen Wissens und in den Beschwerden über den politischen Zustand aber darf in einem gesetzlich freien Staate keiner Art von Talent die Bahn verschlossen seyn. Luther war heftig und jähzornig, Melanchthon sanft und ruhig, aber darum waren doch beide gleich eifrig und einig in Verfolgung ihres Zweckes der Reformation. Der Gesetzgeber konnte also vernünftigerweise nicht die Form der Discussion eines Gegenstandes tadeln, wie er dieß auch durch den Gegensatz in §. 6. des Preßgesetzes (So wenig ꝛc. ꝛc. so sehr ꝛc. ꝛc.) augenscheinlich beweist. Er gestattet Erörterungen über alle Gegenstände der Politik, nur sollen sie nicht in Aufrufe zur Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, zu Aufruhr und Empörung, überhaupt zu jeder gewaltsamen Aenderung der Verfassung, ausarten. Wo findet sich aber in der Schrift des Angeschuldigten irgend ein Aufruf zu Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, zu Aufruhr und Empörung oder zu irgend einer gewaltsamen Aenderung der Verfassung?

In den Verhandlungen der constituirenden Versammlung ist das bestehende Preßgesetz als mangel-

haft und allzu unbestimmt bezeichnet und von der Regierung die verfassungsmäßige Erlassung eines neuen zugesichert worden. Bei diesem anerkannten Mangel einer umfassenden und klaren Gesetzgebung über die freie Presse erfordert nur die strenge Gerechtigkeit, daß das bestehende Gesetz mehr zu Gunsten des Angeschuldigten, als zu dessen Nachtheil ausgelegt werde; denn es ist ja nicht seine Schuld, wenn es ihm an einer bestimmten Norm zur gesetzlichen Abmessung seiner Schritte fehlt. Bei dieser anerkannten Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung nun bleibt dem Schriftsteller nichts übrig, als sich in der Beurtheilung dessen, was gesetzmäßig ist oder gesetzwidrig seyn mag, nach Vorgängern zu richten. Vorgänger dieser Art sind solche Schriften, die entweder frei und ungehindert im Lande circuliren oder im Lande selbst gedruckt worden sind, ohne daß die Staatsbehörde in deren Inhalt etwas Ungesetzliches gefunden hätte. Auf Schriften solcher Art nun will sich der Angeschuldigte hier beziehen und berufen.

Unter die erste Klasse gehören Börnes Briefe aus Paris, die in Würtemberg in freiem Umlauf sind, und welche nach einem Erkenntniß des Gerichtshofes in Hamburg durchaus nichts Ungesetzliches enthalten. Der Angeschuldigte erlaubt sich aus denselben folgende Stellen anzuführen:

Bör-

Börne's Briefe aus Paris 1. Theil. S. 4. Diese kleinen deutschen Fürsten in ihren Nußschal-Residenzen sind gerüstet und gestachelt wie die wilden Kastanien.

S. 13 und 14. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König seyn; sie begreifen nicht, was das heißt, auf schwachen menschlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; sie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele die Sünden eines ganzen Volkes aufladen! Denn warum haben die Menschen Könige, als weil sie Sünder sind? Ist das Fürstenthum etwas Anderes, als ein künstliches Geschwür, welches die heilbedächtige Vorsehung den Völkern zuzieht, daß sie nicht verderben an ihren bösen Säften, daß ihre giftigen Leidenschaften alle nach außen fließen und sich im Geschwür sammeln? Und wenn es aufspringt endlich — wer hat es strotzend gemacht? Nicht schonen soll man verbrecherische Könige, aber weinen soll man, daß man sie nicht schonen dürfe. Doch erzählen Sie das ja keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten sagen: da ist nun ein freiheitsliebender Mann, der doch noch sagt, es sey dem Könige von Frankreich Unrecht geschehen! - Was? Recht! Unrecht! leere, tolle Worte! Verklagt den Sturm, ver-

klagt den Blitz, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die spitzbübische Nacht, die euch um den halben Tag geprellt — und wenn ihr den Prozeß gewonnen, dann kommt ihr geschickten Advokaten und verklagt ein Volk, es habe seinem Könige Unrecht gethan!

S. 48 und 49. Wenn sie sich nur erst die Augen gerieben, wenn sie nur erst recht zur Besinnung gekommen, werden sie sich erstaunt betasten, werden im Zimmer umher blicken, das Fenster öffnen und nach dem Himmel sehen, und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag ist denn heute, wie lange haben wir geschlafen? Unglückselige! nur der Muthige wacht. Wie hat man es nur so lange ertragen? Es ist eine Frage, die mir der Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu seyn aller erwachsenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hosen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, schwachen, gräulichen Schulmeisters! . . Aber Wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker ist nicht wie Rosenschein eines verschämten Mädchens; es ist Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

S. 55 — 57. Fürsten aber sind unversöhnlich und unauslöschlich ist der Durst nach Rache. Hätte

Karl gesiegt, wie er besiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeden Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir sehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geschieht, wo die Gewalt über die Freiheit siegte. Seit Jahren ist der Sieg entschieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tausende schmachten noch im Kerker, Tausende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers ist immer gezückt, und wo es schont, wo es zaudert, geschieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängstigen. So entartet, so herabgewürdigt hat sich die Macht gezeigt, daß sie oft mit Grausamkeiten prahlte, die sie gar nicht begangen; sich der Gerechtigkeit schämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich schonte, und es als Verläumdung bestrafte, wenn man sie mild gepriesen! Mich empört die niederträchtige Unverschämtheit der Fürstenschmeichler, welche die Völker als Tiger, die Fürsten als Lämmer darstellen. Wenn jeder Machthaber, sobald er zum Besitze der Macht gelangt, gleich seine Leidenschaft zur Regel erhebt, grausame Strafen für jeden Widerspruch voraus bestimmt, und diese Regel, diese Anwendung sich herabwälzt

durch Jahrhunderte — nennen sie das Gesetzlichkeit. Das Volk hat seine Leidenschaft nie zum Gesetze erhoben, die Gegenwart erbte nie die Missethaten der Vergangenheit, sie vermehrt der Zukunft zu überlassen. Wenn dumme, feige oder bestochene Richter aus altem Herkommen und verblichenen Gesetzen nachweisen können, daß sie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht gewesen — nennen sie das Gerechtigkeit. Wenn der schuldlos Verurtheilte, durch Reihen schön gepuzter Soldaten, durch die Mitte des angstzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüste geführt wird — nennen sie das Ordnung; und schnellen Tod in langsame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen sie Milde.

S. 58 und 59. Da unten steht jetzt ein Marmor-Piedestal, auf welches man die Bildsäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten, hat stellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es ist noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundstein dazu gelegt. Die Könige sollten sich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundstein zu einem Gebäude legen. Sie thäten besser den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürstlichen Köche, wenn sie Morgens vor ihren Töpfen stehen,

einander fragen werden: wem decken wir das wohl Mittags? und in ihrer philosophischen Zerstreuung manche Schüssel verfehlen werden.

S. 72 und 73. Es ist gräßlich, es ist zu gräßlich, was in Brüssel geschieht! Was Paris im Juli gesehen, war Tändelei dagegen. Man könnte rasend werden über die Niederträchtigkeit der Fürsten. Und der König von Holland ist noch einer der bessern. Männer erwürgen, weil sie sich nicht länger wie Schulbuben wollen behandeln lassen, über den Köpfen ihrer wehrlosen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Congreviſchen Raketen anzünden — das ist die väterliche Liebe der Väter des Volkes, so thun sie sie kund! Ein Brüsseler Zeitungsschreiber sagt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in seine Hauptstadt einziehe?“ Unglückseliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Geduld verliert, mit euren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat sie schon vor drei Tausend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, sie mögen fühlen.

S. 74 — 76. So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuß, Greiz, Schleiz und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin seyn, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und sich von einander zu unterscheiden, sind sie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein-Mal-Eins geht nicht weiter, und das sollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächste Ostern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein sanfter Lehrer, Doktor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, sagte er mit seiner Kindhatterin-Stimme: das ist auch nützlich; aber mit der vaterländischen Geographie muß man den Grund legen. Nun schwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich

jetzt auf der Stelle nach Cairo reisen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen hätte; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erst hinüber und herüber im Postbuche nachschlagen, in welchem Theile von Deutschland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber so viel weiß ich, daß man Gera mit allen seinen Einwohnern in die Richelieu-Straße stellen könnte. Jetzt stellen Sie sich vor, daß diese kleine Stadt, zwei oder gar drey Fürsten hat, die sie gemeinschaftlich beherrschen. Ist es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es ist schon mit einem Fürsten nicht auszuhalten. Der Doktor Schapper hat einen guten vaterländischen Grund in mir gelegt! Er wird sich freuen, wenn er es erfährt.

S. 81 — 83. Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maasregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatze entfernt bin, so hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die

ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Censor findet, der das wegstreicht. Die alten Künste, in jedes aufrührerische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Taglohn ein Vater- und Brudermörder seyn. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorschein, nicht eine ist seit fünfzehn Jahren gestorben. So habe ich in deutschen Blättern gelesen, man habe entdeckt, daß eine geheime Gesellschaft die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man sey den Rädelsführern auf der Spur. Die schlauen Füchse!

S. 87. Wenn man bei unserer lieben deutschen Bundesversammlung um die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Bescheid bekommen! Und doch,

wenn sie klug wären, sollten sie schon aus Egoismus die alten blutigen Gesetze mildern. Heute noch haben sie die Macht, wer weiß, wie es morgen aussieht.

S. 92. Das ist das Preußenthum, das ist die protestantirte Oesterreichische Politik. Das ist, was ich in meiner Brochüre über die Berliner Zeitung alles vorhergesagt.

S. 97 und 98. Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verstand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächsten Frühlinge ganz Europa in Flammen stehen wird, und daß nicht bloß die Staaten über den Haufen fallen werden, sondern auch der Wohlstand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Lustbarkeiten laden die Fürsten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über sie kömmt, bitten sie auch ihre Bürger zu Gaste. Dafür sorgen sie voraus, zu diesem edlen Zwecke machen sie Staatsschulden. Wir können stolz darauf seyn; es ist eine große Ehre in so vornehmer Gesellschaft zu jammern.

S. 100 — 105. Eine Flinte möchte ich haben und schießen. Mit guten Worten, das sehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünsche,

daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zustand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entscheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeisterei in Deutschland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menschen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutschen Bürgerstande wird Angst gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet sich, stellt sich in seiner viehischen Dummheit unter das Comando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die Nationalgarde hält ihn im Zaum, läßt sich aber nicht zum Besten haben, sondern vertheidigt und beschützt nur seine eigenen Rechte und seinen eigenen Vortheil. Heute las ich in einer hiesigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu sechzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksauflaufe ein Messer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was natürliches und gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Messer bei sich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben soll, arretirt und nach Berlin geführt. Es versteht sich, daß die deutschen Zeitungen nicht Graf Schulenburg schreiben durften, sondern nur Graf S. Nur in den französischen Blättern war der Name ausgeschrieben. Ich zweifle

zwar nicht daran, daß es in Deutschland Menschen giebt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben sie die verschiedenen Insurrektionen nicht herbeigeführt, sondern höchstens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verstocktheit, werden glauben oder sich anstellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn sie nun dieses in ihre Gewalt bekommen, werden sie denken, alles sey geendigt, auf die Klagen des Volks ferners keine Rücksicht nehmen, und in die alte Wage gehen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen stand in einem hiesigen Blatte ein sehr merkwürdiger Brief aus Deutschland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich diese Unruhen angefacht habe und wozu er sie habe benützen wollen. Er gedachte nämlich, die baierischen Truppen und die der andern südteutschen Staaten, unter dem Vorwande, sie zur Dämpfung der ausgebrochenen Insurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchschaut und ihn vereitelt. Der Bericht ist sehr interessant und ist, wie mich Einer versicherte, von Herrn v. Hormayr in München eingesandt. Dieser war früher in

Wien angestellt und ist ein großer Feind von Metternich. Es ist sehr traurig, daß in deutschen Blättern der genannte Artikel nicht erscheinen darf, und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern suchten den König zu revolutioniren, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle und sich zum Herrn von Deutschland mache. Die Sache ist gar nicht unmöglich. Ueberhaupt sollen geheime Gesellschaften, besonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder sehr thätig seyn. Mit geheimen Gesellschaften möchte ich nichts zu schaffen haben, am wenigsten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heillose Prälleren angelegt hat. Er wird von Aristokraten geleitet und hat aristokratische Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgersleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Constitutionell meldet, ein Corps deutscher Bundestruppen von einem Nassauer Generale commandirt, würde zusammengezogen, und das Hauptquartier solle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt sieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit fünfzehn Jahren ist dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn diese einmal ihre Früchte trägt,

wird es Frankfurt am ersten schmecken. Ich fange an einzusehen, daß ich die deutschen Verhältnisse falsch beurtheilt habe. Ich habe den entgegengesetzten Fehler der Minister, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Personen. Mehrere unterrichtete Deutsche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutschland alles zu einer Revolution reif sey. Wenn und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wissen; aber es werde losbrechen und das bald.

S. 112 und 113. — Was sagen Sie zu Antwerpen? Ist es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Ist je so eine Schändlichkeit begangen worden? . . Das ist nicht der und der Fürst, der es gethan, das ist nicht der König der Niederlande, der nicht der schlimmste Fürst ist; das ist die Fürstennatur, die sich hier gezeigt, die wahnsinnige Ruchlosigkeit, die meint, ihrem persönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzen Volkes aufopfern. Es ist nicht mehr zu ertragen, und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war. Sie sollten heute nur (im Messager) de Potter's Glaubensbekenntniß lesen, und wie er sagt, der beste Fürst tauge nichts, und er wäre für eine

Republik. Nie hat Einer so klar und wahr gesprochen.

S. 114. Es ahnet mir — nein ich weiß es, die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trägste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und ermuthigen. „Pest und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine schönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müssen. Und das alles um des monarchischen Prinzips, und das alles um eines Dutzends armseliger Menschen willen! Es ist gar zu komisch.

S. 115. An den deutschen Höfen wird jeder Prinz, sobald er auf die Welt kömmt, gleich in ein Regiment eingeschrieben, um von unten auf zu dienen, und so, während er in's Bett pißt, avancirt er immerfort, ist im siebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obrist, und im achtzehnten General.

S. 126. Es ist ein Ekel, und ich mag gar nicht davon sprechen. Benjamin Constant, Lafayette und noch einige Wenigen sind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die Masse der Nation

auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die Industriellen, das heißt auf Deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Frucht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen) und man den Franzosen nicht freiwillig giebt, um das sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

S. 132 und 133. Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber es ist jeder Herr in seinem Hause, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch bloß wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der französische Gesandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorstellungen machte, wegen des Schadens, den die französischen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: Mr. l'Ambassadeûr, je ne sacrifierai jamais les droits de ma coûronne aux intérêts particûliers. Das soll erhaben seyn! Ich finde es sehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umstände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man sollte ihnen

allen einen Termin von vier Wochen setzen, binnen welchen sie eine bessere Regierung einzuführen hätten oder — fort mit ihnen.

S. 148—150. — Saphir wurde von allerhöchsten Händen aus Baiern gejagt, weil er gegen einen Komödianten geschrieben! C'est perruque — würde ein Pariser sagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen solche Charlesdixchen, gegen solche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwischen die Beine durch; das macht sich, wie Wasser, durch die kleinste Lücke Bahn. Es ist zum Verzweifeln, daß deutsche Tyrannei zugleich so viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerstand. Warum aber unsere Fürsten sich so große Mühe geben, die französische Revolution, die viel Metaphysisches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung seyn. — Wenn sich unsere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, so lasse ich das hingehen. Aber die Andern — sie betrachten das Alles aus einem falschen Gesichtspunkte. Es ist wahr, es fanden viele Pfaffen-Intriguen Statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, sie haben ihn fortgejagt und seine Leute geprügelt — ist das nicht schön und

ein

ein gutes Beispiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das ist billig. Herr Wellington ist auch abgesetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kömmt diesen Schwachköpfen gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth gießen die Verlegenheiten auf sie herab. Die Aenderung des englischen Ministeriums ist für uns auch gut. Lesen Sie im heutigen Constitutionell, wie der Belgische Gesandte in London, Herr v. Weyer, nach seiner Rückkehr öffentlich im Congresse von seiner Sendung Rechenschaft abgelegt, und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich sehr amüsirt. Diplomatische Geheimnisse öffentlich in einer Ständeversammlung auszuplaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange sind, das ist unerhört, das ist himmelschreiend — werden sie in Berlin, Wien und Frankfurt sagen.

S. 209 und 210. Der König von Baiern glaubt wahrscheinlich, weil er so viel gereimt hat in seinem Leben, dürfte er sich auch Ungereimtes erlauben. Der Liesching, den ich viel kenne, ist der fünfte Schriftsteller, der seit kurzem auf so schnöde Weise von München verjagt worden.

„Vor der Hand als unpassend ausgewiesen," ist sehr schön gesagt. Der deutschen Des-

potie werden vor Altersschwäche die Glieder steif. Dieses Betragen der baierischen Regierung ist so ganz über die Massen dumm, so ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es steckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß sie nämlich unter dem Scheine des Einverständnisses mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesversammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es giebt nichts Genialischeres als der Blödsinn einer deutschen Regierung, er ist gar nicht zu berechnen.

S. 220 und 221. Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetischen Naturschreibungen habe, ich grüble zu viel und sammle mehr Wurzeln als Blüthen. Aber mit der Reise, nach wiederhergestellter Ruhe, damit haben Sie recht. Ich möchte wohl gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr sind die Oesterreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreisen. Zwar wird es alsdann in Italien noch nicht ruhig seyn, aber nur die schreckliche Ruhe unter Oesterreich könnte mich aus dem Lande entfernt halten, nicht die Unruhe der Freiheit, noch die der erzürnten Natur. Was der * * * * prophezeihet, ist auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher als in Paris erfahren. Fürchterlich! Es stehet mir klar

vor Augen, wie die Schnitter der Zeit mit ihren kleinen Messern die großen Sensen wetzen. — Hiesige Blätter sagen bestimmt, im nächsten Monate würde in Preußen eine Constitution promulgirt werden, und ein Brief aus Berlin, den ich gestern gelesen, behauptet das Nämliche. Aber eine Constitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein Werk der Finsterniß werden. Die Freiheit, die man von Herren geschenkt bekömmt, war nie etwas werth; man muß sie stehlen oder rauben.

S. 225 und 226. Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unsern Freunden im neuen Jahre besser gehen, als Kaisern und Königen. Das sind bescheidene Wünsche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Konrad sagen: wenn ein Kaiser kommt, sehen Sie auf die Hände und lassen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächsten Jahre wird das Dutzend Eier theurer seyn, als ein Dutzend Fürsten.

S. 235 — 238. Saphir ist hier, und sein Anfang ist nicht schlecht. Schon haben einige Blätter von ihm gesprochen, als von Einem, den der Zorn seines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, so viel nöthig ist, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro stand ohngefähr Folgendes: Der König von Baiern,

selbst Poet, habe aus poetischer Eifersucht den Saphir verjagt. . . . Der Vorwand seiner Verbannung wäre gewesen, weil er gegen das Theater geschrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübsches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten sich entzweit *pour une bavaroise* (das bekannte Kaffeehaus-Getränk). Der König von Baiern wird genannt: „sa majesté brutale.“ Als ich das las, habe ich treuer deutscher Unterthan aller Fürsten ohne Unterschied mich gekreuzigt. Aber der König von Baiern beträgt sich doch gar zu wunderlich. Das ist ein Gelehrter, der bringt seine Verirrungen in ein System und da ist keine Hülfe mehr. . . . Es ist gar keine Möglichkeit, die deutschen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Cautionen beibehalten, geschrieben: es wäre recht spaßhaft, wenn sie in Deutschland das mit den Cautionen nachahmten. Censur und Caution! Das sollte ein Witz von mir seyn, im Ernste hielt ich das für nicht möglich. Aber es ist eingetroffen. In einem hiesigen Blatte las ich heute aus Baiern, daß man von einem gewißen Coremans, der eine Zeitung heraus geben will, Caution verlangt habe. Das ist gerade, als wolle man von einem, den man in den Kerker

wirft und an Händen und Füßen kettet, noch eine Caution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des russischen Kaisers an die Polen gelesen. Sie ist im alten Style datirt und im alten Style geschrieben. Der spreizt sich! der will den Helden machen und den europäischen Fürsten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch schlimmer für die andern Fürsten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, sie werden die Zügel loslassen, durch welche sie bis jetzt mit so großer Anstrengung ihre eigene Leidenschaft gebändigt; sie wird durchlaufen und sie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutschland zahnt. Das arme Kind! Nichts ist komischer als die Art, wie die deutschen Regierungen von solchen Unruhen Bericht erstatten. Sie stellen sich an, als wäre ihnen an solchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und sind doch voll tödtlicher Angst. Sie machen Gesichter wie Menschen, die Leibschmerzen haben und sich lustig stellen wollen. — —

S. 250 und 251. Jeder Mensch hat das Recht, ein Dummkopf zu seyn, dagegen läßt sich nichts sagen, aber man muß selbst ein Recht mit Bescheidenheit benützen. Die Deutschen mißbrauchen es. Die

Mittel, welche die Franzosen gebrauchen, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutschen Regierungen benützt werden, um die Despotie zu verstärken. Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der [illegible]igen Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutschland, in Oesterreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit, die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen, daß die Uniform eine Art Gefängniß ist, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß wenn man Schildwache stehet, man am meisten selbst bewacht wird — den sogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgesogen, und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib, für sie zu kämpfen — sich wie ein todter Ofenschirm vor der Gluth des Volks zu stellen, damit die Großen hinter uns nicht schwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch weiß machen zu lassen, das geschehe für die Freiheit — sich so foppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu seyn — es ist unglaublich!

S. 253 und 254. In dem Schreiben eines Polen, worin die schändlichen Tyranneien der russisch-polnischen Regierung erzählt werden, heißt es unter Andern: man habe eigens einen Commissair nach Wien geschickt, um das System der österreichischen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte, (Stock-deutsch heißt es wörtlich,) in allen seinen Theilen zu studiren, um es dumm in Polen einzuführen.

S. 271 — 274. Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Gesandten nach Warschau gab er ein Zettelchen an die Polen mit, worauf er eigenhändig in französischer Sprache und mit Bleistift geschrieben: „Aŭ peŭple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was ist Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin selbst nicht besser. Diesen Morgen las ich etwas von der neuen hessischen Constitution. Und sehen Sie es dem Briefe an? Ist er zerknittert? naß von Thränen der Wuth? habe ich Komma, Punktum vergessen? O bildes Vieh! nicht einem Ochsen würde man so etwas weiß machen! Ein Ochs ist dumm, aber er ist eigensinnig und hat Hörner. Schaafe sind wir, arme, geschorne, zerfezte Schaafe. .... Daß die Deutschen ihren Fürsten und Sängerinnen die Pferde ausspannen, fällt mir nicht auf. Sind sie besser als Pferde? Sie werden sehen,

die guten Hessen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Cassel. Eine solche Constitution, wie man den Hessen gegeben, hätten sich die Pferde nicht gefallen lassen. Mit den guten Deutschen wird noch schlimmer verfahren, als mit dem Heiland. Dieser mußte zwar auch das Kreuz selbst tragen, woran man ihn gepeinigt: aber es selbst auch zimmern, wenigstens das mußte er nicht. Ich kann in Paris französisch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutsch vergessen? Der Mensch hat überhaupt viel Deutsches an sich. Heute las ich: in England hat die französische Regierung 500,000 Flinten bestellt, die russische 600,000, die preußische 900,000. Werden damit anderthalb Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürsten einen Spaß zu machen, sich wechselseitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Diese Flinten kosten 38 Millionen Franken, und die närrischen Völker dürfen nicht eher sterben, als bis sie ihre eigene Leichenkosten vorausbezahlt! Ich möchte diesen Sommer in einem stillen Thale wohnen, aber so still, so heimlich, so abgelegen, daß kein Mensch, keine Zeitung hinkommt, und im October wieder hinaustreten in die Welt und sehen, wie es aussieht. Vielleicht würde ich da nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin.

In die Klasse der Schriften, welche im Lande erschienen sind und, als nichts Gesetzwidriges enthaltend, frei circuliren, gehören:

P. A. Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen.

S. 142 — 145. Der wahre Bürgerstand, der sich als berechtigter Theil eines freien Staatsganzen fühlt und den Kern des ächten Staats bildet, ist unsern deutschen Staaten größtentheils unbekannt, und statt einer lebendigen Wechselwirkung aller Elemente des Staatsorganismus durch Gegenseitigkeit der Rechte und Verbindlichkeiten, findet man die Pflicht des Gehorchens und das Recht des Gebietens streng gesondert und geschieden — dieses im alleinigen Besitze des Fürsten, seiner Beamten und der bevorrechteten Stände, jene ganz und ausschließlich den Unterthanen zugewiesen. Daher will auch in Deutschland Keiner, der auf geistige und gesellige Bildung Anspruch macht, einfacher Bürger bleiben, der Bürger ist ja nichts, und nur der Beamte, höchstens etwa noch der Gelehrte, hat eine Geltung; Alles will vom Staatsdienste leben, das heißt bei uns, dem Fürsten dienen und von dem Erwerbe des Volks zehren. Denn die Beamten sind nicht Diener des Staats, für uns eine todte Abstraktion, sondern des Fürsten, der allein Leben hat, und nach Ludwigs XIV. sambsem Ausspruche den ganzen Staat in sich vereinigt. Wollen als

dann die Organe der Gewalt sich ganz besonders billig und freisinnig zeigen, so wird neben dem Fürsten noch das Volk und nach dem Könige auch das Vaterland genannt und beide als beinahe gleiche Größen oder Hälften eines Ganzen einander gegenübergestellt, jedoch so, daß in allen zweifelhaften Fällen der dem Range nach höhere Fürst dem Volke auch in jeder andern Beziehung vorgeht, und daß bei unvermeidlichen Collisionen die Rechte des letztern denen des erstern weichen müßen. Zwischen dem mit physischem Bedürfnisse ringenden Volke aber und den bevorrechteten höchsten Ständen, welche von Leben, Geselligkeit, Kunst und Wissenschaften in behaglichem Müßiggange nur die Blüthe spielend für sich abstreifen, hat sich eine Welt von Papiermenschen und Actenwürmern bei uns eingeschoben, die mit Schreib- und Rechenmaschinen größere Aehnlichkeit, als mit Gottes freiem und zur Freiheit geschaffenem Ebenbilde haben, um uns nach und nach das Mark auszusaugen, das eine gesunde, gerade auf diesen Stand wirkende Oeffentlichkeit stärken sollte.

In dem Maße nämlich, als der Fürst die Beamten fühlen läßt, daß sie nur seine Geschöpfe sind, drücken die Beamten wieder auf das Volk und entschädigen sich an diesem für die Beschränkungen und Demüthigungen, welche sie von Oben

herab erfahren mögen. Und wie soll nun bei dem Unterthanen Anhänglichkeit und Vertrauen zu einer Verwaltung gedeihen, die als Finanzhoheit den Ertrag seines Fleißes verschlingt, die als Justiz bei verschlossenen Thüren unter der Decke der Heimlichkeit über sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre und sein Eigenthum richtet und ihre Orakelsprüche aus den unverständlichen Hieroglyphen einer modernden Vergangenheit schöpft, die als Polizei jeden seiner Schritte mißtrauisch bewacht, jede freie Regung eindämmt und selbst den Schlag seiner Pulse nach ihrer Vorschrift regeln möchte, die als Militärgewalt ihn zu maschinenartigem Dienste preßt und sein und seiner Stammsverwandten Blut für Interessen, die ihm fremd oder den seinigen geradezu entgegen sind, zu vergießen nöthigt?

S. 218 — 220. So wenig als diesseits des Grabes die Todten auferstehen, so wenig wird daher Oestreich, einst der Erbe deutschen Ruhmes und deutscher Herrlichkeit, für Deutschland je wieder das werden, was es einst gewesen. Eine Kluft von drei Jahrhunderten hat sich zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit aufgethan, die nicht mehr rückwärts übersprungen werden kann. Hätte freilich Oestreich beim Beginn der Reformation es verstanden, dem Impuls der neuen Zeit zu folgen, ihre Bedeutung aufzufassen und zu nützen, ihren

Forderungen zu genügen und sie dadurch zu beherrschen, so wäre Oestreich heute noch das erste Reich der Welt, und im Mittelpunkt Europa's festgewurzelt, an der Spitze jener großen europäischen Bewegung weiterschreitend, würde es auch zum Lichtpunkt Europa's und zum Brennpunkt der Civilisation geworden seyn. Statt dessen hat Oestreich vorgezogen, sich mit aller Kraft dem Strom der Ereignisse entgegenzustemmen und dadurch allerdings dessen Macht zu brechen, eben damit aber auch in entschiedene Opposition gegen das übrige Deutschland zu treten, dem es durch seine Verblendung gegen das hereindringende neue Geisteslicht den Segen in einen Fluch verwandelt und tiefe, fast unheilbare Wunden geschlagen hat; und wollte Oestreich jetzt wieder in die verlassene Bahn einlenken, so wäre es jetzt zur Umkehr zu spät und der Rückweg unmöglich geworden.

Auch scheint Oestreich keineswegs seinen Ehrgeiz auf ein solches Ziel zu richten; es ist Deutschland fremd geworden, hat, zuerst gezwungen, und dann freiwillig, seinen Ansprüchen auf die Hegemonie entsagt, und die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben nur einen Bruch vollendet, der vor dreihundert Jahren schon begann. Oestreich hat seinen deutschen Namen gegen einen europäischen vertauscht, und steht nun allem, was wir von

deutschem Eigenthume noch gerettet haben, allem, worauf Deutschland noch einen Stolz setzen darf, seinem geistigen Leben, seiner Litteratur, seinen Hochschulen, schroff, man könnte sagen feindselig, gegenüber.

S. 228 — 229. So wie die Sachen jetzt stehen, muß Preussens Macht entweder zunehmen, oder durch übermäßige Anstrengung sich erschöpfen und fallen. Letzteres erlaubt das erwachte Selbstgefühl des Volkes nicht, es muß daher das Erste eintreten, und das vollständige Gelingen seiner Plane wird davon abhängen, daß es seine Aufgabe nicht in selbstsüchtigen, sondern in wahrhaft nationalem Sinne zu lösen sucht, und über dem eigenen Vortheile nicht vergißt, was Deutschland von ihm zu fordern berechtigt ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friederich den Großen gab. Hat es aber jenes Ziel seiner Bemühungen und eines gerechten Ehrgeizes erreicht und dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der seine politische Existenz und seinen Rang in der großen Staatenfamilie auf unerschütterlichen Grundlagen feststellt, so löst sich auch der Gegensatz Preussens gegen das übrige Deutschland, als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderstre-

bende, und dieser mächtigere Gegensatz, der bisher den schwächeren in sich verschlungen trug und gebunden hielt, läßt dann dem letzteren, und mit ihm der Entwicklung eines öffentlichen Lebens, der Wechselwirkung und dem Kampfe verschiedenartiger Kräfte im Innern Raum. Eben damit erledigt und erklärt sich aber auch die Haupteinwendung, welche gegen Preussens Hegemonie von Seite des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird.

S. 228 — 232. Einige annähernde Schritte sind ja auch in neuester Zeit, und zwar durch deutsche Fürsten bereits geschehen. Aber noch fehlt die rechte Einsicht im Volke. Ist diese einmal herrschend geworden, so ist das Schicksal zu gerecht, um das, was eine große Nation will, zu verweigern, oder vielmehr der Nationalwille wird selbst zum Schicksal, und der aller Berechnung spottende Reichthum an immer neuen Wegen und Hülfsmitteln, den das Leben und die Wirklichkeit entfalten, ist so unerschöpflich, daß wenn auch das Wie sich nicht voraussagen und bis ins Einzelne bestimmen läßt, wir doch der Erreichung des Zieles uns versichert halten dürfen. Uebrigens kann es wohl kaum dein Ernst seyn, wenn du meinst, ein Protectorat Preussens könnte nur auf militärischer Grundlage beruhen, und diese Meinung auch mir aufbürdest.

Nichts ist in der That leichter, als ein Project zu machen, wie ohne alle gewaltsame Umwälzung auf ganz naturgemäßem Wege eine freie und organische Vereinigung Deutschlands durch die Vermittlung Preussens schnell genug zu Stande kommen könnte. Es dürften ja nur z. B. die Landstände, welche (mit Ausnahme Oestreichs) in allen deutschen Ländern eingeführt sind oder nach der Bundesacte eingeführt werden müßen, nach Verhältniß der Menschenzahl, die sie repräsentiren, aus der Mitte ihres Landes eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten zu einem deutschen Bundestage wählen, der sich am Sitze der preußischen Regierung versammelte und die Bestimmung hätte, alle gemeinsamen Interessen Deutschlands zu vertreten und durch Gesetze, deren Initiative ihm zustände, festzustellen. Es bedürfte dann nur noch der weitern Bestimmung, daß dieser Bundesversammlung gegenüber die preußische Regierung die übrigen deutschen Fürsten in gleicher Art, wie die Bundesversammlung das deutsche Volk, repräsentirte und die Vollstreckung der für ganz Deutschland verbindlichen Bundesbeschlüsse garantirte und übernähme. So wäre ja auf einmal nicht nur Deutschland im Geiste des constitutionellen Systems, welches eine unabweisbare Forderung der Zeit und für die deutsche Nation, als solche, ein weit dringenderes Bedürfniß, als für die einzelnen

Provinzen geworden ist, vereinigt, sondern auch die Individualität der verschiedenen Volksstämme für die Zukunft gerettet.

Allein ich wiederhole es: dies ist im Augenblick noch keineswegs die Hauptfrage. Das Eine, was Noth thut, ist die noch fehlende, rechte Volksgesinnung, und ich behaupte, daß weniger die Fürsten als die Völker Deutschlands das große Hinderniß seiner Vereinigung bleiben werden. Denn ich wage es, auf deine Frage, ob die Fürsten Deutschlands auf ihre Souveränetät, dieses unheilvolle Geschenk des gefährlichsten Feindes der Deutschen jemals freiwillig und ohne einen Kampf auf Leben und Tod Verzicht leisten werden, mit Ja! zu antworten. Sie selbst müßen eine feste, bindende Vereinigung, sobald sie überzeugt seyn dürfen, daß ihr Opfer kein fruchtloses, sondern in Wahrheit der guten Sache gebracht sey, wünschen, wenn sie anders deutsche Fürsten, und nicht lieber die Speichellecker und Schleppträger von Frankreich sind. Denn nur dadurch sehen sie ihre, sonst früherem oder späterem Untergang geweihten Kronen, unter eine sichernde Garantie gestellt, und die Sache Deutschlands gegen den Verrath derjenigen, die es nicht redlich meinen sollten, gesichert. Alsdann hienge es zwar nicht mehr von der Gnade der einzelnen Souveräne ab, ob sie die Waffen für oder gegen Deutschland er-

greifen wollen; der Patriotismus hörte auf eine Waare zu seyn, die man sich bezahlen läßt; die Treue würde zur Pflicht und der Bürgerkrieg zum Verbrechen. Es erhält denn aber auch jeder Einzelne, der der großen Familie angehört, für seine Existenz und seine Rechte die Gewißheit eines mächtigen Schutzes. Gäbe es jedoch immer noch deutsche Fürsten, die sich dieses Namens schämen, weil sie entweder lieber kleine Despoten auf eigene Hand, oder durch gewissenlose Schmeichler getäuscht und verblendet sind, so werden die einen früher oder später die Stimme der Wahrheit vernehmen, die andern aber vor der Nothwendigkeit, welche zwischen Fürsten und Unterthanen keinen Unterschied macht, sich beugen müßen.

Fordern doch die Fürsten Deutschlands von ihren Unterthanen Treue und Gehorsam, weil sonst der Staat nicht bestehen könne. Darf dann nun nicht auch von ihnen selbst ein Eid der Treue gefordert werden, weil sonst Deutschland nicht bestehen kann? Und ist an der Selbstständigkeit Deutschlands nicht noch mehr gelegen, als an der Selbstständigkeit einzelner Provinzen? Es ist nicht mehr die Zeit, wo Deutschlands Fürsten, die bisher auf Kosten der Nation sich bereichert und vergrößert haben, von der zu einem Schattenbild herabgesunkenen Nation noch mehr verlangen und nach dem Preise, den

man ihnen für deren Wiederherstellung biete, fragen können. Deutschland hat der Vielheit seiner Souveraine wenig oder nichts zu verdanken; man belügt sie, wenn man ihnen sagt, daß sie in ihrer, doch nur scheinbaren Selbstständigkeit ein Glück und Segen, der Stolz und Ruhm ihrer Völker seyen. Das Wohl und die Ehre Deutschlands erfordern keine Selbstherrscher, die, sobald ein Krieg Europa bedroht, Söldnerhauptleuten gleich, ihre Unterthanen an den Meistbietenden zu vermiethen gezwungen sind, und denen keine andere Wahl gelassen ist, als dem nächsten Fremdling sich in die Arme zu werfen und Verräther an der Sache Deutschlands zu werden, wenn sie ihre mit dem Fluch des Brudermords belastete Selbstständigkeit behaupten wollen. Nur in der Unterordnung unter eine höhere Einheit können die deutschen Particularregierungen wahrhaft ein Segen ihrer Länder werden, indem sie dem Alles verschlingenden Wirbel einer unermeßlichen Hauptstadt einen heilsamen Damm entgegensetzen; indem sie verhindern, daß nicht alles Licht dorthin als in einen Brennpunkt zusammenströmt; indem sie Anmaßungen und Bedrückungen, die von dort ausgehen, stark durch die Liebe und Anhänglichkeit ihrer angestammten Unterthanen Widerstand leisten. Dazu bedarf es aber keiner anspruchsvollen, über die Beschränktheit der Landeskräfte täuschenden Herr-

schertitel mit dem Gefolge von unerschwinglichen Civilisten und Appanagen, keiner doppelten und in ihrer Doppelheit sich selbst vernichtenden Landesvertretung, nicht der markaussaugenden stehenden Heere, noch der Unzahl eigennütziger Beamten.

S. 280 — 288. Bis jetzt war unter uns bloß davon die Rede, inwiefern um höherein Interessen willen eine Veränderung des politischen Zustands der Deutschen zu wünschen sey. Der eigentlich zwingende Grund aber, die absolute, prosaische Nothwendigkeit (die manche Leute allein als Nothwendigkeit anerkennen und gelten lassen) blieb unerwähnt, und dieß ist der trostlose Zustand der großen Masse der Bewohner Deutschlands, ihres Stamms und Kerns, des ackerbauenden Volks, das sich von allen Seiten bedrückt, eingeengt, verkümmert und ausgesogen fühlt, ohne bei der immer allgemeiner werdenden Höflichkeit und Philanthropie der Verwaltungsformen und dem liberalen Anstrich unserer Einrichtungen zu wissen, was denn die eigentliche Ursache der schleichenden Krankheit ist, die seinen Wohlstand langsam untergräbt, seine Lebensquellen austrocknet, seine Existenz vergiftet und unterhöhlt.

Der Grund dieses Verderbens ist kein anderer, als daß dreißig Familien sich bis jetzt nicht überzeugen konnten, daß für dreißig Millionen Menschen

dreißig Könige zu viel sind, weil die meisten ihrer Unterthanen dieß selbst noch nicht einsehen, diejenigen aber, welche es wissen, der Hof, der Adel und die Beamten, ihre Rechnung dabei finden, wenn eine Unzahl kleiner Fürsten mit allen Ansprüchen mächtiger Monarchen auftritt, ohne als Ersatz ihren Unterthanen einen der Vortheile bieten zu können, welche der Beherrscher eines großen selbstständigen Reichs den seinigen zu sichern vermag. So verzichtet man auf alle Wohlthaten, die eine beschränkte patriarchalische Einrichtung einem kleinen Staate zuwenden müßte, um den täuschenden und kostspieligen Schimmer einer Größe hervorzubringen, der nur den Spott der Mächtigern zu reizen taugt.

Daß der gegenwärtige Zustand seit der Auflösung des deutschen Reichs sich erhalten hat und bestehen konnte, ist kein Beweis dafür, daß er immerfort bestehen kann, und die Zukunft wird es, vielleicht spät und nach langer Schmach und Drangsal, aber unausbleiblich lehren, daß Deutschlands Fürsten entweder von ihrer jetzigen Scheinhöhe freiwillig und selbst unaufgefordert herabsteigen, oder mit ihren Unterthanen zu Grunde gehen müßen. Wenn nämlich die meisten deutschen Fürsten fernerhin wie unverträgliche Geschwister nichts Gemeinschaftliches haben wollen, sondern jeder den andern

zu überbieten oder ihm einen Vortheil abzugewinnen sucht, und jedes kleine Ländchen die ungeheuren Anforderungen, welche man bei dem jetzigen Culturstand an den Staat in Gesetzgebung und Verwaltung, Kriegswesen, öffentlichen Anstalten und Pflege von Kunst und Wissenschaft zu machen berechtigt ist, aus eigenen Mitteln ganz allein bestreiten soll; wenn daneben noch ein maßloser Fürstenprunk den angenommenen Schein der Größe unterstützen und die falsche Ehre retten soll, so muß der Druck der Abgaben und öffentlicher Lasten alle Lebenskraft des Volks erschöpfen. Vergebens, daß man das Uebel, das man zu fühlen anfängt, durch ängstliche Sparsamkeit im Einzelnen, durch eine aufmerksame Rechtspflege, strenge Ordnung und verbesserte Gesetzgebung zu verringern, das Gewicht der Staatslasten durch gleichere Vertheilung und durch mildere Verwaltungsformen zu erleichtern sucht. Es wäre undankbar und ungerecht, die Gutmüthigkeit deutscher Regierungen verkennen zu wollen, und daß muthwillige Bedrückungen, schreiende Ungerechtigkeiten und höhnischer Uebermuth ohnehin zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, wird kein Billigdenkender zu läugnen begehren.

Der Fehler liegt im System, und ohne daß dieses von Grund aus geändert wird, ist keine Abhülfe möglich. Weil viele von den deutschen

Fürsten in dem bisherigen eifersüchtigen Wettstreit glücklich gewesen sind, so glauben sie und ihre Rathgeber, es könne immer so fortgehen, wiewohl die Unmöglichkeit, daß alle groß werden, am Tage liegt und wirklich nur Einer werden kann. Statt dieses einzusehen ist es, als ob absichtlich auf einem die Kräfte der Länder übersteigenden Aufwande bestanden, als ob gefliſſentlich ein mit der Beschränktheit der Mittel in keinem Verhältniß stehender Maßstab angelegt und der Staatseinrichtung der Zuschnitt großer Reiche gegeben würde, um Fürsten und Unterthanen zu fortwährenden Vergrößerungsanstrengungen zu nöthigen und den vermeintlichen Ansprüchen auf Zuwachs an Macht und auf Gebietserweiterung nichts zu vergeben.

Man hört in allen öffentlichen Verhandlungen so viel von den Wohlthaten, welche die deutschen Völker ihren Fürstenhäusern zu verdanken haben, von dem zunehmenden Wohlstande, und der allgemeinen Glückseligkeit in den zum Range von unabhängigen Fürstenthümern und Königreichen erhobenen Ländern, und gutherzige Fürsten, die ihr Land nur aus den Beschreibungen ihrer Höflinge und Beamten kennen lernen, mögen diese treulosen Schmeicheleien gerne glauben. Aber worin bestehen denn die Segnungen, von deren Lobpreis unsere Ständehäuser widerhallen, womit in Thronreden geprunkt und in Dankadressen

lügnerisch geschmeichelt wird? Läuft nicht die ganze Antwort darauf hinaus: Es gibt kein Deutschland, aber viele deutsche Länder, und unter diesen allen ist kein einziges, das nicht in irgend einer Beziehung seit der Auflösung des deutschen Reichs gewonnen hätte? — Das mag nun wohl wahr seyn, denn der Genius der neuen Zeit hat nothwendig in allen Ländern einige Spuren zurücklassen müssen. Aber die Leiden und Verluste werden bei dieser Betrachtungsweise nicht in Gegenrechnung gebracht. Und nun betrachte man auch, wie die Wirklichkeit mit jenen Schilderungen übereinstimmt, welche die herrschende Volksstimmung mit den daraus hervorgegangenen Ereignissen der neuesten Zeit so furchtbar Lügen straft.

In die tiefern Kreise der Gesellschaft muß man hinabsteigen, in der Hütte des Landmanns muß man sich umsehen, wenn man das Elend, welches eine unselige Zerstücklung über Deutschland gebracht hat, in seinem ganzen Umfang ermessen will. Dort ist zu sehen, wie das fleißigste Volk der Erde kaum so viel erwirbt, um gegen Hunger und Kälte nothdürftig geschützt zu seyn, wie die kräftigsten Naturen durch harte Entbehrungen und unnatürliche Anstrengung vor der Zeit altern und in stündlichem Kampf und Ringen um die elendeste physische Existenz sich aufreiben, wie Tausende von Vätern den

Tod ihrer verkrüppelten Kinder als eine Gunst des Himmels, ihren eigenen aber mit der stumpfen Fühllosigkeit des Leibeigenen ansehen, wie die Tröstungen des Glaubens nicht mehr hinreichen, ihre Verzweiflung zu dämpfen, wie ein thierischer Rausch ihre einzige Erholung und manches der gemeinsten Lebensbedürfnisse für sie ein unerschwinglicher Luxus geworden ist.

Warum tritt denn nun in den Versammlungen der Stände Niemand auf, der den Fürstenschmeichlern zuruft, dieses Schauspiel zu betrachten und zu errröthen, wenn sie es vermögen und nicht das Entsetzen ihre Wangen bleich färbt? Warum fragt keiner, ob denn dieser Jammer ewig dauern und Millionen Menschen wie das Ackervieh sich quälen sollen, nur damit die herrschenden und bevorrechteten Familien von dem gemeinen Loos der Sterblichkeit nie etwas erfahren und irdische Speise den ekeln, an Nektar und Ambrosia gewöhnten Gaumen der Erdengötter nicht beleidige? Warum verlangt man nicht von den allzeit fertigen Dienern und Werkzeugen der Gewalt, daß sie aufhören, es als ein Gesetz göttlicher Weltordnung zu verkünden, daß der saure Schweiß des Armen von den Vornehmen muthwillig verpraßt werde, daß sie dem erdrückten Landmann die versiegten Lebensquellen wieder

der öffnen, seinem rastlosen Fleiß einen lohnenden Gegenstand verschaffen und sein Elend länger nicht mit dem Lügengerede von Völkerglück und Landeswohlfahrt verhöhnen?

Statt dem Blick der Fürsten einen Abgrund, welchem sie entgegen gehen, zu verhüllen, sollten jene, deren Rath die Fürsten lauschen, mit tausend Zungen ihnen zurufen, den bisherigen Weg zu verlassen, ihrem Volke sein heiligstes Eigenthum, seine Nationalität zurückzugeben und das zum Lastthier herabgestoßene Geschlecht der Landbewohner wieder zu Menschen zu machen.

Denn auch diese unglücklichen Heloten harren der Erlösung, und auch ihre Stunde muß noch kommen. Wie jetzt der dritte Stand die Hauptrolle in der Tagsgeschichte spielt und die Interessen des Handels und der Gewerbe die erste Berücksichtigung finden, so wird einst, wenn der gesuchte Rückweg aus der Unnatur zu der Natur wieder gefunden ist, eine Zeit kommen, wo eine bereitwillige Anerkennung dem Stande der jetzt mit Füßen getretenen Landbewohner zu Theil wird und die höchste Beachtung ihren Rechten und Bedürfnissen gewidmet ist.

Führe man sie behutsam und mit Klugheit der bessern Zukunft, die ihnen werden muß, entgegen, wecke man sie nicht durch fortgesetzten Druck gewaltsam aus ihrem Seelenschlummer, zerstöre man

nicht muthwillig in ihnen die letzten Reste frommen Glaubens und treuer Anhänglichkeit. Denn noch lebt in diesen mißhandelten Menschen jene Religion der Treue, die in aufopfernder Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus einen Gottesdienst begeht. Noch würden Tausende von ihnen auf den ersten Ruf den Fahnen ihres bedrohten Landesherrn zueilen und Blut und Leben für ihn einsetzen. Aber diese Pietät schwindet täglich mehr und wird bald ganz verschwunden, wenn es fortgeht, wie bisher. Die ersten, halbverstandenen Laute von den Rechten, die man ihnen vorenthalte, haben schon den Weg zu ihrem Ohr gefunden, sie sind aufmerksam und mißtrauisch geworden, tausend Uebelwollende sind geschäftig, das Feuer zu schüren und anzublasen. Sie haben gehört, daß die Nationen nicht zum Vergnügen der Fürsten da seyn; sie beginnen zu ahnen, daß die erworbenen und verjährten Rechte von dreißig Familien nicht heiliger seyn können, als die unveräußerlichen Urrechte von dreißig Millionen Menschen: ihre Ansprüche sind unabweisbar; und wenn auch die Philosophie es in der Ordnung findet, daß der Bauernstand den höheren Ständen zur Unterlage diene und geopfert werde, so ist dies doch nicht die Lehre des Christenthums, und neben dem Gesetze der Nothwendigkeit, welches die Philosophie erkennt und ausspricht, und

das keiner menschlichen Nachhülfe, um sich geltend zu machen, bedarf, gilt in der Welt, welche der gemeinsame Inbegriff aller Gegensätze ist, auch das höhere Gesetz der Liebe, das nur durch Freiheit ins Leben tritt, nur durch die Kraft der sittlichen That erfüllt werden kann. Wollen wir dieses Gesetz nicht ehren und soll auch in Zukunft für den Stand der Bauern nichts geschehen, derselbe vielmehr, wie bisher, bei den meisten Verbesserungen und Fortschritten der Gesellschaft leer ausgehen oder gar die Kosten davon allein tragen: so werden sie am Ende mit der Wuth gereizter Tiger sich auf Städter, Fürsten und Beamte stürzen und die Gräuel eines Bauernkriegs, bei vielen schon das tägliche Gespräch und stündlicher Gedanke, sich erneuern.

Dieß zu verhüten und den Uebergang zum Bessern einzuleiten, scheint nur dadurch möglich, daß Deutschlands Fürsten sich um eine Stufe tiefer und ihren Unterthanen wieder näher stellen, indem sie unter einer gemeinschaftlichen Bundesfahne zum Wiederaufbau des gemeinsamen Vaterlands sich brüderlich die Hand reichen. Und ich sehe nicht ein, warum der Widerwille hiegegen so unüberwindlich seyn sollte; warum deutsche Fürsten es niemals begreifen sollten, daß sie nicht bloß gegen ihre Provinz, sondern auch gegen die Nation Verpflichtungen zu erfüllen haben; daß es Verrath an der

Nation wäre, um ein paar Ruthen Landes, die sie für sich und ihre Familie gewinnen können, das gesammte Deutschland den Ausländern Preis zu geben, und daß die Ehre ihres Hauses es nicht erfordern kann, eine Selbstständigkeit zu erhalten, die nur um den Preis der Schande, des beständigen Bürgerkriegs und des Ruins ihrer Völker in die Länge noch gefristet werden kann.

Hardtwig Hundt-Radowsky, Polen und seine Revolution.

S. 191 — 193. Am meisten erbittert war der russische Gesandte, Herr von Sievers, gleich allen strengmonarchischen Ministern, gegen die Jakobiner, besonders gegen die polnischen! Er sah sie, wie die kleinen Kinder die Gespenster, in allen Ecken, weil er sie sehen sollte und sehen mußte, um einen guten Deckmantel für den großen Raubmord zu bekommen, den man an einer ganzen Nation unter dem Schein des Rechts verüben wollte. Dergleichen Vorwände sind gar hübsch, wenn man auch tausendmal weiß, daß Alles Lug und Trug ist. Will man den Völkern die Preßfreiheit oder die stellvertretenden, zeitgemäßen Verfassungen nicht gewähren, die man ihnen in den Zeiten der Angst so heilig gelobt hat, dann sagt man: wir haben eine ungeheuer große Verschwörung entdeckt, die sich durch ganz Europa verbreitet! Es ist ein schreckliches Thier,

mit vielen hunderttausend Armen und hunderttausend Köpfen: größer als eins in der Offenbarung Johannis! Ein Thier, das alle Monarchen auf Erden ausrotten will. Darauf sucht man in einigen Studentenkoffern nach, findet einige romantisch-politische Entwürfe, zum Beispiel, die Geschichte von Severambien, wo es keine legitime Monarchen, keine Pfaffen, keine Schelme, keine Hofschranzen, keine Schlangen, Nattern, Vipern, kurz gar kein Ungeziefer geben soll; man trifft auch einige Freiheitslieder dabei, und nun ist es ausgemacht, daß die ganze Welt voll Thronenstürmer steckt, die alle Könige guillotiniren, alle Theaterstaatsräthe und russische Spionen todtstechen wollen, und damit hat man einen gar herrlichen Vorwand, den Völkern das Bischen Lebensluft, das sie aus den Schriftkäst'chen der Buchdrucker und aus den stellvertretenden Verfassungen zu schöpfen hofften, und wornach sie schon so lange geseufzt hatten, zu verweigern, denn man darf sich ja nur auf die ungeheure Verschwörung berufen, die es für jetzt unmöglich macht, zu erfüllen, was man den Völkern so heilig verheißen hat, weil stellvertretende, zeitgemäße Verfassungen und Preßfreiheit die kräftigsten Organe und Verbreitungsmittel freier, politischer und religiöser Ideen sind, und also unter den gegenwärtigen Umständen höchst gefährlich seyn könn-

ten, und weil man daher einen ruhigern Zeitpunkt abwarten muß, wo die Menschen reifer für so gefährliche Geschenke seyn werden. Um dem elenden Mährchen von der großen Verschwörung noch mehr Schein von Wahrheit zu geben, stellt man dann einige Demagogenhetzen und Carbonarijagden an, errichtet geheime Polizeien, politische Inquisitionstribunale und dergleichen löbliche Anstalten mehr, sperrt einige vernünftige und freisinnige Männer, die nichts weiter verbrochen haben, als daß sie die Wahrheit und, als Deutschthümler, etwas zu deutsch gesagt haben, auf Festungen ein; jagt einige Dutzend Schriftsteller und andere geistvolle Menschen durch Verfolgungen zum Lande hinaus, weil sie, wie man es nennt, exaltirte und revolutionäre Köpfe, das heißt, rechtliche und kluge Leute sind, und dergleichen Unfug mehr. Diese Verfolgungen geben dann ganz natürlichen Anlaß, daß geheime Gesellschaften sich bilden, daß man die verbotenen Ideen immer mehr entwickelt und auszubreiten sucht; daß mancher der Verfolgten selbst entweder aus Rache oder in der Hoffnung, daß es für ihn und Andere besser werden soll, gleichfalls nach Möglichkeit sein Schärflein hiezu beiträgt und der Druck, der auf allen Zweigen des menschlichen Lebens und Wirkens lastet, macht die Gemüther empfänglich dafür; so entstehen, nicht Verschwörungen einiger Geheimbünd-

ner, sondern plötzliche Ausbrüche, woran viele Tausende den eifrigsten Antheil nehmen, die sich gar nicht berathen, sich nicht verschworen, nicht besprochen haben, und einander gar nicht einmal kennen. Darum male man den Teufel ja nicht an die Wand, er kömmt ohnehin schon. Große Staatsumwälzungen, wofern es nicht bloße Thronumwälzungen sind, wie wenn eine fromme Katharine ihren Gemahl Peter erdrosseln läßt, und sich auf seinen Thron setzt, große Staatsumwälzungen sage ich, sind sehr selten das Ergebniß von Verschwörungen, sondern die ganz natürliche Wirkung des allgemein gefühlten Bedürfnisses. Wenn die Frucht reif ist, dann fällt sie ab.

Der höchste Gipfel aber aller politischen Weisheit gewisser Regierenden und Diplomaten ist, für jedes Unrecht, für jede Schändlichkeit, die sie gegen Völker oder gegen andere Regierungen begehen wollen, immer eine derbe handgreifliche Lüge in Bereitschaft zu halten, um ihnen zum Beschönigungsmittel ihrer Nichtswürdigkeiten zu dienen. Wenn sie auch tausendmal wissen, daß kein Vernünftiger und Unterrichteter ihnen glaubt, so sind sie dennoch überzeugt, daß die Zahl der Unvernünftigen und Kenntnißlosen bei weitem die größere ist, indem sie es ja an keinen Mitteln fehlen lassen, die Menge in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten, wozu

besonders in Rußland die herrlichsten Anstalten getroffen sind, und fortwährend getroffen werden, und daß sie folglich die Mehrheit, wenn gleich nicht für sich, doch wenigstens auch nicht gegen sich haben.

S. 311 — 313. Jener große Länder-, Völker- und Seelenmarkt, dessen Vorsteher und Leiter sich das Recht anmaßten, über das Schicksal der Nationen zu entscheiden, bestand bloß aus einer Versammlung von Fürsten und Diplomaten, welche mit Ländern und Menschen schacherten, als ob es alte Kleider und Möbeln wären. Diejenigen, welche durch ihre schlechte Politik, durch ihre Herrschsucht, ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit und Schwäche Alles verdorben hatten, waren dort theils persönlich durch ihre überklugen Abgeordneten, die eigentlich die Hauptverderber waren, erschienen, und führten das lauteste Wort; die, welche Alles mit ihrem Blut, ihrem Leben, ihrem Vermögen wieder gut gemacht hatten, nämlich die Völker, wurden nicht zugezogen, und nicht über ihre Bedürfnisse und Wünsche gehört, obgleich es wohl billig und wünschenswerth gewesen wäre, Nationalversammlungen in den verschiedenen Ländern, deren Einwohner so große Opfer gebracht hatten, zusammen zu berufen, um ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihre Ansichten zu vernehmen, und nach diesem Maßstabe, dem einzig richtigen und guten, Alles zu ordnen. Sogar manche bedeutende

Fürsten, denen es an Weisheit, Kenntniß und gutem Wollen für das Beste der Menschheit und für das Wohl ihrer Völker nicht fehlte, ward das Stimmrecht bei diesen Berathungen verweigert, da man glaubte, daß weil sie nicht über viele Millionen Menschen, und nicht über Tausende von Quadratmeilen geboten, auch nicht so viel Einsicht haben könnten, um bei so wichtigen Verhandlungen eine Stimme zu haben, und einen vernünftigen Rath zu ertheilen. Von den Interessen der Nation war übrigens wenig die Rede, und was darüber festgesetzt ward, wurde so auf Schrauben gestellt, daß es fast jeglicher Deutung fähig war, wie zum Beispiel die Bestimmungen in Betreff der stellvertretenden Verfassungen, der Preßfreiheit, der Freiheit des Handels und anderer sehr wichtiger Gegenstände. Desto eifriger ward über Länderabtretungen, über Seelenzahl, über gevierte Meilen, über Einverleibungen und Vereinigungen von Staaten und Provinzen gehandelt; und man vereinigte mit geringer Mühe in den Protokollen, was nicht die entfernteste Wahlverwandtschaft hatte, und durch Verschiedenheit der Sitten, der Religion, der Sprache, der Interessen, ja oft durch wechselseitigen, unauslöschlichen Nationalhaß, wie Holland und Belgien, Rußland und Polen, Eines das Andere von

sich zurückstieß. Große Länder und Provinzen wurden andern Ländern einverleibt, gegen deren Regenten und Bewohner sie einen natürlichen Widerwillen hatten. Es scheint fast, daß Napoleons plötzliche Rückkehr nach Frankreich auf die Geister des Wiener Kongresses denselben Einfluß hatte, wie das Herabfahren Jehovah's vom Himmel auf die Sprachen der Erbauer des berühmten Thurmes zu Babel! Die, dort und auf mehreren nachfolgenden Kongressen gepflogene Weisheit hat sich durch das, was in Spanien, in Portugal, in Piemont, in Neapel, in Griechenland geschehen ist und zum Theil noch geschieht, nicht sehr ruhmwürdig bewiesen, und wird aufs Neue durch die Ereignisse in Frankreich, in Belgien, in Sachsen, in Braunschweig, in Hessen, in Polen auf das Kräftigste für das gerade Gegentheil von dem erklärt, was man Weisheit nennt. Man war für die Befriedigung des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht mancher Herrscher, für die Legitimität, die Stabalität, die absolute monarchische Gewalt, kurz für die sogenannten göttlichen Rechte der Fürsten etwas zu eifrig besorgt, und vergaß darüber ganz die menschlichen Rechte der Völker!

Der Angeschuldigte könnte noch mehrere Stellen aus Schriften anführen, welche, als nichts Gesetzwidriges enthaltend, sich in ungehindertem

Umlauf befinden, wenn nicht schon die hier bezeichneten zu seiner Beweisführung mehr als hinreichend wären. Die genannten Schriften äußern sich, wie die ausgehobenen Stellen zeigen, nicht nur auf's unumwundenste und freimüthigste über die Politik des Tages, sondern P. A. Pfizer erklärt sogar ausdrücklich, daß die jetzige Ordnung der Dinge in Deutschland fürder nicht bestehen könne, und daß die deutschen Fürsten zu Gunsten eines preußischen Protektorats ihrer Souverainität freiwillig oder gezwungen entsagen müssen. Gleichwohl ist der freie Umlauf dieser Schriften nicht gehindert worden, weil in einem constitutionellen Staate Meinungen frei seyn müssen, weil sie keinen unmittelbaren Aufruf an das Volk enthalten, die bestehende Ordnung der Dinge mit Gewalt zu ändern, und weil ihre Form (mehr als 20 Bogen) zur Erregung der Volksleidenschaften nicht geeignet und mithin für den Staat nicht gefährlich erachtet wird.

Schließlich erlaubt sich der Angeschuldigte hier noch einige Worte über die ihm aufgebürdete staatsgefährliche Tendenz seiner Schrift beizufügen. Er ist zu diesem Behufe genöthigt, einige Züge aus seinem Privatleben zu entwerfen: Vor mehr als zwölf Jahren hat er ein öffentliches Blatt gegründet, dessen glücklicher Erfolg ihm frohe Aussichten

nicht nur auf eine hinreichende Subsistenz, sondern auch auf Erwerbung eines unabhängigen Vermögens eröffnete. Theilweise Verbote des Blattes in Frankreich und Preußen, in Churhessen und Hannover, die Strenge der Censur, die Hindernisse, die man der Verbreitung in den Weg legte, vernichteten diese Hoffnung und die Unternehmung endete mit unberechenbarem Schaden und zuletzt mit dem gänzlichen Verfalle des Blattes. Jetzt ist er zur Erhaltung seiner Familie auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Dieß ist die Haupttendenz seiner schriftstellerischen Thätigkeit, eine andere hat er nicht. Wollte man ihm aber dennoch staatsgefährliche Absichten zuschreiben, so könnte er durch unwidersprechliche Zeugnisse hoher Staatsbeamten und durch unwiderlegliche Urkunden beweisen, daß er, weit entfernt die Verfassung des Landes gewaltsam umzustürzen, vielmehr bereit und willig war und noch ist, sie durch alle Mittel der Oeffentlichkeit zu vertheidigen, unter der einzigen Bedingung, daß sie in ihrem ganzen Umfange aufrecht erhalten und vollzogen würde. Der Angeschuldigte erbietet sich, wo es nöthig gefunden wird, für diese seine Behauptung vollgültige Beweise beizubringen.

Nachdem nun der Angeschuldigte, wie er glaubt, alle Mittel der Vertheidigung erschöpft hat, baut er, im Bewußtseyn seiner gerechten Sache, auf die

aber Thatsache, daß einige Mitglieder dieses Hauses durch die Angriffe der Presse verletzt worden sind; ich zweifle zwar nicht, daß sie ganz nach ihrer Ueberzeugung und frei von jedem Einfluße handeln werden; daran aber zweifle ich, daß das Publikum das Urtheil als frei von jeder persönlichen Empfindlichkeit betrachten wird. Dieses nun ist zu vermeiden, damit der Urtheilsspruch, so wie er erfolgt, den Charakter der Unpartheilichkeit habe. Durch die Anerkenuung, daß die Kammer die Frage entscheiden könne, hat der Herr Präsident ein gerechtes Zugeständniß gemacht. Schon dadurch, daß dieses Recht der Recusation vorgelegt wird, muß die Kammer darüber erkennen. Sie muß aber diese Frage nach den Bestimmungen des gemeinen Rechts entscheiden. Sie sind eine politische Körperschaft, ich erhebe hierüber keinen Zweifel, aber Sie sind zu gleicher Zeit ein richterlicher Körper; Sie sind ein halb politischer und halb richterlicher Körper, und als Gerichtshof müßen Sie in Beziehung auf die Vertheidigung das gemeine Recht handhaben. Die Vertheidigung muß nicht nur frei und vollständig seyn, sondern es muß auch dem Vertheidiger und dem Angeklagten, gleichviel mit Recht oder mit Unrecht, gestattet werden, diejenigen Richter zu recusiren, deren Unpartheilichkeit sie in Verdacht ziehen. Dieses Recht ist von

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY

sich recusiren, und derjenigen, welche abwesend sind, noch so viele als Richter übrig bleiben, als das Gesetz und die Geschäftsordnung vorschreiben."

Man schreitet zum namentlichen Aufrufe. Mehrere Mitglieder recusiren sich.

General Demarcay: Nach meiner Meinung kann der namentliche Aufruf nichts präjudiciren, sondern es dient bloß zur Constatirung der Anwesenheit der Mitglieder, welche der Sitzung anwohnen; ich behalte mir daher vor, später zu thun, was ich angemessen finden werde.

Herr Fiot: Meine Herren, mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht .... (Geräusch. Unterbrechung.)

Ein Mitglied des Centrums: Recusiren Sie sich einfach.

Herr Fiot: Mein Gewissen sagt mir, daß ich nicht in meiner eigenen Sache richten kann, denn die Angeklagten könnten mit Grund einwenden, daß ein solches Urtheil kein Rechtsspruch sey, sondern eine Rache.

Herr Präsident: Das ist hinreichend. Sie recusiren sich also.

Herr Lenouvel: Aus Achtung vor der Verfassungs-Urkunde und vor mir selbst, recusire ich mich. (Geräusch im Centrum.)

Herr Portalis: Ich antworte: Hier! aber ich behalte mir vor, mich zu recusiren, wenn ich die Gesetze für verletzt halte. (Heftiges Murren. Zur Ordnung! zur Ordnung!)

Herr Präsident: Sie verfehlen sich gegen die Schicklichkeit. Sie haben das Recht, sich zu recusiren, aber nicht das Recht, sich gegen Ihre Collegen zu verfehlen, und das heißt sich gegen dieselben verfehlen, wenn Sie denken, daß sie die Gesetze verletzen könnten. Wenn jedoch dieß nicht Ihre Absicht war, so füge ich nichts hinzu, sonst aber . . . .

Herr Portalis: Ich glaube nicht, daß die Kammer die Absicht hat, die Gesetze zu verletzen; aber wenn ich glaube, daß sie verletzt seyen, entweder durch die Bedingungen, unter denen die Majorität gebildet werden wird, oder durch die Position der mildernden Umstände . . .. .. (Ah! Ah!)

Herr Präsident: Die einzige Folgerung, die ich aus Ihren Bemerkungen ziehen kann, ist die, daß Sie sich nicht recusiren.

Herr Portalis: Nein, denn bis jetzt ist die Kammer gesetzlich zusammen berufen.

Herr Robert: Im Zweifel enthalte ich mich. (Man lacht.)

Herr Gaëtan de la Rochefoucauld: Ich erkläre, daß ich keinen Antheil am Urtheilsspruch nehmen werde.

Herr Präsident: Für jetzt also recusiren Sie sich nicht. Das genügt.

Herr Viennet wird aufgerufen. (Allgemeine Bewegung der Neugierde in den Tribünen.)

Herr Viennet: Als alleiniger Ankläger recusire ich mich. (Man lacht. Die Lorgnetten der Damen verweilen lange auf dem ehrenwerthen Denuncianten.)

Die Sitzung wird auf kurze Zeit suspendirt.

Herr Präsident: Das Ergebniß des namentlichen Aufrufes ist folgendes: Die Gesammtzahl der Mitglieder, welche auf den Aufruf geantwortet haben, ist 388. Hievon haben sich 63 recusirt; es bleiben demnach noch als Richter 323 übrig. In Betracht, daß diese Zahl diejenige übersteigt, welche nach der Verfassung und Geschäftsordnung vorgeschrieben sind, erkläre ich die Kammer als constituirt. Chef der Huissiers, lassen Sie den Angeklagten und seine Vertheidiger einführen.

Um 2½ Uhr werden Herr Lionne und seine beiden Vertheidiger, Herr Marrast und Cavaignac, durch einen Huissier der Kammer eingeführt und nehmen Platz.

Herr Präsident: Herr Lionne! erheben Sie sich. Der Angeklagte folgt dieser Aufforderung und gibt auf die Frage des Präsidenten Vor- und Zu-Namen, Wohn- und Geburtsort an.

Herr Präsident: Sie wissen, daß Sie als verantwortlich oder als Verfasser von zwei Artikeln, die in der Tribüne vom 2. April erschienen, vorgefordert sind.

Herr Lionne: Ich weiß es.

Frage: Sind Sie der Verfasser dieser Artikel? —

Antwort: Nein!

Frage: Uebernehmen Sie die Verantwortlichkeit für dieselben?

Antwort: Ja!

Fr.: Gedenken Sie sich selbst zu vertheidigen? —

A.: Ich habe zwei Vertheidiger gewählt: die Herren Cavaignac und Marrast.

Fr.: Verlangen Sie, daß Ihre Vertheidiger zuerst das Wort nehmen? —

A.: Ja!

Fr.: In welcher Ordnung? —

A.: Ich bitte Herrn Marrast zuerst zu sprechen.

Herr Präsident: Ich bringe den Vertheidigern in Erinnerung, daß sie nichts gegen ihr Gewissen, noch gegen die den Gesetzen schuldige Achtung sagen dürfen. Sie sollen mit Anstand und Mäßigung sprechen. Ich erinnere Sie daran laut Vorschrift

der peinlichen Gesetzbücher; ich erinnere Sie daran im Interesse der Vertheidigung und ihres eigenen guten Rufes. Herr Marrast hat das Wort. (Lebhafte Bewegung der Neugierde.)

Herr Marrast: Meine Herren! Bevor wir auf die Hauptdiscussion eingehen, gebietet uns das Interesse der Vertheidigung, eine präjudicielle Frage zu erheben, welche ich mit Erlaubniß der Kammer in wenigen Worten entwickeln werde.

In der Sizung vom letzten Dienstag haben sich mehrere Deputirte aus Rücksichten, welche sie theils aus der Verfassung, theils aus der Moral zogen, die für ehrliche Leute die erste aller Verfassungen ist, recusirt. Bloß zwei Deputirte haben sich aus persönlichen Gründen enthalten. Wir glauben, meine Herren, daß in der Kammer eine weit größere Zahl von Mitgliedern ist, gegen welche wir aus den nämlichen Gründen das nämliche Recht ausüben können. Indem wir uns also auf den Text der Gesetze beziehen, der formell ist, können wir Leute, die im Voraus ihre Meinung über die Debatten ausgesprochen haben, nicht als Richter zulassen, noch weniger aber solche, welche sich geäußert haben, daß sie den Prozeß bloß darum verlangen, um das Maximum der Strafe anzusetzen; endlich aber ist es unmöglich, daß die Männer, welche wir nicht bloß in ihrem parlementarischen Leben angegriffen,

sondern über dasselbe hinaus verfolgt haben, für uns jenes Gefühl der Unpartheilichkeit hegen, das vor allem Andern den Charakter des Richters bildet. Wir hoffen daher, daß der Herr Präsident das Verzeichniß der 25 Deputirten, welche wir zu recusiren gedenken, ablesen werde. (Geräusch.)

Herr Präsident: Ich erkenne kein Recusations-Recht gegen irgend ein Mitglied dieser Kammer an. (Auf der äussersten linken und rechten Seite: Oh! Oh!) Selbst in einem gewöhnlichen Gerichtshofe könnte die von Ihnen verlangte Recusation nicht gestattet werden, viel weniger also in dieser Kammer, welche hier ein politisches Recht übt. In Sachen der Politik vollziehen die Deputirten das von ihren Committenten erhaltene Mandat; sie sind Frankreichs Abgeordnete und Jeder von ihnen kann sich selbst recusiren, wenn er will; aber kein Bürger hat das Recht, einem Deputirten die Ausübung seiner Funktionen zu untersagen. Sie sind in Gemäßheit des Gesetzes vom Jahr 1822 vor die Schranken dieses Hauses gestellt, und dieses Gesetz gestattet kein Recusationsrecht. Vertheidiger, ich gebe Ihnen das Wort, nicht um zu recusiren, sondern, um den Angeklagten zu vertheidigen.

Herr Odillon-Barrot: Das Recusationsrecht scheint mir eines jener Rechte zu seyn, die aus dem Rechte der Vertheidigung selbst fließen. Keine

menschliche Rechtspflege darf sich Recusationen widersetzen, wenn sie, nicht auf politischen Beweg-Gründen, sondern auf Präsumtionen beruhen, wenn sie darauf gegründet sind, daß dieses oder jenes Mitglied des Gerichtshofs, bei dem Prozesse mittelbare und persönliche Interessen haben möchte. Aus welchem Gesichtspunkte aber Sie den Akt, zu welchem Sie schreiten werden, nun auch betrachten mögen, immer muß er mit einem Urtheils-Spruch, mit einer Handlung der Rechtspflege enden, und mithin muß er von jeder Prävention, von jedem Verdachte der Partheilichkeit frei seyn. Wenn nun die Mitglieder, welche zu dem Urtheilsspruche mitwirken, zu gleicher Zeit mittelbar und persönlich interessirte Partheien wären, so würde nach meiner Meinung dieser Urtheilsspruch den Charakter eines Akts der Rechtspflege verlieren. Im Übrigen steht der Kammer die Entscheidung zu, ob sie dem Angeklagten Recusationen gestatten will, und ich verlange mithin, daß man sie darüber befrage. Ich glaube jedoch, daß auch dieß überflüßig ist, wenn man dem Angeklagten erlaubt, die Namen der Mitglieder abzulesen, welche er recusiren will, denn ich zweifle nicht, daß viele von ihnen der Recusation von selbst zuvorkommen werden.

Herr Präsident: Ich weiß, daß selbst die unbestrittensten Rechte des Präsidenten der Aner-

kennung der Kammer unterworfen sind, sobald sie in Abrede gezogen werden. Wenn nun die Kammer über die eben erhobene Frage ihre Meinung äußern will, werde ich nicht anstehen, ihr mitzutheilen, was ich davon denke. Nach meiner Meinung also, und hier habe ich ein Recht, sie zu sagen, weil es sich nicht um eine politische Berathschlagung, sondern um einen Urtheilsspruch handelt, und weil ich als Präsident das Recht habe, die Debatten zu leiten, nach meiner Meinung also scheint es mir, wenn ich den Charakter eines Deputirten, die Stellung dieser Kammer und die Natur der sich eröffnenden Debatte in Erwägung ziehe, daß das Gesetz dem vor die Schranken dieses Hauses geforderten Angeklagten nur ein einziges Recht gestatte, nämlich das, Entschuldigungen und Erläuterungen über das ihm zur Last gelegte Vergehen vorzubringen, nicht aber als Angreifer aufzutreten und die Mitglieder dieser Kammer namentlich zu befehden, indem er die Gründe der Recusation darlegt, Gründe, welche sowohl für diejenigen, die sich der Recusation unterwerfen würden, als auch für jene, die trotz derselben ihren Sitz als Richter behalten wollten, kränkend wären. Dieß ist meine Meinung als Präsident, dem die Leitung der Debatten zusteht. Nunmehr aber will ich die Kammer befragen, indem ich zugleich diejenigen Mit-

glieder, welche sich recusirt haben, erinnere, daß sie an der Berathung keinen Antheil nehmen können.

Im Centrum: Genug! Genug! Zur Abstimmung!

Herr Isambert: Der Cassationshof hat die Frage, von der es sich handelt, zu prüfen gehabt, und er hat entschieden, daß in dem Ausnahmsfalle, wo ein Gerichtshof, der zugleich Richter und Parthei ist, sich über eine Beleidigung auszusprechen hat, deren Gegenstand er selbst war, das Gesetz das gemeine Recht nicht aufgehoben habe, und daß das Gesetz vom Jahre 1822 in Beziehung auf das Recusations-Recht, welches zum Wesen der Rechtspflege selbst gehört, keine Ausnahme gemacht, so können die Parthien nicht gehindert werden, dieses Recht auszuüben. Ich unterstütze demnach den Antrag des ehrenwerthen Mitglieds und verlange, daß die Kammer darüber befragt werde.

Herr Maugin: Ich bitte um das Wort.

Im Centrum: Nein! Nein! Zur Abstimmung! Zur Abstimmung!

Herr Maugin: Diese Frage ist um so wichtiger, da die Verhandlung, die jetzt eröffnet wird, einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben muß. Damit nun dieser Einfluß heilsam sey, muß der Urtheilsspruch von jeder Prävention, von jedem persönlichen Gefühle frei erscheinen. Es ist aber

Meine Herrn! ich möchte wohl außerhalb der Feierlichkeit dieser Sitzung einige jener Männer auf ihr Gewissen fragen, die ich unter unsern Richtern erblicke, und welche sich aus Abspannung, aus Ekel oder Klugheit für den Augenblick in die ruhige Bahn jener politischen Läßigkeit geworfen haben, die man insgemein die dritte Parthei nennt! (Man lacht links.) Wie viele unter ihnen haben nicht diese parlamentarische Verderbniß bitter gerügt? Wie viele unter ihnen haben nicht über Demoralisation und öffentliches Aergerniß geschrieen? Rief nicht einer nach einer stürmischen Sitzung, das ministerielle System zur Hölle verweisend, aus: „Sie möchten gerne aus dieser Kammer einen Gewissens-Markt machen, wo jeder Artikel seinen Preis hat!" Sagte nicht ein anderer, weniger kaufmänisch und biblischer: Haben nicht die Minister aus der repräsentativen Regierungsform ein wahres Sodom und Gomorrha gemacht! (Bewegung. Herr Marrast wirft seine Blicke auf Herrn Keratry.)

Wir würden uns nicht wundern, wenn selbst diese heute unsere Ausdrücke sehr bitter fänden.

Meine Herrn! Wenn Sie die Summe aller Verkehrtheiten des Systems, die ich nur leichthin berührt, zusammenziehen, so werden Sie als Ergebniß bloß zwei Worte finden: Bestechung und Gewaltthat; wenn Sie sämmtliche Handlungen

der Art, daß es sich von selbst versteht, denn wer sich einen Richter nennt, darf noch keine persönliche vorgefaßte Meinung haben, und sein Urtheilsspruch muß allein durch die Grundsätze der Vernunft, nicht durch persönliche Gefühle, vorgeschrieben seyn. Unter dieser Bedingung allein können sie auf den Charakter eines Richters Anspruch machen. Ich bin demnach der Meinung, daß das Recusations-Recht zuläßig sey, mit Vorbehalt, daß die Kammer über den Werth der Recusationen entscheide. (Gut! Wohl gesprochen!)

Herr Präsident: Wollte man diese Doctrin annehmen, so würde es von einem Journal abhängen, sich die Strafloſigkeit zu sichern, indem es alle Mitglieder individuell beleidigte, um sie hernach als unfähig erklären zu können, so daß die Kammer nimmer in erforderlicher Anzahl vorhanden wäre. (Oh! Oh! Schweigen Sie doch!) Dieß ist eine hinreichend peremtorische Betrachtung, die es überflüssig zu machen scheint, die Frage der Entscheidung der Kammer vorzulegen. Ich lege ihr daher diese Frage bloß aus Rücksicht für Einwendungen vor, die ich achte.

Im Centrum: Zur Abstimmung! Zur Abstimmung!

Herr Maugin: Ich bitte um das Wort. (Murren im Centrum.) Meine Herren! wenn Sie Richter seyn wollen, so seyen Sie vor allen Dingen

gerecht und hören Sie mich. Der Herr Präsident hat behauptet, daß aus dem Rechte der Recusation das Vermögen fließen würde, die Kammer zu dekonstituiren. Die nämliche Inconvenienz würde aber auch Gerichtshöfen gegenüber bestehen. Das Gesetz hat sich jedoch vor einer Betrachtung dieser Art nicht abhalten lassen, denn man setzt bloß vernünftige Recusationen voraus, und endlich könnte diese Inconvenienz sich hier nicht produciren, denn Sie selbst entscheiden ja über die Recusationen. Vor einigen Tagen hat man hier den Artikel eines Journals verlesen, das die Opposition angreift, (Murren im Centrum) nicht nur eines Journals, sondern mehrerer Blätter, die unter dem Schutze des Ministeriums stehen, (im Centrum: Nein! Nein!) nicht nur unter dem Schutze des Ministeriums, sondern unter einem noch höheren; je nun! ich erkläre hier öffentlich, daß ich mich über alle Beleidigungen erhaben achte, welche die ministerielle Presse über mich ergießen mag, und daß ich niemals die Kammer damit behelligen werde; hätte aber ein anderes Mitglied der Opposition eines dieser Blätter vor die Schranken dieses Hauses gefordert, so würde ich, einer der ersten, mich recusirt haben.

Der Präsident legt der Kammer die Frage vor; sie spricht sich mit sehr großer Mehrheit für die Verneinung aus. (Bewegung.)

470622

Herr Präsident: Die Kammer erkennt das Recht der Recusation nicht an.

Herr Marrast erhält das Wort. (Tiefe Stille.) Meine Herren! In die Nothwendigkeit versetzt, die bestimmte Frage des Prozesses in ihren verwundbarsten Punkten zu berühren, kann ich mir die Blößen meiner Stellung sowohl, als der Ihrigen, nicht verhehlen.

Die Vertheidiger des Angeklagten stehen hier, nicht in der Absicht, Sie als Richter zu verletzen, noch Ihren Zorn als Ankläger zu erregen; aber sie stehen auch nicht hier, um die Würde ihres Charakters zu beugen, oder heuchlerisch eine Anklage zu umgehen, welche sie ganz so annehmen, wie sie vorgebracht ist.

Fürchten Sie demnach nicht, meine Herrn, daß die Vertheidigung bis zum Scandal der Chronik herabsteigen werde, hoffen Sie aber auch nicht, daß wir die Logik zu Ihren Gunsten minder streng, oder die Geschichte weniger unerbittlich machen werden.

Warum sollten wir auch heucheln? Hier, unter Ihren Augen, sind wir heute, was wir gestern außerhalb dieses Hauses waren, was wir morgen seyn werden.

Sie sind Richter mit der nämlichen Befugniß, wie wir Vertheidiger sind, das heißt, es sind hier zwei Lager: wir sind für Sie die schlechte Presse

Sie sind für uns eine Kammer, die in keinem Einklang mit dem Volke steht. (Bewegung.)

Krieg also, und nichts als Krieg zwischen uns! Doch ist es überflüssig, unsere Waffen zu überladen, denn sie sind schon mörderisch genug ihrer Natur nach und wir schießen nahe genug, um nicht zu fehlen. (Beifall links und rechts.)

Wir nehmen daher die Anklage an, so wie die Mehrheit dieses Hauses, oder vielmehr der Theil dieser Mehrheit, der allein mit sich consequent ist, sie vorgebracht hat. Sie sind, in seinen Augen, die Parthei der Ordnung, der Erhaltung, des Patrimoniums. . . . (Alle Blicke wenden sich auf Herrn Jaubert, den Herr Marrast absichtlich ins Auge faßt). . . . Wir hingegen, wir sind die Männer der Anarchie, des Umsturzes, ja der Plünderung.

Und man fordert gegen uns heraus die Macht, die Gewaltthat, die Vernichtung! . . . . (Allgemeine Bewegung.)

Meine Herrn! Es ist Ihre Sprache, die ich hier rede; sie wird ohne Zweifel Sie geneigt machen, auch die unsere anzuhören.

Ja, meine Herrn, es bestehen zwei Systeme, keine Schattirungen, sondern vollkommene Contraste, keine Spaltungen, sondern offener Krieg, feindlich, wie das Vorrecht es der Freiheit ist, wie die

Usurpation den Rechten, welche sie raubt, wie das Monopol denjenigen, die es ausbeutet.

Es sind zwei Systeme, die überall auf einander stoßen, in fortwährendem Streit, wie der Gegensatz des Guten und des Bösen.

In der Staatswirthschaft Arbeit und Müßiggang, in der Moral Selbstsucht und Hingebung, in der Politik Willkühr und Freiheit, oder um Ausdrücke zu gebrauchen, die Grundsatz und Geschichte zugleich sind, die Revolution und die Gegenrevolution.

Meine Herrn! Freiheit und Gerechtigkeit, Arbeit und Hingebung, das ist für uns die Republik; Usurpation, Selbstsucht, Vorrechte, das ist für uns die Monarchie. Wir verfechten die eine, wir greifen die andere an, und der wahre Richter in dieser Sache, nicht Sie sind es, sondern das Land, das Volk. (Tiefer Eindruck.)

Das Land, meine Herrn! verstehen Sie wohl! nicht ein Ausschuß von einigen hunderttausend Menschen auf 32 Millionen, nicht bloß diese Population von Wählern, von der Sie Ihr Mandat haben, und die für die Mehrheit dieser Kammer höchstens eine Gesammtsumme von fünfzigtausend Individuen bildet. Das Land, die ganze Masse seiner Einwohner, reich, arm, Grundbesitzer, Gewerbtreibende, Proletarier, die Vereinigung aller

dieſer Intereſſen, wohl gezählt, geachtet, nicht nach der Wichtigkeit, die man ihnen ſelbſt beilegt, ſondern nach der Zahl, nach der Gerechtigkeit, nach der Gleichheit.

Nur eine volksthümliche Regierung vermag alle dieſe ſocialen Kräfte in ihrem vollen Glanze ſtrahlen zu laſſen; Sie aber, meine Herrn, Sie haben ſich an ein Syſtem angeſchloſſen, das ſich ſelbſt unvolksthümlich nennt. (Tiefer Eindruck.)

Wo iſt nun die Lebenskraft dieſes Syſtems? In dem Volke? Mit Nichten. Wie beſteht es alſo? Man muß es wohl außerhalb dem Volke ſuchen.

Und was liegt außerhalb dieſer mächtigen Wirklichkeit? Täuſchung, Lüge, Betrug, mit einem Worte: die Beſtechlichkeit. Weil alſo die Regierung ſich unvolksthümlich nennt, und ſchon darum allein, nenne ich ſie eine verderbliche. (Bewegung im Centrum. Die rechte Seite richtet ihre Blicke auf Herrn Guizot.) Demnach, meine Herrn, ſind wir vor Ihre Schranken gefordert, weil wir vor Ihnen geſagt haben, was Sie ſelbſt mittelbar ausſprachen, indem Sie durch Ihre Stimmen die gegenwärtige Regierung aufrecht erhielten.

Und iſt dieſes Syſtem der Beſtechlichkeit neu? Wie ſollte es neu ſeyn, da die Monarchie es nothwendig macht?

Bestechung durch Furcht, durch Eitelkeit, durch Ehrgeitz, durch ununterbrochene Aufreizung aller bösen Neigungen der Menschen.

Dieß ist, was wir insonderheit gesehen haben, seit jene Faktion, die Tochter des engherzigen Geistes der Reform und der heimlichen Gegenrevolution, auf der politischen Bühne aufgetreten ist, jene Faktion, welche in ihren Meinungen, wie in ihren Handlungen, die Spuren jener beiden Hälften ihres Ursprungs trägt, die daraus das sonderbare Gemisch raisonnirender Subtilitäten und roher Gewalt gemacht, jene Faktion, die wir stets in dem Lager der Feinde Frankreichs finden, von Clichy nach Hartwel, von Hartwel nach Coblenz, von Coblenz nach Paris, von Paris nach Gent, jene Faktion, welche das Zeichen der Unseligkeit auf ihrer Stirne trägt, das sie antreibt, jede Sache, die sie verficht, am letzten Ende ins Verderben zu stürzen, jene Faktion, die nur einen Grundsatz hat: die Selbstsucht, nur einen Glauben: den an die bestehende Gewalt, nur eine Geschicklichkeit: die, die faktische Usurpation durch die Erfindung eines Quasi-Rechts für eine Quasi-Sache zu überkleistern (Tiefer Eindruck) — ich meine die doktrinäre Faktion, und Niemand wird mich mißverstanden haben.

Da diese Faktion keinen Anhaltspunkt in sich selbst hat, so war sie stets unvermögend, irgend etwas zu gründen, irgend etwas zu befestigen. Die gesetzlichen

Mittel tödten sie, der regelmäßige Gang der Dinge deckt ihre Blöße auf und stürzt sie zu Boden. Darum hat sie sich nie anders gezeigt, als mit einem Vor- und Nachbann von Ausnahme-Gesetzen, von öffentlichen Unruhen und von finanziellem Provisorium. (Tiefer Eindruck.)

Diese doktrinäre Faktion hat stets die Reaktionen vorbereitet, und immer mußte ihr ihr eigenes Gefühl sagen, daß sie sie für Andere vorbereite. So herrschte sie von 1816 bis 1820. Freiheit der Presse, persönliche Freiheit, Freiheit des Gewissens, jede Freiheit greift sie an. Wohin führt sie uns? Zum Systeme Villele. Sie ersteht neuerdings mächtig unter Martignac und führt uns zum Ministerium des 8. August. Sie ist heute wieder am Ruder, und die Besorgnisse, welche das Land in Gährung setzen, bezeugen, daß Frankreich weiß, was es von ihr zu erwarten hat; aber Sie, wissen Sie es, wem diese Faktion vorangeht und wer ihr folgen wird? (Bewegung.)

Und sollen wir nunmehr unsere Blicke in die Vergangenheit zurückwerfen und in Erinnerung bringen, welche parlamentarische Ueberschwemmungen das System dieser Faktion begleitet haben, oder ihr gefolgt sind? Sollen wir Ihnen wiederholen, wie bereits die Geschichte, die einer Revolution auf dem Fuße folgt, die Kammern gebrandmarkt hat, welche sich zu den Forderungen aller Ministerien

während der 15 Jahre der Restauration hergeliehen haben?

Und die Prevotal-Höfe, und das Blutbad im Süden Frankreichs, öffentlich in Schutz genommen, und ein ehrenwerthes Mitglied dieser Kammer (Herr D'Argenfon), ein glücklicher Privilegirter seines Gewissens, stets unwandelbar in seinen Grundsätzen, zur Ordnung gerufen, weil er in diesem Hause den Ruf der Menschlichkeit ertönen ließ, und die gerichtlichen Meuchelmorde, und die Proscriptions-Gesetze, und die noch unverschämteren und nicht minder grausamen Amnestien, und diese heimlich provocirten, von der Polizei geschmiedeten Verschwörungen, und diese Todes-Urtheile, durch den Pfeil des Telegraphen entsendet, und diese Verhaftungen ehrenwerther Bürger, und diese politischen Vergehen, unbarmherzig vervielfältigt, und diese Presse, zu Tode gehetzt, unter die Censur erniedrigt, zuletzt der Confiskation unterworfen, und diese öffentliche Schuld, unermeßlich gesteigert, und die Abgaben auf den Verbrauch des Armen zu Gunsten des Grundbesitzers erhöht, und die Wahlen verfälscht, und die Staatsdiener, der Unabhängigkeit verdächtig, ihres Amtes entsetzt, und das Gesetz der doppelten Wahl, vorgeschlagen, erkauft und theuer bezahlt, und der Handel der Stimmen, so klar bezeichnet, daß sie ihren Preis haben, wie ein Zins-Coupon! (Links: Gut! Sehr gut!)

Meine Herrn! ich möchte wohl außerhalb der Feierlichkeit dieser Sitzung einige jener Männer auf ihr Gewissen fragen, die ich unter unsern Richtern erblicke, und welche sich aus Abspannung, aus Ekel oder Klugheit für den Augenblick in die ruhige Bahn jener politischen Lässigkeit geworfen haben, die man insgemein die dritte Parthei nennt! (Man lacht links.) Wie viele unter ihnen haben nicht diese parlamentarische Verderbniß bitter gerügt? Wie viele unter ihnen haben nicht über Demoralisation und öffentliches Aergerniß geschrieen? Rief nicht einer nach einer stürmischen Sitzung, das ministerielle System zur Hölle verweisend, aus: „Sie möchten gerne aus dieser Kammer einen Gewissens-Markt machen, wo jeder Artikel seinen Preis hat!" Sagte nicht ein anderer, weniger kaufmänisch und biblischer: Haben nicht die Minister aus der repräsentativen Regierungsform ein wahres Sodom und Gomorrha gemacht! (Bewegung. Herr Marrast wirft seine Blicke auf Herrn Keratry.)

Wir würden uns nicht wundern, wenn selbst diese heute unsere Ausdrücke sehr bitter fänden.

Meine Herrn! Wenn Sie die Summe aller Verkehrtheiten des Systems, die ich nur leichthin berührt, zusammenziehen, so werden Sie als Ergebniß bloß zwei Worte finden: Bestechung und Gewaltthat; wenn Sie sämmtliche Handlungen

der Kammer, welche sich diesem Systeme angeschlossen hat, zusammenfassen, so bezeichnet dieselben ein einziges Wort: Prostitution. (Bewegung.)

Das ist Restauration, wird man mir entgegnen. Ja, meine Herrn, es ist Restauration, mit Beigebung der Doctrinärs. (Eine Stimme links: Sehr gut! Herr Berryer macht ein Zeichen der Bejahung.)

Und nun will ich Ihnen zeigen, wie dieser Saame aufgegangen ist, wie er um sich gewuchert hat und groß gezogen ward.

Die Faktion der Doctrinärs ermuthigt die Congregationen, und der Jesuitismus greift in ganz Frankreich um sich; sie legt die Presse in Fesseln, und das Gesetz der Liebe droht sie zu vernichten; sie beengt die Wahlen, und sie werden falsch und trügerisch; sie verletzt durch das doppelte Votum die Verfassung, und dieser Verletzung folgt das siebenjährige Parlament; sie erhöht die Staatsschuld, und diese vermehrt sich abermals um eine Milliarde; sie begünstigt die Emigration und diese tritt wie ein Waldstrom über ihre Ufer und verschlingt alles in ihren Strudel; sie zettelt Polizei-Verschwörungen an, und die Polizei führt ihre Machtstreiche aus, provocirt, trifft und schlägt nieder, was ihr widersteht; sie läßt einen Ney, Labedoyere und Mouton-Duvernet verur-

theilen und hinrichten; sie läßt zu Grenoble einhundert zwanzig Menschen erwürgen, weil dreihundert Bauern in Waffen stehen. Dieses Beispiel konnte nicht überboten werden, aber es wurde zum Mindesten nachgeahmt: Berton, Borins, Raoul, Caron sterben auf dem Blutgerüste. Mehr zu thun, war unmöglich, aber auf beiden Seiten sieht man den Telegraphen und den Henker in Arbeit! (Tiefer Eindruck.)

Und die Bestechlichkeit, schon so kühn ihr Haupt erhebend, bleibt sie stille stehen? Nein, sie hat sich schon ihr Bett gebahnt! Die Kammer votirt und verschlingt den größten Theil des Budget. Eine Habgier folgt auf die andere: nach den Emigranten, die Colonisten von St. Domingo und das jämmerliche Anlehen von Haity, nach den Colonisten die großen Grundbesitzer, welche durch das Votum des Korn-Gesetzes den Pachtzins ihrer Ländereien verdoppeln; hierauf das Salz-Monopol, einer Compagnie verwilligt, welche zehen Departemente ausbeutet; sodann das Verbot der Einfuhr von Eisen, Baumwolle und Wolle; das Zoll-System, welches der Masse der Verbraucher nicht einen einzigen nützlichen Artikel übrig läßt, ohne ihn mit Abgaben zu belasten!

Auf solche Weise geht die Ansteckung von der Emigration auf die großen Banken, von den Bau-

kiers auf die großen Grundbesitzer, von dem großen Grundbesitz auf die große Industrie über: alles, was in dieser Kammer repräsentirt ist, oder vielmehr sich selbst repräsentirt, setzt sich am Banket nieder und nimmt seinen Antheil an dem Feste, welches das Volk bedient und bezahlt.

Die Bestechlichkeit hält nimmer der Mühe werth, sich zu verbergen, sie tritt öffentlich auf. Die Geheimnisse der Börse werden offen zum Kauf angeboten, alle Welt weiß, daß das Geld, in die Hände eines Deputirten des Centrums niedergelegt, fünfzig, hundert bis zweihundert Prozente trägt. (Tiefer Eindruck.)

Die Prostitution schreitet mit frecher Stirne einher, ganz Frankreich weist mit den Fingern auf sie, aber während die öffentliche Meinung sich darüber entrüstet, ist ein Mitglied des Centrums, ein Halbgelehrter (alle Blicke richten sich auf Herrn Bignet. Der Präsident erhebt sich mit Heftigkeit.) keck genug, von der Kammer der Dreihundert den Geschäftsführer eines Tagblatts, der sich erlaubt hatte, ein klein wenig an der Jungfräulichkeit und der vollkommenen Uneigennützigkeit der Kammer Villele zu zweifeln, vor die Schranken fordern zu lassen. (Der Präsident setzt sich wieder.) Je nun, meine Herrn, und diese Kammer ertheilt sich durch Beschluß ein Patent der Gewissensreinheit und Ehrenhaftigkeit. Aber ihre

Protokolle bleiben, ihre Handlungen sind der Öffentlichkeit übergeben, aber das Volk, ihren parlamentarischen Windeln entwachsen, braucht sie nicht erst zu drücken und zu winden, damit die Prostitution daraus hervorgehe! (Sichtbare Bewegung. Der Präsident fordert durch ein Zeichen seiner Hand zur Ruhe auf.)

Und später, nachdem die Dreihundert unter dem Gericht der öffentlichen Verachtung gefallen sind, verschwindet dann die Bestechlichkeit? Keineswegs, es ist abermals unter einem transitorischen Ministerium, daß der amtliche Beweis einer parlamentarischen Bestechung erhoben wird. Sie alle wissen, daß Carl X., als ihm das Bureau der Kammer das Gesetz über die Dotation der Pairschaft überreichte, Herrn Pas de Peaulieu fragte, was ein Deputirter zu brauchen pflege, um in Paris leben zu können, und auf dessen Antwort, daß bei einer sparsamen Eintheilung 500 Franken monatlich hinreichend seyen, der Ex-König ihm erwiederte: das ist nicht genug, ich gebe meinen Deputirten monatlich 1000 Franken, und sie beklagen sich doch. (Murren auf der Bank des Herrn Royer Collard: Dem ist widersprochen worden!)

Der Minister des Innern fand diese Aeußerung ungeschickt, Andern schien sie naiv. Sie war tief, denn sie faßte ein ganzes System in sich. Die

Tendenz der Monarchie ist, alle Staatsgewalten in sich zu vereinen. Ist das Parlament streng, so beginnt der Kampf; sein Ausgang hängt von der Gewalt ab, deren Entscheidungen stets ungewiß sind; die Bestechung hingegen ebnet alle Wege: sie schwächt die Controle, sie macht die Repräsentation zu einem Possenspiel, die Deputirten sind nimmer die Hüter, sondern die Verschwender der öffentlichen Gelder, sie sind nimmer die Wächter der Regierung, sondern ihre Mitschuldigen. Dieß ist die Repräsentation, wie wir sie 15 Jahre lang hatten: Verletzung der Gesetze, Mißbrauch der Gewalt, Polizei-Complotte, unermeßliche Abgaben, jede Freiheit des Volks angegriffen, List, Lüge, Betrug, alles wird angewendet oder geduldet, ja selbst von dem Rednerstuhle dieses Hauses vertheidigt, und wenn es auf diesem parlamentarischen Schleichwege, dessen Spuren der Schweiß und das Blut des Volkes bezeichnen, je einen Stillstand der Gewaltthat gab, so hat es wenigstens kein Interregnum für die Bestechung gegeben. (Tiefer Eindruck.)

Ja, meine Herrn, wenn die Zukunft dieses Landes nicht anderwärts vorgezeichnet worden wäre, als in dem Umkreise dieses Hauses, wenn, während die Gesetzgebung verpestet hervorgieng aus dieser Atmosphäre, der Volksbaum nicht in freier frischer

Luft

Luft gegrünt hätte und luſtig herangewachſen wäre, welches Schauſpiel würde dann der Welt dieſes edle Volk der Franken dargeboten haben, ſeiner Größe, ſeiner Rechte, ſeiner Macht, ſeines Ruhms enterbt, ein Spielzeug verächtlicher Parlamente, welche ſelbſt zu der Komödie nutzloſer und dem Lande verderblicher Diskuſſionen verdammt ſind. (Große Bewegung.)

Meine Herrn! ſo ſtehen wir nun hier vor Ihren Schranken und fragen Sie:

Die Kammer, welche den Exceptions-Gerichten und Prevotal-Höfen ihre Zuſtimmung gab,

die Kammer, welche die Polizei-Complotte duldete,

die Kammer, welche die Verfaſſung ungeſtraft verletzen ließ,

die Kammer, welche die Schätze des Staats an Intereſſen verſchwendete, an denen ſie zuerſt Theil nahm,

die Kammer, welche die perſönliche Sicherheit der Bürger der Willkühr der Miniſter hingab,

die Kammer, welche die Freiheit der Meinungen verfolgte,

was waren alle dieſe Kammern? Welchen Namen ſoll man ihnen geben?

Die Kammer, welche die Gehalte der Staats-Diener vermehrt, um ſie ſofort mit gebundenen

Händen und Füßen als willenlose Werkzeuge der Regierung zu überliefern,

die Kammer, die Anlehen auf Anlehen häuft, die geheimen Fonds verschwendet, alle Privilegien aufrecht erhält, der gemeinen Leidenschaft der Habgier Altäre errichtet, den Papier-Wucher begünstigt, Alles in den unreinen Strudel der Börse zieht, Ehre, National-Würde, öffentliche Gelder den Wehrwölfen zum Raube vorwirft,

alle diese Kammern — prostituirt! prostituirt! (große Bewegung.)

Ich habe nun die Geschichte des Parlaments unter der Restauration beendigt und gehe zur Julius-Revolution über. (Stille! Hört! Hört!)

Meine Herrn! Wenn seit diesem Augenblicke die Traditionen der Verkehrtheit beseitigt wurden, wenn man die Linie gebrochen hat, statt sie kaum zu biegen (im Centrum: Oh! Oh!), wenn wir uns endlich auf dem Boden jungfräulicher Unbeflecktheit befinden, dem nichts entkeimt, was die Hand des Volkes ausrotten wollte, dann ist die Tribüne sehr strafbar. Dieß zu untersuchen, bleibt uns noch übrig.

Meine Herrn! Zwischen die — Restauration und die — Julius-Revolution hätten wir gerne eine Welt, eine Ewigkeit gelegt, Sie aber wollten darin nur 3 Tage erblicken, einen glücklichen Wi-

derstand, einen Sieg und eine Krone zum Beschluß.

Wenn demnach zwischen dem, was war, und dem, was ist, noch Fortsetzung besteht, so sind nicht wir Schuld daran. (Bewegung.)

Was ist denn geändert, was? Die Grundsätze, die Ergebnisse, die Mittel, die Agenten? (Stille! Hört! Hört!)

Die Grundsätze? Hat man aber nicht von diesem Rednerstuhle herab erklärt, daß der beste Anspruch des Königs auf die Wahl seine Verwandtschaft mit dem abgesetzten Fürsten sey, daß das Königthum an sich große Achtung verdiene, und daß diese Achtung mit Gold zu erkaufen sey? Was vernehmen wir seit 5 Jahren, als die Lobpreisung des persönlichen Vortheils! Hat man sich nicht auf den nationalen Egoismus gestützt, als von befreundeten Völkern die Rede war, welche den heißen Athem unseres revolutionären Volkes gefühlt hatten, und auf die individuelle Selbstsucht, so oft der Vortheil des Monopols mit dem der Freiheit in Zwiespalt kam! (Links: Wahr! Sehr wahr!)

Meine Herrn! Fast immer wirft man sich unfreiwillig in eine schlechte Bahn. Die Bestechung ist kein Grundsatz, sondern der Schlußstein der

Schwäche und Leidenschaft. Fast immer ist sie erst in der Logik, bevor sie in das Herz herabsteigt. Nur allmählig, bisweilen selbst denen unbewußt, welche sich ihr hingeben, durchdringt sie den Boden, auf den sie herabträufelt. Sie erscheint in tausend Gestalten, ein tausendfältiger Verführer. Und sicherlich ist sie für den, welchen sie verdorben hat, niemals so schreckhaft, als sie denen erscheint, welche sie nicht erreicht. Wehe dem, der von ihr spricht, ohne daß ihm die Röthe in's Gesicht steigt! Wehe dem Schriftsteller, der sie in einer Kammer vermuthet, und der sie nicht mit Entrüstung zur öffentlichen Kunde bringt! (Bewegung.)

Meine Herrn! Gerade darum aber sind wir vor Ihre Schranken gefordert, weil wir auf die Provocation eines Deputirten geantwortet haben, der in einer geschriebenen Rede die Habgier als ein Regierungs-Mittel öffentlich gerühmt hat, auf die Provocation eines Mannes, der, die öffentliche Ehrbarkeit mit Füßen tretend, den Muth hatte, Ihnen die Wohlthaten des goldenen Schlüssels und die Reize der geheimen Fonds anzupreisen; hier, auf diesem Höhepunkte des Staates selbst, hat er es gesagt; er sagte es zu Ihnen, die, aus Ueberraschung ohne Zweifel, vielleicht erstarrend über diese seltsamen Maximen, ihn sprechen ließen, ohne ihn zu tadeln, ohne ihn zu unterbrechen, und die auf solche

Art durch ihr Stillschweigen sich an Grundsätze angeschlossen haben, welche Ihr Inneres empören, denn sonst hätten Sie uns nicht vor diese Schranken gefordert, weil wir daran zu zweifeln wagten. (Murren im Centrum.)

Sie wissen, meine Herrn, daß Jeder seines Glaubens lebt. Diese Bemerkung paßt auf alle Zeiten und Orte. Ihre Empfindlichkeit läßt uns vermuthen, daß hier eine Ausnahme von der Regel stattfindet. Ich begreife daher, daß Sie so vielen Werth darauf legen, die Regel selbst, und zwar durch Urtheilsspruch, zu constatiren. Als wir unsern Artikel schrieben, lebte Alles noch frisch in unserer Erinnerung, was auf diesem Rednerstuhle aus Gelegenheit der Civil-Liste, der Gehalte der General-Einnehmer, der geheimen Fonds, und kürzlich erst in Beziehung auf jene Polizei gesagt worden ist, welche man, als ein nothwendiges Element der Treue, bis in den Schoos der Armee eingeführt hat; wir erinnerten uns, daß auf dieser Rednerbühne ein Deputirter als Puritaner verspottet wurde, weil er das System der ministeriellen Gunstbezeugungen gebrandmarkt hatte; wir erinnerten uns, daß der Heroismus als Thorheit, die Hingebung für das gemeine Wesen als Einfalt verlacht worden sind, und mußten wir nun nicht, nach den gewöhnlichsten Regeln der Logik, glau-

ben, daß man mit den Grundsätzen der Restauration auch ihre Gebräuche beibehalten habe!

Man hat viel von Patrimonium gesprochen; es giebt hundert Arten desselben, und die ausschließliche Liebe der Erhaltung in allen Dingen umfaßt das Böse, wie das Gute. (Murren auf der Bank des Herrn Jaubert.)

Die Grundsätze also sind die nämlichen geblieben, und wollte Gott, daß es nur die Grundsätze wären! Aber auch die Handlungen haben ihnen entsprochen. Kennt nicht etwa Jedermann jene glücklichen Speculationen, die man im vergangenen Jahre zum Börsenspiel so sehr mißbrauchte! Die Presse rügte einmüthig diese Mißbräuche, über welche die sonst so langmüthige Börse selbst entrüstet war. Jedermann erinnert sich jener Neuigkeiten, die man schon am Abend zuvor kannte, und erst am folgenden Tage bekannt machte, nachdem wichtige Operationen auf der Börse vollendet waren. War die Kammer diesen Umtrieben fremd? Ohne Zweifel, aber gleichwohl heftete man in diesem Saale den Cours der Papiere an, gleichsam als einen Pendant zur Tages-Ordnung. (Tiefer Eindruck.)

Meine Herrn! Ihre Gesinnungen mögen vortrefflich seyn, gleichwohl aber haben Sie in zwei Jahren mehr geheime Fonds votirt, als die Restauration während der 6 letzten Jahre verlangt hat. Die

Zucker-Prämien sind Ihnen ganz gleichgültig, gleichwohl aber haben sie sich seit 1830 von 7 auf 19 Millionen erhöht, und, seltsam genug, etwa der dritte Theil dieser Summe ist zwischen sechs großen Handels-Häusern vertheilt worden, unter denen wir in erster Reihe dasjenige gewißer Deputirter erblicken, welche Sie mit Ihrer vollkommenen Achtung beehren, und namentlich das Handelshaus eines Ministers.

Das sind Kaufleute, wendet man ein, sie machen ihre Geschäfte. Ganz wohl. Die Presse aber macht die Geschäfte des Landes, und sie kann nicht umhin, die natürlichen Beziehungen zwischen den Thatsachen und den Grundsätzen öffentlich zu bezeichnen.

Wollte man mich fragen, welches Interesse die Mehrheit dieser Kammer bei den Einfuhr-Verboten haben kann, welche allen Zweigen des Ackerbaues schaden, welche den natürlichen Aufschwung jedes Gewerbfleißes lähmen, weil sie immer die große Zahl des Volkes den wenigen Wählern oder Gewählten zum Opfer bringt, so würde ich schwer eine Antwort darauf finden: die Mehrheit ist ein collektives Wesen, und es würde bisweilen in dieser Kammer schwierig genug seyn, ihre Figur genau zu zeichnen. (Man lacht.) Dieses collektive Wesen aber zerfällt in Individuen, und wenn auf dem

Boden dieſer veränderlichen Majorität ſich ein gewiſſer Satz findet, der dem Miniſterium unwandelbar ergeben iſt, ſoll man dann nicht fragen, aus welchen Elementen er beſteht? Wenn man öfters das Privat-Intereſſe der Abſtimmenden mit dem allgemeinen im Widerſpruche ſieht, welche Folgerung ſoll man daraus ziehen? Eine Folgerung etwa, welche die Ausnahme zur Regel macht? Daß dieſe Deputirten ihr eigenes Intereſſe dem allgemeinen zum Opfer bringen; das wäre Tugend, und es iſt tröſtlich, daran zu glauben; aber die Meinungen ſind frei in jeglichem Stoffe, und man muß eher das Böſe vorausſetzen, als das Gute, wenn eben gerade das Böſe im Reſultate liegt. (Beifall links.)

Und wenn, wollen Sie gütigſt erlauben, die Tugend in dieſer Kammer an der Tages-Ordnung wäre, ſo würde das Ergebniß davon ſeyn, daß, weil dieſes Haus bloß eine gewiße Zahl von Intereſſen und nicht alle repräſentirt, und weil die Intereſſen, welche ſich außer ſeinem Schooſe bewegen, gerade diejenigen der zahlreichſten Claſſe ſind, daß wir, ſage ich, faſt immer Geſetze erhalten würden, welche dem materiellen Vortheil der Mitglieder der Mehrheit widerſtreiten, das heißt, meine Herrn, Sie würden die Geſammtheit einer Verſammlung von Opferlämmern repräſentiren. (Gelächter und Murren.)

Gewiß, meine Herrn, würden Sie unter dieser Bedingung nicht Stellvertreter des Volks seyn wollen. (Abermaliges Murren.) Warum wundern Sie sich denn nun, daß die Presse, welche das Organ alles dessen ist, was in diesem Hause nicht Platz finden kann, die Nothwendigkeiten aus Ihrer eigenen Stellung hervorgehen läßt. So würde, augenscheinlich die Masse der Verzehrer gewinnen, wenn das Brod wohlfeiler wäre, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß, vorläufig wenigstens, die Grundbesitzer ihre Pachtzinse herabsetzen müßten, und die Grundbesitzer sind hier in Majorität.

Augenscheinlich würden die 6 Millionen Menschen, die zu ihren Ackerbau-Arbeiten viel Eisen brauchen, bei der Herabsetzung des Ankaufs-Preises dieses Metalls ihren großen Vortheil finden, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß die Besitzer der großen Eisenwerke (Herr Thiers: Es wird also Niemand verschont!) bei diesem Vortheil Aller großen Verlust hätten, und man weiß, daß von diesen Leuten sich in der Mehrheit der beiden Kammern befinden, man weiß, welchen Einfluß sie darin seit langer Zeit ausüben.

Augenscheinlich könnten Sie jedes Jahr aus den verwilligten Fonds für ein Amortissement entnehmen, das nichts amortisirt, aber es ist ebenso augenscheinlich, daß Sie dann der Regsamkeit der Papiere

schaden würden, woran so viele unerschütterliche Deputirte der Majorität einen so lebhaften Antheil nehmen. (Herr Marrast wirft seine Blicke der Reihe nach auf die Herrn Lafebre, Deleſſert, Perrier, Humann, Martell ꝛc.)

Augenſcheinlich leidet faſt ganz Frankreich; beſonders der Oſten, durch den ungeheuern Eingangs-Zoll, der auf das Vieh gelegt iſt, aber es iſt ebenſo augenſcheinlich, daß einige ehrenwerthe, der Majorität treu ergebene Deputirte ſich ſehr wohl dabei befinden.

Augenſcheinlich würde das Budget dabei gewinnen, wenn man die Gehalte der Staatsdiener im Allgemeinen herabſetzte, aber es iſt ebenſo augenſcheinlich, daß die 180 Staats-Diener in dieſer Kammer, von welchen 122 getreulich auf der miniſteriellen Bahn wandeln, darunter leiden würden. (Bewegung.)

Seyen Sie ruhig, meine Herrn, ich breche ab, denn ich würde kein Ende finden, wenn ich das Privat-Intereſſe um und um mit dem wohlverſtandenen Vortheile des Volks in flagranti delicto der Oppoſition zeigen wollte.

Aber dieſe offenkundigen, unwiderſprechlichen, auf ſolche Weiſe aufgezählten Thatſachen führen die Logik zu einer ſehr einfachen Operation: Schließen Sie von der Mehrheit aus: die 122 Staatsdiener

diese unseligere Proletarier der ministeriellen Willkühr, sofort alle diejenigen Mitglieder, welche bei den Zoll-Gesetzen, bei dem Amortissement der Staats-Papiere, bei den Prämien, bei dem Grundbesitze, bei den Manufacturen u. s. w. einen unmittelbaren Vortheil haben, schließen Sie alle diese Leute aus, und zählen Sie dann, was von vollkommen unabhängigem Gewissen in dieser Kammer noch übrig bleibt! — (Heftiges Murren. Herr Marrast blickt unverwandt auf das Centrum.)

Meine Herrn! Diese Ausschließung, die ich hier im Allgemeinen mache, macht jeder Wahlbezirk für jeden von Ihnen, und das hat ein ganz anderes Gesicht. (Gespannte Aufmerksamkeit.) Dort fragen die argwöhnischen Gemüther nach jedem Vortheil und Vortheil'chen, den dieses oder jenes Mitglied der Mehrheit auf der glücklichen Bahn machen kann, wo sich sein Interesse mit seinem Gewissen im Einklange findet. Dort zählt und berechnet man die Zahl der erlangten Gunstbezeugungen, die Zahl der erhaltenen Stellen, das wachsende Vermögen, dieses oder jenes Mitglieds der Majorität, während sein Nachbar sich zu Grunde richtet, um in der Opposition zu bleiben. Dort zweifelt man an der Unbestechlichkeit des Deputirten, weil man die Habgier seiner Familie sieht, und seine Familie, meine Herrn, ist oft so zahlreich, als ein ganzer Tribus. (Tiefer

Eindruck.) Je nun! alle finden Platz, die Biegsamkeit des Budget giebt sich zu allem her. Wie könnte auch das Ministerium so undankbar seyn, denen etwas abzuschlagen, die es unterstützen, wie wäre es so unklug, denen etwas zu versagen, die es stürzen können! Auf solche Weise, meine Herrn, steigt man auf natürlichem Wege von beiden Seiten durch gegenseitige Bewilligungen auf den sanften Abhang des persönlichen Vortheils herab, und man begegnet sich, ohne sich jemals zu stoßen. (Beifall links.)

Wie machen Sie es denn, fragte ein Freund einen Deputirten der Majorität von 1828, daß Sie über so viele Gnadenbezeugungen verfügen können? — Das ist ganz einfach, ich fordere und bewillige. (Man lacht.)

Dieses findet man in der That in allen diesen Traktaten wieder, außer in denen, welche Frankreich seit 5 Jahren mit dem Auslande schließt: hier bewilligt es immer und fordert niemals! (Gelächter und Bewegung.)

Und nun da die materiellen Interessen einig sind, sollte man sich wundern, daß die moralischen Interessen sich dulden, sich gegenseitig stützen, selbst, wenn sie im Innersten in tiefer Spaltung liegen? Sagen Sie mir doch, meine Herrn, ob man gegen diejenigen strenge seyn kann, welchen man sich ver-

pflichtet achtet? So wundern wir uns denn über nichts mehr, was das Ministerium gefordert und erhalten hat.

Dieses Ministerium, der oberste Gerichtshof hat es wegen des Belagerungs-Zustandes verurtheilt, Sie, meine Herrn, haben es absolvirt. Zahllose Gesetzwidrigkeiten sind von dieser Rednerbühne herab gerügt worden: Haussuchungen, nächtliche Gewaltthaten der Polizei, Lieferungen ohne Concurrenz, Municipal-Gesetze ohne Noth suspendirt, Sie haben Alles gestattet, Alles entschädigt! (Bewegung.)

Consequent mit sich selbst, haben Sie dieses System aufrecht erhalten, so viele Lebensfragen zu seinem Umsturze sich auch darbieten mochten. Dieß weiß das Ministerium nur zu gut, und außerhalb dieser Kammer, und innerhalb derselben, gesellt es sich dieses oder jenes Mitglied seiner Majorität in Allem bei, was es Gesetzwidriges unternimmt. Durch ein Mitglied seiner Majorität läßt das Ministerium drei Ihrer Mitglieder gerichtlich verfolgen, durch ein Mitglied seiner Majorität läßt es die Ausnahms-Gerichte vor dem obersten Gerichtshofe vertheidigen, durch ein Mitglied seiner Majorität läßt es in einem Staats-Gefängnisse jenes Weib (die Herzogin von Berry) hüten, das wir, wir ein Recht haben, auf das Strengste zu verurthei-

len, welches die Nation verabscheuen und strafen kann, das seine Verfolger wohl entehren konnten, das aber gefangen zu halten, sie kein Recht besitzen. (Bewegung.)

Alles, alles dieses geschieht mit Hülfe der Mehrheit dieses Hauses, und die Presse soll ruhig bleiben, sie soll nicht losbrechen, sie soll nicht ihre bittersten Gedanken laut und öffentlich aussprechen! Sie soll es gelassen hinnehmen, wenn man die Habgier als einen nothwendigen Hebel der öffentlichen Ordnung und Wohlfahrt rühmt, sie soll geduldig zusehen, wenn die Summe der geheimen Fonds fortwährend erhöht wird, sie soll nicht berechnen dürfen, daß man nicht so viel braucht, um obscure Polizei-Agenten zu füttern, sie soll schweigen, wenn sie unter einer repräsentativen Regierung die Gewissen käuflich sieht und theuer erkauft, sie soll nicht fragen, wer diese verschämten Bettler sind, die ihre Hand heimlich nach so unreinen Liebesgaben ausstrecken! (Tiefer Eindruck.)

Ihr wollt, so sagt Ihr wenigstens, die Faktionen vernichten. Gemeinplatz, der kaum einer Widerlegung werth ist! Die Faktionen repräsentiren entweder ein Interesse oder einen Grundsatz. Ist das Interesse unnatürlich, erkünstelt, warum soll man sich damit abgeben? Ist der Grundsatz falsch, so fällt er von selbst. Laßt nur die Zeit machen.

Ist aber das Interesse tief gefühlt, ist der Grundsatz gerecht, dann vermögt Ihr nichts gegen ihn, gar nichts, und Ihr werdet alles Lächerliche der Tyrannei auf Euch häufen, ohne ihre Vortheile zu genießen. (Bewegung.)

Die Staatsgewalt muß stark seyn, ist Euer ewiges Schlagwort. Auch wir wollen sie stark, aber stark durch die Interessen der Gesammtheit, welche sie befriedigt, stark durch ihre Gerechtigkeit, stark vor Allem durch ihre Moralität.

Frankreich, von politischen Kämpfen erschöpft, fragt wenig darnach, wer regiert, ob Karlisten, Republikaner oder das Juste-Milieu. Darnach aber fragt es, ob es seinen Rang unter den Mächten Europa's einnimmt, und darnach fragt es vor Allem, ob es von ehrlichen Leuten regiert wird. (Beifall.)

Es giebt zwei Dinge, die Alles in sich vereinigen, was den unauslöschlichen Haß in der Brust der Franzosen erwecken muß: Gemeinheit und Geitz. Selbst unter der alten Regierung war der Marquis nur lächerlich, der General-Pächter verhaßt. (Bewegung.)

Man beschuldigt uns, daß wir nur auf Umsturz denken. Aber was wollen wir stürzen? Nur das, und alles das, was Frankreich verabscheut.

Ja, das ist unser Ruhm, unsere Kraft und unsere Hoffnung.

Wären wir, wie Ihr sagt, bloße Anarchisten, dann würde man uns nicht fürchten, noch furchtbar erklären. Aber weil man weiß, daß wir uns auf die Gesinnungen der Nation stützen, darum fürchtet man uns, und mit Recht. . . . (Murren. Herr Marrast hält ein, läßt seine Blicke durch den Saal schweifen und blickt dann den Präsidenten auffordernd an. Stimmen links: Nur fortgefahren!) . . . . Ja, man fürchtet uns, und mit allem Rechte; man verläumdet uns, und daran thut man wohl, denn wenn das Land unsere Gesinnungen genau kennte, würde uns die Regierung noch viel mehr fürchten. Aber nur Geduld! (Bewegung.)

Wir, wir wollen vollbringen, was andere nur versprochen haben: Der Vergangenheit ihre Grundsätze, ihre Verderbniß, ihre Handlungen, ihre Menschen lassen, der Zukunft alle Bürgschaften der Gerechtigkeit in den Institutionen, der Uneigennützigkeit in der Staats-Verwaltung geben.

Die Menschen auch, meine Herrn, denn in den Menschen liegen die Dinge, und eben so gut könnten wir bloß durch das Wörterbuch von Eigennamen das Geheimniß der öffentlichen Abneigung, des öffentlichen Mißvergnügens finden.

Und

Und wollte Gott, es säße Niemand mehr hier von der Majorität des Jahrs 1824, Niemand von der Majorität, die das doppelte Stimmrecht eingeführt hat, Niemand von den Urhebern oder Mitschuldigen jener Systeme, deren unselige Folgen wir bereits geschildert haben!

Ist dem aber also? (Gespannte Aufmerksamkeit.) Advokat des Marschall's Ney, sagen Sie mir doch, wenn Sie Ihre Augen auf diejenigen werfen, die mit Ihnen auf gleicher Höhe im Staate stehen, ob Sie dann nicht Ihre Erinnerungen gewaltsam bekämpfen müssen? (Tiefer Eindruck.)

Fort also mit diesen Grundsätzen, diesen Mitteln, diesen Menschen! Nichts knüpfe mehr die Zukunft an die Vergangenheit.

Enden wir, denn es treibt mich!

Und wenn ich, meine Herrn, Sie vielleicht langweilte, so könnte mich wohl ein anderes Gefühl ergriffen haben, und im Uebrigen ist dieser Gegenstand so unerschöpflich, daß man ihn nicht erschöpfen kann.

Darum nur noch wenige Worte:

Meine Herrn! Wohin hat Sie dieses System geführt?

Was haben Sie nach Außen geendet? Nichts.

Was haben Sie im Innern gegründet? Nichts.

Haben Sie zwischen dem Despotismus und der Souverainetät des Volks Frieden geschlossen?

So wenig, daß wenn selbst der Präsident Ihrer Kammer, in welchem sich doch ohne Zweifel die innersten Gesinnungen der Mehrheit dieses Hauses aussprechen, an die Spitze eines von ihm gebildeten Ministeriums käme, vielleicht nicht 20 Mitglieder dieser Kammer den Frieden auf 3 Monate verbürgen möchten. (Murren.)

Und das Innere, und die Departemente, und die Gemeinden, und die so oft geforderten, so lange schon erwarteten Verbesserungen aller Art! wo sind sie, was habt Ihr daraus gemacht?

Meine Herrn! Ueberall Unmacht, nirgends Thatkraft! Wenn ich alle Ihre Protokolle zusammenfaße, so kann ich sie in einer einzigen Phrase resumiren: die Kammer hat viel Geld bewilligt! (Bewegung.)

Ohne Zweifel, meine Herrn, haben Sie nicht die Absicht, Ihren Wählern zur Entschädigung dafür den Prozeß anzubieten, der in diesem Augenblicke vor Ihren Schranken geführt wird.

Wollen Sie dadurch die Tribüne allein befehden, so ist der Prozeß kindisch; gilt aber der Krieg gegen die Presse überhaupt, so werden Sie darin Ihren Untergang finden! (Tiefer Eindruck. Heftige Gährung im ganzen Saale. Der Präsident stellt mit Mühe die Stille her.)

Präsident: Angeklagter, genehmigen Sie, was in Ihrem Namen vorgetragen worden ist?

Der Angeklagte: Ja, mein Herr!

Präsident: Finden Sie Ihre Vertheidigung vollständig?

Der Angeklagte: Ja, mein Herr!

Präsident: Wollen Sie nichts Weiteres hinzufügen?

Der Angeklagte: Nein, mein Herr!

Präsident: Die Debatten sind geschlossen, die Kammer wird berathen.

Huissiers, laßt den Angeklagten und seine Vertheidiger abtreten.

Man wird zur geheimen Abstimmung schreiten.

Herr Martin (Sekretär der Kammer) liest die Deputirten namentlich ab, worauf jeder seine Kugel in der Urne niederlegt.

Die Abstimmung giebt folgendes Resultat:

Zahl der Stimmenden .	306.
Weiße Kugeln . . .	256.
Schwarze Kugeln . .	50.

Präsident: In Folge dieser Abstimmung ist Herrn Lionne, Geschäftsführer des Tagblatts „die Tribüne" des Vergehens der Beleidigung der Kammer schuldig erklärt.

Der Präsident befiehlt, den Angeklagten und seine Vertheidiger wieder einzuführen. Der Beschluß der Kammer wird ihnen mitgetheilt.

Herr Cavaignac: Die Kammer weiß, und ich brauche es ihr nicht erst zu sagen, daß Herr Lionne bloß in Folge einer Fiction vor ihren Schranken steht, sie weiß auch, daß die Strafe eine doppelte ist; die eine wird den wahren Schuldigen erreichen, denn sie fällt auf das Blatt, als auf ein collektives Wesen, das allein gestraft werden sollte; ich rede hier von der Geldstrafe, je mehr Sie diese erhöhen, um so mehr, hoffen wir, werden Sie die Gefängniß-Strafe mindern, die nur Herrn Lionne treffen würde, der nicht als der wahre Schuldige betrachtet werden kann. (Bewegung.)

Der Angeklagte und seine Vertheidiger entfernen sich; sechs Tafeln werden innerhalb der Schranken zum Behufe der Abstimmung aufgestellt.

Der Präsident liest den Text des Gesetzes ab, welches das Minimum der Strafe auf Einen Monat Gefängniß und 200 Franken Geldbuße, und das Maximum auf 5 Jahre Gefängniß und 10,000 Franken Geldbuße festsetzt. Er zieht sofort durch das Loos die Namen der 24 Scrutatoren. Die Herrn Maugin und Merambeault, durch das Loos bezeichnet, erklären, daß sie diese Funktion nicht

annehmen. Man schreitet zum namentlichen Aufruf. Jedes Mitglied legt sein schriftliches Votum in der Urne nieder.

Der Präsident eröffnet der Kammer folgendes Resultat der Abstimmung:

Zahl der Stimmenden . . .	304.
Absolute Mehrheit	153.
Für das Maximum der Strafe	204.

In Folge dieses Beschlusses verurtheilt die Kammer den Angeklagten zu dreijährigem Gefängnisse und 10,000 Franken Geldbuße. (Murren in den öffentlichen Tribünen.)

Bruchstücke

aus

den Erinnerungen aus Paris im Jahre 1831 von einem Süddeutschen.*)

Paris, den 2. Mai.

Wir sind gestern Morgens um 9 Uhr in dem Hofe der Messagerien abgestiegen. Um dieselbe Stunde hatten wir uns am 28. April zu Strasburg in das Coupé eines Lafitte gesetzt. In drei Tagen reist man, in Tag und Nacht ununterbrochener Fahrt, von Strasburg nach Paris. Die Malle-Post legt den Weg in zweimal vierundzwanzig Stunden zurück. Der Wagen war ganz besetzt, und zwar über die Gebühr, denn er über-

*) Die erste Auflage dieser Schrift ist vergriffen, und da aus leicht begreiflichen Gründen keine zweite gemacht werden kann, so bitten wir die Leser, sich mit diesen Bruchstücken einstweilen zu begnügen.

schritt das gesetzliche Gewicht, was ich daraus abnahm, daß der Conducteur bei jeder Wagbrücke einen Theil der Passagiere ersuchte, abzusteigen und zu Fuß vorauszugehen. Wir waren, neben dem bedeutenden Gepäcke, wenigstens 24 bis 26 Personen: vornen im Coupé, welches der beste und theuerste Platz ist, unserer 3, im innern Wagen 6, im Hinterwagen 6, auf dem Sitze des Conducteurs, diesen mit eingeschlossen, 4, und auf dem Deck unter Segeltuchzelten, wenigstens 6, öfters 8 und vielleicht mehr Personen. Sechs bis neun Pferde waren vorgespannt, je nach der Beschaffenheit des Wegs. Die Pferde waren meist gut, und die Fahrt gieng in der Regel rasch; die Stationen sind jedoch häufig zu groß, da die Messageries sich nicht an die Posteinrichtungen halten; öfters behielten wir 4 bis 5 Stunden die nämlichen Pferde; die längste Station war die von Epernay nach Dormans — 6 bis 7 Stunden Wegs. Zweimal des Tags wurde angehalten: eine kleine Stunde zum Frühstück, und eine starke Stunde zum Mittagessen; beides traf man vorbereitet, so daß man nicht aufgehalten wurde. Wir hielten in folgenden Orten an: Mittag in Saarbrück, Frühstück zu Nancy, Mittag in Bar le duc, Frühstück in Chalons, Mittag in Dormans, den andern Morgen um 9 Uhr trafen wir zu Paris ein.

Die Wege sind theilweise sehr schlecht; die Postknechte gehören nicht zu den artigsten und unser Conducteur zeigte sich nicht sehr gefällig. Bisweilen ließ er außer der Zeit vor einem Wirthshause halten und trank mit den Postknechten; diesen Aufenthalt zog er uns dann an der gesetzlichen Zeit des Frühstücks und Mittagessens wieder ab, um doch zur bestimmten Stunde in Paris einzutreffen, denn der Dienst ist sehr streng, und wenn ein Conducteur über die festgesetzte Stunde ausbleibt, so wird er auf ein bis 2 Monate suspendirt. Diese Suspension ist für ihn ein sehr empfindlicher Verlust, denn er steht monatlich wenigstens auf 5 bis 600 Franken. Von Strasburg bis Paris bezahlt ihm jeder Passagier ein Trinkgeld, nach dem Tarif nicht ganz 5 Franken; dieß, nur zu 20 Passagiers berechnet, macht in drei Tagen 100 Franken; leicht kann er in einem Monat sechs solcher Fahrten machen, was dann 600 Franken abwirft — eine schöne Summe für einen solchen Menschen, aber man muß auch gestehen, daß der Dienst sehr beschwerlich ist. Ich hatte unterwegs einigemal Verdruß mit dem Conducteur, indem ich ihn an seine Pflicht mahnte und dafür von ihm ziemlich barsche Antworten erhielt. Gleichwohl gab ich ihm bei der Ankunft statt 5, 10 Franken, was ihn einigermaßen beschämen mochte, wie mir aus

seinem äußerst verbindlichen Danke hervorzugehen schien.

Die Gasthöfe, in denen wir abstiegen, kommen den deutschen (wenigstens in Süddeutschland) bei weitem nicht gleich. Der Tischwein ist meist sehr gering, und der bessere, wenn man solchen fordert, theuer. In Bar le duc war der Wein ganz schlecht, und als wir bessern verlangten, erhielten wir zur Antwort, es gebe keinen andern. In Chalons erhielten wir eine gute Flasche Wein, aber sie kostete 45 Sous; zu Dormans, in der Gegend des berühmten Ai, wo der beste Champagner wächst, war selbst der Extrawein ziemlich mittelmäßig. Der Tisch ist nirgends besonders gut, aber desto theurer. Die Habgier steht den Wirthen auf dem Gesichte geschrieben, und ehe noch das Essen vorüber ist, streckt das Kellermädchen den Teller hin, um das Trinkgeld in Empfang zu nehmen, mit dem murrenden Rufe: Messieurs, n'oublion pas la fille!

Die Provinzialstädte, durch welche wir kamen, haben meistens kein übles Ansehen, sind aber sehr unbelebt. Handel und Gewerbsamkeit scheinen in diesem Theile Frankreichs auf keiner hohen Stufe zu stehen; auch der Ackerbau schien mir ziemlich vernachläßigt, besonders in der Champagne pouilleuse, wo allerdings auch der Boden schlecht ist.

Das Marne-Thal ist, außer dem Elsaß, die einzige lachende und fruchtbare Gegend, durch die wir kamen. Die Bettelei ist groß; fast bei jedem Umspannen fanden sich Bettler ein, die uns ihr weinerliches: Messieurs, pour l'amour de Dieu! in die Ohren schrieen. Von Saarbrück begleiteten ein halbes Dutzend baarfüßiger Betteljungen laufend den Wagen, machten Purzelbäume, riefen: Vive la liberté! Vive Lafayette! Mort aux Prussiens! u. s. w., und fingen begierig die Sousstücke auf, die wir ihnen von Zeit zu Zeit zuwarfen. Nancy ist eine regelmäßig gebaute Stadt, die ich aber durchaus nicht schön fand. Chalons hat viel Alterthümliches, und man sieht dieser Stadt ihr hohes Alter an.

Als wir in Bar le duc ankamen, schlugen eben die Tambours der fremden Legion den Zapfenstreich; Soldaten giengen in den zu beiden Seiten der Straße gepflanzten Alleen auf und ab, und wir hörten nichts als deutsch reden. Die fremde Legion besteht meistens aus deutschen Deserteurs, die im Durchschnitt eben nicht das beste Lob verdienen. Einige enthusiastische Jünglinge, von patriotischen Hoffnungen verleitet, die, so lange Ludwig Philipp in Frankreich regiert, nur eitel seyn werden, hatten sich in die fremde Legion verirrt, wo sie sichtlich nicht an ihrem Platze stunden. Einige der hann-

verschen Proscribirten kamen in ihren bonnets de police zu uns; es waren gebildete junge Männer, denen es wahrscheinlich vor Kurzem in Göttingen noch nicht geahnt hatte, daß sie bald französische Soldatenmützen würden tragen müssen. Arme Verbannte — bildet euch nur zu tüchtigen Kriegern, das Vaterland wird euer bedürfen, wenn die große Stunde schlägt! Wir sahen hier auch den Lieutenant Kapf, der kürzlich aus würtembergischen Diensten getreten und in der fremden Legion im nämlichen Grade angestellt worden war. Einen würtembergischen Lieutenant, Namens Welcker, glaubten wir in Bar le duc zu finden; wir erfuhren aber, daß er noch in Strasburg zurück sey.

Meaux weckte alte Reminiscenzen in mir. Hier war ich im März 1814 mit der alliirten Armee über die Marne gegangen; wir hatten in einer Regennacht zwischen Meaux und Paris gelagert und waren am andern Morgen gegen die französische Hauptstadt gezogen. Welch ungeheurer Wechsel ist inzwischen in den Gesinnungen der Menschen und in dem Stand der Dinge eingetreten! Damals zog ich mit einem von Haß erfüllten Gemüthe gegen die Hauptstadt der Franzosen, nicht ungeneigt, das moderne Babel von Grund aus zu zerstören; jetzt eilte ich ihr mit freudiger Ungeduld zu, um die Stadt zu sehen, die innerhalb drei blutiger Tage das Joch des Despotis-

mus gebrochen und Europa die Vorahnung seiner nahen Freiheit gegeben hat. Damals, wie jetzt, dachten und denken viele Tausende wie ich — und wahrlich diese sind nicht die schlechtesten unter Deutschlands Söhnen! — Welcher Unterschied, wenn heute wieder das monarchische Europa unter den Mauern von Paris erschiene! Wir waren 200,000, von glühendem Patriotismus oder instinktartigem Franzosenhaß erfüllt; uns gegenüber stunden höchstens 50,000 Feinde; die Nationalgarde, etwa 600 Mann ausgenommen, nahm keinen Antheil an dem Kampfe; das ganze französische Volk blieb passiv und ließ den selbstsüchtigen Mann, der auf den Schultern der Nation den Thron erstiegen hatte, fallen; und selbst unter diesen günstigen Umständen wären wir in eine mißliche Lage gerathen, wenn Paris sich noch 24 Stunden gehalten und dadurch Napoleon Zeit gegeben hätte, mit seiner Armee unter den Mauern der Hauptstadt anzulangen. Wie würde aber jetzt eine alliirte Armee Paris finden? Die Höhen verschanzt und mit Geschütz besetzt, das Pflaster aufgerissen, Barrikaden und mehr als hunderttausend bewaffnete Bürger; französische Heere vor sich, neben sich, hinter sich; das ganze Land im Aufstand, die Communication, die Lebensmittel, der Kriegsbedarf abgeschnitten — hier müßte eine Armee zu Grunde gehen, und wenn sie aus einer halben Million der besten

Truppen bestände! Darum getrost, ihr Völker — fürchtet nicht die Bajonette des Despotismus, die Freiheit muß siegen!

Meine Herren! Sie können hier logiren, redete uns der dicke Gastgeber im Hotel der Messagerie an, als wir kaum abgestiegen waren, und deutete mit der Hand auf die hellen Fenster eines schönen Hauses: Treffliche Appartements, Table d'hôte, alle Bequemlichkeiten, vorzügliche Bedienung! — Hôtel Mirabeau, rue de la paix! rief ein Anderer dazwischen und überreichte uns höflich eine Karte, auf der alle Vorzüge dieses Gasthofs pomphaft beschrieben waren. Hôtel de Lyon et de Cherbourg, rue de la Jussienne, ici tout près, rief ein Dritter dazwischen und drang uns seine Karte auf. Wir hatten Mühe, uns der vielen Ausbieter, die uns von allen Seiten umlagerten, zu erwehren, und konnten sie kaum mit der Antwort abfertigen, daß wir bereits in das Hôtel de Hollande adressirt seyen. Ein Paar der stets bereiten Lastträger packten unsere Sachen mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit auf, und wir traten durch die engen Straßen der innern Stadt unsere Wanderung an, an der Höhe sechsstöckiger Häuser hinaufschauend. „Es giebt keinen Platz mehr, meine Herren!“ rief uns die Portière aus dem offenen Fenster ihres Stübchens zu. Wir machten rechtsumkehrt, und

ich zog eine der erhaltenen Karten aus der Tasche — es war zufällig die des Hôtel de Lyon et de Cherbourg. Wir traten unsern Marsch in die Straße Jussienne an. Ich hatte die Karte noch in der Hand, als ich in den Salle à manger trat, und fragte: Ist das hier der Gasthof von Lyon und Cherbourg? — Ja, mein Herr, antwortete der Besitzer des Hauses; unser Hotel, fügte er hinzu, ist Ihnen ohne Zweifel in Deutschland recommandirt worden. — Allerdings, erwiederte ich lächend, l'Hôtel de Lyon et de Cherbourg est connu par toute l'Allemagne. — O, versetzte der Wirth geschmeichelt, wir beherbergen Fremde von allen Nationen, presque tout le Nord loge ici. Ich mußte lachen, denn der nämliche Mann hatte mir seine Karte erst vor einer halben Stunde im Hofe der Messagerie selbst überreicht.

Es war der Philippstag, an dem wir in Paris eintrafen. Die große Revue der Nationalgarde war wegen des zweifelhaften Wetters abbestellt worden. Nachdem wir unsere Toilette gemacht und ein Frühstück genommen hatten, giengen wir durch das Palais-Royal und die Tuillerien auf die elysäischen Felder, auf denen bereits eine unermeßliche Menschenmenge wogte und bald hier, bald dort vor den unzähligen Buden und Zelten stehen blieb. Die Pariser sind ächte Spießbürger, sie betrachten jeden

Sonntag mit neuem Vergnügen, was sie schon hundertmal gesehen haben; Niemand ist leichtgläubiger, als die Bewohner dieser Hauptstadt, und jeder Betrüger oder Spötter kann sie die abgeschmacktesten Dinge und die offenbarsten Widersprüche glauben machen. Es zeigte einmal ein Spötter in einem Blatte an, daß er mittelst elastischer Holzschuhe von den Tuilerien bis zum Quai d'Orsan queer über die Seine gehen werde, ohne sich die Füße naß zu machen. Er werde dieses Kunststück unter der Bedingung ausführen, daß er am andern Ufer 500 Louisd'or Honorar finde. In einem Nu waren die 500 Louisd'or unterzeichnet; der Wundermann setzte den Tag und die Stunde fest, und ganz Paris eilte an die Ufer der Seine, um ein Wunder mit anzusehen, das seit dem Herrn Christus Niemand mehr gethan hat. Natürlich blieb der Wunderthäter aus, und die Pariser Spießbürger zogen mit einer langen Nase nach Haus. Das hindert sie gleichwohl nicht, täglich wieder an alle mögliche Wunder zu glauben. Ein andermal kam folgende Anzeige in den Zeitungen: „Noch nie gesehenes Ungeheuer. Dieses Monstrum ist kürzlich zu Cadix angekommen; es ist gefangen worden in Santa-Fé, in Peru, in der Provinz Chili. Dieses Thier ist eine Amphibie, so man noch niemals gesehen; es lag den Tag über verborgen in dem See Fagna, und kam

nur des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen und zu fressen die Thiere. Ist eilf Schuh lang, hat ein Gesicht wie ein Mensch, sein Maul ist groß von einem Ohrlappen zum andern, hat Zähne zwei Zoll lang, auf der Stirne zwei große Hörner, größer als der größte Stier, Mähne, wie ein Pferd, die hängt bis auf den Boden, große Ohren, größer als ein Esel, zwei Flügel wie eine Fledermaus auf dem Rücken, zwei Schwänze, der eine wie ein Elephantenrüssel, womit es frißt, und der andere spitzig wie ein Pfeil, womit es seinen Raub anspießt und tödtet; sein ganzer Leib ist mit Schuppen bedeckt, die sind viermal so dick, als die von der größten Schildkröte; ist gefangen worden in einem Netz; frißt alle Tage einen Ochsen und sechs Schafe." — Diese absichtlich im marktschreierischen Tone abgefaßte Ankündigung fand Glauben in allen Ständen; das Monstrum wurde das Tagsgespräch; die Naturforscher reihten es in das Geschlecht der Harpien ein, und mehrere Gelehrte waren im Begriff, nach Cadix zu reisen, um es selbst zu sehen; die Mode bemächtigte sich seiner und die Damen trugen neue Hüte à la harpie. — In der That, wer nur einen Monat in Paris zugebracht hat, muß sich überzeugen, daß es für die Leichtgläubigkeit der Pariser Spießbürger nichts Unglaubliches giebt, und daß nichts so gering ist, das nicht ihre

Neu-

Neugierde auf sich zöge. Wenn ich sie in ihrem Sonntagsputze sich auf den elysäischen Feldern oder im Garten der Tuilerien umtreiben und drängen sah, so konnte ich kaum an die drei großen Tage der großen Woche glauben und hielt die ganze Revolution für einen Traum.

Wir strichen bis fünf Uhr in der Stadt herum und brachten einen gesunden Appetit zum Mittagessen mit. Die Zahl der Gäste mochte 1½ Dutzend nicht übersteigen, da man in Paris nicht, wie in Deutschland, an die Wirthstafel gleichsam gebunden ist, sondern nach Gefallen da oder dort ißt! Bis zum Nachtisch war das Mahl ziemlich schweigsam; mein Reisegefährte und ich sprachen mitunter deutsch, und ein Schwarzkopf mit feurigen schwarzen Augen, der uns gegenüber saß, schien uns aufmerksam zu beobachten; man hörte an seinem Accent, daß er kein geborner Franzose war. Endlich redete er uns deutsch an, das er zwar ziemlich geläufig, aber doch wie ein Fremder sprach. Es war ein Grieche, im Fanar zu Constantinopel geboren und erzogen, und in der Moldau begütert. Er besaß ganz die Beobachtungsgabe und die Schlauheit jener griechisch-türkischen Diplomaten, die im Fanar ihre Bildung erhalten. Wir lernten ihn bald näher kennen und er leistete uns viele Dienste, da er schon über sechs Monate

hier war und Zutritt zu vielen bedeutenden Männern hatte. Der Name thut nichts zur Sache und kann um der Verhältnisse willen nicht genannt werden; wir nannten ihn in der Folge scherzweise Hospodar, und ich werde ihn mit dem Namen Bojar bezeichnen.

Wir blieben, in Erwartung der Illumination, lange an der Tafel sitzen. Der Champagner machte uns munter, und Gesang, Scherz und Anekdoten wechselten angenehm mit einander ab. Eine der anwesenden Damen spielte Guitarre und sang die Marseillaise, wozu die andern im Chor mit einfielen. Allons, Capitaine, la Parisienne! sagte nickend die Dame des Hauses zu einem neben ihr sitzenden Herrn in bürgerlicher Kleidung, denn, im Vorbeigehen gesagt, die französischen Offiziere tragen außer Dienst selten Uniform. — Die Marseillaise, wenn Sie wollen, erwiederte, halb scherzend halb ernst, der Hauptmann, aber die Parisienne ist mir zu revolutionär. — Recht, rief lachend ein Dritter, der Militär muß, wie billig, dem Juste-Milieu huldigen. — Que voules Vous, le service.... sagte der Hauptmann mit Achselzucken. — Die Parisienne ward kräftig angestimmt, und trotz seiner Protestation fiel der Herr Capitän mit gedämpfter Stimme ein. Die Regierung bestrebt sich vergebens, das Militär in den Schranken des Juste-Milieu

zu halten; der öffentliche Geist ist stärker, als alle ihre Gebote und Verbote.

Paris, den 7. Mai.

Wir haben gestern eine Wohnung in der Straße Lafitte, in der Nähe des Boulevard des Italiens bezogen. Ein schöner Salon mit zwei eleganten Schlafzimmern, die daran stoßen, kostet monatlich 140 Franken. Die Preise sind gefallen; in allen Straßen sieht man Tafeln ausgehängt, mit der Aufschrift: Appartemens à louer. Vor der Revolution würden wir unsere Wohnung nicht unter 200 Franken monatlich erhalten haben. Hier, scheint es, besorgen die Weiber Alles: In der Restauration sieht man sie am Bureau sitzen; als wir unser Hotel verließen, war es die Frau des Hauses, die uns die Rechnung machte, und den Hausherrn in unserer neuen Wohnung haben wir noch gar nicht gesehen; seine Frau hat uns die Zimmer gezeigt und den Contrakt mit uns abgeschlossen. Unsern Wirth im Hotel de Lyon sah ich den ganzen Tag nicht, als bei Tische, an den er sich setzte, wie ein anderer Gast, ohne sich im Geringsten um etwas zu bekümmern; die Dame des Hauses legte vor und die Bedienten warteten auf. „Was thut

der Herr Henri den ganzen Tag?" fragte ich seine Frau. — Er geht spazieren und macht die Honneurs, war ihre Antwort. — Dieses Honneurmachen bestand vermuthlich darin, daß er regelmäßig jeden Morgen den Kopf in unser Zimmer steckte und herein rief: Bon jour, Messieurs! Aves Vous bien dormi? Si Vous manques de quelquechose, Vous n'aves qu'à tirer la sonnette. Hierauf verschwand er, ohne eine Antwort abzuwarten.

Am 2ten haben wir einer großen Musterung auf dem Marsfelde beigewohnt. Dieser Platz bildet ein regelmäßiges Parallelogramm und erstreckt sich von der Militärschule bis an die Ufer der Seine; auf beiden Seiten seiner Länge läuft eine Brustwehr hin, auf der viele tausend Zuschauer Platz finden können; jenseits des Grabens sind auf jeder Seite vier Reihen Bäume gepflanzt, auf denen heute Schaulustige zu Dutzenden saßen. Places à louer! Places à louer! ertönte es von allen Seiten in unsere Ohren, und wir stiegen auf eines der vielen aufgerichteten Gerüste. Die Truppen waren bereits aufgestellt und mochten 40,000 Mann von allen Waffengattungen seyn; sie nahmen den weiten Raum des Marsfeldes, wie es mir schien, nicht mehr als zur Hälfte ein. Das langsame Durchreiten der Glieder ist für die Zuschauer eben so langweilig und ermüdend, als für die Truppen, und als es

selbst für die hohe Person seyn mag, welche die Musterung hält. Als nach mehreren Stunden Ludwig Philipp in unsere Nähe kam, schien er mir bereits ziemlich abgespannt, und die Höflichkeiten, die er von Amtswegen den Generalen und Stabsoffizieren sagen mußte, mochten ihm sauer genug geschehen. Seine Majestät schien sogar eine jeweilige absence d'esprit zu haben, denn Philippus rex vergaß einmal vor einer gesenkten Fahne den Hut abzunehmen; da klopfte ihm ein General aus seinem Gefolge mit einer Kameradschaftlichkeit, die an Philipps Illegitimität mahnte, mit der flachen Hand auf die Schulter, und es war spaßhaft anzusehen, mit welcher Eile die königliche Hand an den Hut fuhr, um die vergessene Schuldigkeit nachzuholen.

Neben mir stand ein Pariser Spießbürger, der sich viele Mühe gab, seinem zehnjährigen Knaben die Person des Königs zu zeigen: „Siehst du, der dort mit dem großen Stern, der den Schimmel reitet; er zieht den Hut und spricht mit dem Obrist; jetzt reitet er fort" u. s. w. Der Knabe faßte etwas schlecht und konnte seinen Mann nicht herausfinden, obwohl er sich aus eingeimpfter Königsliebe alle Mühe gab, den König zu sehen. Ein Mann mit einem Satyrgesichte, welcher das Zwiegespräch mit dem bittern Lächeln der Verachtung

angehört hatte, drehte plötzlich mit der linken Hand den Kopf des Knaben in die angemessene Richtung, während er, mit der rechten auf Ludwig Philipp deutend, folgende komische Anrede an den Buben hielt: Vois tu, petit cretin du juste-milieu! cet homme là au nez quasi-legitime, au visage mi-bourbon de la branche cadette, qui porte le grand cordon de la sainte alliance, c'est Louis Philippe, roi des barricades et serviteur très-humble de la legitimité européenne — que le diable l'emporte! Ein unbändiges Gelächter der Zuhörer folgte dieser republikanischen Apostrophe, und der verdutzte Spießbürger wendete sich zur Seite, um seinen Verdruß zu verbergen, den er nicht laut werden zu lassen wagte. Wir lachten herzlich mit. Qu'en dites Vous, Messieurs les étrangers? fragte uns der satyrische Republikaner. Rien du tout, Monsieur, gab ich zur Antwort, nous ne faisons que rire de votre meilleure des républiques. — Vous avez tristement raison, erwiederte er bitter und zwischen den Zähnen murmelnd, fügte er hinzu: cette vieille bête de Lafayette!

Als die Truppen zu defiliren anfingen, begab ich mich an das Thor der Militärschule, um sie in der Nähe zu sehen. Ihre Ausrüstung und Haltung war im Allgemeinen sehr schön; zwei Carabinier-

Regimenter und zwei Cüraſſier-Regimenter waren beſonders trefflich beritten und die Leute von martialiſchem Ausſehen. Nachdem die Artillerie aus dem Thore war, ſchlug ſie im Galopp den Weg in eine Seitenallee ein, um den nachrückenden Truppen ſchnell Platz zu machen. Da riefen auf einmal einige begeiſterte Stimmen: En avant, en avant, au secours des Polonais! und plötzlich hallten tauſend Kehlen, aus den Alleen, von den Gerüſten, von den Wipfeln der Bäume herab, dieſe Worte nach, die wie im Sturme ſich über die unermeßliche Menge weiter verbreiteten. Armes Polen — dieſe 40,000 Mann wären hinreichend geweſen, dich zu retten!

Der König ritt nach der Muſterung langſam durch die Invalidenſtraße zurück; eine Abtheilung der Nationalgarde zu Pferd diente ihm zur Bedeckung. Sie iſt geſchmackvoll gekleidet, hat dreifarbige Federbüſche und beſteht großentheils aus jungen Männern, welche durch ihre Familienverhältniſſe der Geldariſtokratie und dem Juſte-Milieu angehören. In den unteren Claſſen, auf welche ſie mit einer Art Verachtung herabſehen, ſind dieſe eleganten Herrchen nicht ſehr beliebt; und bei einer neuen Umwälzung, wie die des 10. Auguſt 1792 war, könnten ſie, der Wuth der Menge gegenüber, leicht die traurige Rolle der National-

garden des filles Saint-Thomas spielen. Solchen reichen Philistern ist das Leben viel zu lieb, als daß ein anderer, als ein Paradedienst, von ihnen zu erwarten wäre, und wenn Ludwig Philipp in der Stunde der Gefahr auf sie zählt, so möchte er sich schwer verrechnet haben. Vor den Caffeehäusern in der Invalidenstraße saß eine unzählige Volksmenge, die trank, rauchte und sich eifrig besprach. Nur Wenige begrüßten durch Hutabnehmen ihren Bürgerkönig, als er vorüberritt. Viele betrachteten ihn und seine Bedeckung mit den finstern Blicken des Unmuths und getäuschter Erwartung. „Sie sind doch schön, diese Nationalgarden zu Pferd!“ hörte ich einen Spießbürger mit Wohlgefallen ausrufen. — „Schweigt doch von diesen Janitscharen der richtigen Mitte!“ erwiederte ihm mit brechenden Blicken ein Mann aus dem Volke, und sogleich drängten sich mehrere düstere Gesichter herbei. Der Philister ging seines Wegs. Immer bemerkte ich, daß bei solchen politischen Reibungen auf offener Straße die Anhänger des Juste-Milieu den Kürzeren ziehen, wenn sie vielleicht auch gerade in größerer Menge zugegen sind, weil ihre spießbürgerliche Furchtsamkeit sie hindert, dem kühnen und zum Aeußersten entschlossenen Muthe ihrer kräftigen Gegner entgegenzutreten.

Wir nahmen ein Cabriolet, um, weil es schon nahe an fünf Uhr war, zu rechter Zeit zum Mittagessen zu kommen. Als wir einstiegen, war uns ein alter Mann behülflich und legte uns den Teppich unter die Füße; er zog hierauf schweigend den Hut und sah uns mit einer flehenden Miene an; als wir ihm ein Zweisousstück zuwarfen, neigte er sich dankbar. Es giebt in dieser großen Hauptstadt tausend verschiedene Arten zu betteln; es geschieht aber meist mit vielem Anstand und bloß durch stumme Darlegung der Dürftigkeit, nicht durch lautes und ungestümes Anfordern. So steht auf den Boulevards Jahr aus Jahr ein ein alter Soldat, ruhig und starr wie in Erz gegossen, ein lebendes und doch gleichsam lebloses Monument aus der Napoleon'schen Zeit; eine über seine Brust hängende Tafel meldet in großer Schrift seine Ansprüche an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und an seiner linken Seite hängt eine blecherne Büchse, die Gaben guter Menschen zu empfangen, denn seine beiden Arme, die er schlaff herunter hängen läßt, sind verstümmelt. Ich sah ihn wohl ein dutzendmal unter dem regen Wogen der Menge einsam und verlassen dastehen — ein Bild seines großen Feldherrn auf dem Felsen von St. Helena. Tausende eilten in geschäftigem Treiben oder in der Gedankenlosigkeit des Müßiggangs vorüber; viele bemerk-

ten ihn nicht, wenige erbarmten sich seiner, aber nie hörte ich einen Laut der Klage, nie ein bittendes Wort aus seinem Munde. Mit der nämlichen stoischen Größe endete Napoleon auf seiner einsamen Insel — ein warnendes Bild für alle Herrscher, die, auf den Schultern des Volks emporgetragen, sich der legitimen Scheingröße zuwendend, ihres erhabenen Ursprungs vergessen.

Am Eingange des Palais-Royal bemerkten wir ein eiliges Zusammenlaufen von Menschen und hörten ein verwirrtes Geschrei — der König zog eben in seinen Pallast ein. Er ritt durch ein Spalier, das etliche hundert Personen, meist Weiber und Kinder, schnell gebildet hatten. Ein Vive le roi! schallte ihm entgegen. Ludwig Philipp zog mit der rechten Hand den Hut und hielt ihn, mit der Demuth eines vom Volke geschaffenen Bürgerkönigs, gestreckten Arms bis unter sein rechtes Knie nieder, beugte sich mit halbem Leibe vorwärts, ließ den Zügel fahren und warf mit der linken Hand nach beiden Seiten — Kußhändchen — aus. Sein wohl zugerittener Schimmel blieb bei diesem königlichen Manöuver in gleichem Schritte, und die Kinder und Mägde umher waren tief gerührt über solche Herablassung des Herrschers. Vive la meilleure des républiques! rief ein Spaßvogel dazwischen und verlor sich unter der Menge. Ein unanständiges

Gelächter ließ sich hören, und de
Zügel wieder, um schnell in
Schlosses einzureiten.

Man speist um fünf oder sec
Die Unterhaltung bei Tische ist lebh
Die Gesellschaft bestand an diesen
Engländern, deren einer seine Ge
sirte Französin (um mich so ausz
mehrere Jahre jenseits des Canals
sich führte, einem Fabrikanten
großer Carlist war und den Ord
trug, den ihm vor einigen Jahre
det, als er seine Fabrik besah,
Brie mit ihrer Tochter, einer D
mit einem zehnjährigen Knaben,
Lyon, einem reichen Mailänder
einem Gutsbesitzer von Limoges,
capitain aus Amiens, zwei B
beide dem Juste-Milieu angehö
dienste angestellt, einem Weinhä
einem deutschen Liberalen, der
Jahre in Paris aufhielt, dem
dann aus den Hausgenossen, w
schöne Schwester der Hausfrau
Musterung gab Stoff zu politi
in denen man seine Meinungen
größter Freimüthigkeit äußerte.

enthusiastischer Republikaner, schlug seine Gegner, die freilich das System des Juste-Milieu nicht mit großem Eifer vertheidigten, siegreich aus dem Felde. Der Carlismus hatte nur einen einzigen Repräsentanten im Liller Fabrikanten — und dieser wurde ausgelacht und lachte selbst mit. Einer der Brüder Carrier hielt Ludwig Philipp und Perrier eine Lobrede. „Sie haben ganz Recht, rief ihm die muthwillige Schwester der Dame des Hauses zu, denn erstlich heißen Sie Casimir Philipp, und zweitens haben Sie einen Gehalt von 10,000 Franken.“ Darüber lachten Alle und der republikanische Maler am ärgsten. Man versteht hier Scherz und wird über solche Anspielungen nicht böse. Nach Tisch gingen wir auf die Boulevards, und der Republikaner führte am rechten Arm den carlistischen Fabrikanten und am linken Herrn Casimir Philipp Carrier.

Wir lernten einen Correspondenten der Augsburger allgemeinen Zeitung kennen — einen Juden, der mit Gott und der Welt correspondirt und viel Geld verdient, aber doch, nach der sparsamen Weise seines Volks, nur in einem schlechten Stübchen im fünften Stock um 30 Franken monatlich wohnt. Dieser Mensch hat durchaus keine bedeutenden Verbindungen, aber besitzt die Gabe, seine Ohren nach allen Seiten zu spitzen und aus dem Gehörten

Correspondenzartikel für deutsche Blätter zu schmieden. Das deutsche Publikum ist zum Theil noch einfältig genug, auf solche sogenannte Privatcorrespondenzen öffentlicher Blätter großen Werth zu legen, und es gibt viele Leute, welche namentlich die Correspondenten der allgemeinen Zeitung für höchst bedeutende und wohl unterrichtete Staatsmänner halten, aus deren Artikeln sich der Stand der Tagespolitik entziffern lasse. Die Staatsmänner, die sich am Ruder befinden, oder Personen, die ihres vertrauten Umgangs genießen, geben sich sicherlich nicht um einige tausend Franken zu Berichterstattern deutscher Zeitungen her, eben so wenig die Mitglieder der Opposition, die sich in der höheren Sphäre befinden und heute oder morgen selbst an das Staatsruder gelangen können. Was bleibt also den deutschen Blättern übrig, als ein paar hungrige Literaten, die den Stoff ihrer Correspondenzen in den Caffeehäusern und in dem Vorzimmer aufschnappen und die Brühe ihrer größtentheils matten Politik darüber gießen, um sie also gewürzt dem hungrigen deutschen Publikum aufzutischen? Wenn irgend Jemand von dem Stande der Tagespolitik und von den Gesinnungen und Planen der Machthaber wohl unterrichtet ist, so sind es die Direktoren der ersten Pariser Blätter — des Constitutionell, des National, des Courrier, des Journals des

Debats u. s. w. — die mit den Coryphäen der verschiedenen Partheien in innigster Berührung stehen und Alles genau erfahren, aber dem Publikum nur das und in so weit mittheilen, als es für die Interessen und Plane ihrer Parthei paßt. Daher rühren die grellen Widersprüche in der Darstellung der Thatsachen und der Folgerungen, die daraus gezogen werden, weil jede Parthei sich bemüht, sie in einem ihr günstigen Lichte darzustellen — sie wissen alle die nackte Wahrheit, aber sie hüten sich wohl, sie zu sagen, wenn sie nicht in ihren Kram taugt. Der Jude der allgemeinen Zeitung muß im Sinne des Juste-Milieu correspondiren, denn da die allgemeine Zeitung allgemein seyn muß, so hat Herr von Cotta jedem seiner Correspondenten seine Rolle angewiesen: der ist ultra, der Juste-Milieu, der halbliberal, denn ganz liberal zu seyn ist nicht gestattet, da es gegen den Geist und Ton des Blattes anstoßen würde. Der Jude hat bisweilen einen Anflug von Liberalismus, aber er darf nicht aus der Rolle fallen und muß ihn pflichtmäßig unterdrücken; er macht auch Artikel in das Morgenblatt. Wir lernten auch einen christlichen deutschen Liberalen kennen, der ebenfalls correspondirt, und im Englischen, Deutschen und Französischen Unterricht giebt. Die Stunde wird mit drei bis fünf Franken

bezahlt. Er hatte eben einen portugiesischen proscribirten Grafen, Exadjutant Don Miguels und Pair des Reichs, unter seinen Schülern, der aber nur drei Franken bezahlte, weil die Gelder, die er von zurückgebliebenen Verwandten zugeschickt erhielt, sehr sparsam flossen. Dieser Portugiese wollte durchaus deutsch lernen, und Gott weiß, wie sauer ihm das werden mag, wie ich wenigstens aus seinem Radebrechen der deutschen Sprache schließen muß, wenn er sich im Hotel de France bei Tafel mit mir unterhielt. Er mischte dann deutsch und französisch unter einander, um sich mir verständlich zu machen. Ein reicher englischer Graf bezahlte dem deutschen Sprachmeister fünf Franken und lernte französisch, um sich mit der Frau eines Banquiers unterhalten zu können, in die er rasend verliebt war. Er machte in seiner Liebeswuth tolle Streiche, ließ sich einen halben Tag in einem Nachen auf der Seine an dem Hause seiner Geliebten auf- und abschiffen, um von ihren schönen Augen (ich habe ihn nicht gefragt, ob sie blau oder schwarz sind) bemerkt zu werden; wollte sich bald als Bedienter, als Affenführer, als Papageihändler u. s. w. verkleiden, um in das Haus zu gelangen. Ich gab ihm den Rath, seine Wechsel von dem Hause zu beziehen, und dem Banquier so viel zu lösen zu geben, daß er ihn Ehren halber zur Tafel laden

müsse, wobei er als ausgezeichneter Fremder vielleicht sogar an die Seite seiner Geliebten zu sitzen kommen könne. Er bezahlte mir diesen Rath mit einer feurigen Umarmung, und ich glaube, er hätte mir in diesem Augenblicke des Entzückens sein schönstes Reitpferd geschenkt, wenn es mir eingefallen wäre, ihn darum zu bitten. Ich möchte wissen, ob mir der Banquier für diesen Rath gut oder böse gewesen wäre: hier gute Geschäfte, dort die Gefahr der Verführung seiner Gattin — ich denke, er hätte auf diese Gefahr hin Geschäfte gemacht, oder ich müßte den Geist des Handelsstandes nicht kennen.

Der Jardin des Plantes ist von bedeutendem Umfang und sehr planmäßig zum praktischen Studium eingerichtet. In dem botanischen Garten, der mit einem Gitter umgeben ist, sind 7 bis 8000 Pflanzen, nach Classen und Familien, nach Geschlechtern und Gattungen geordnet; er ist täglich von 4 Uhr Abends bis zur Nacht für die Studirenden geöffnet. In den Gräben sind Bären, wilde Schweine und andere Thiere. Vor einigen Jahren fiel hier eine sonderbare Art des Selbstmords vor: ein alter Mann rutschte plötzlich, zum Schrecken der Zuschauer, in den Graben hinab und blieb ausgestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesichte, liegen. Sogleich schritt

ein

ein grimmiger Bär auf ihn zu und faßte ihn im Genicke. Man beeilte sich, ihm Hülfe zu leisten; es war aber zu spät. Die wohlfeilste Art des Selbstmords ist dieß; man kann dabei selbst den Strick ersparen. Wäre ich des Lebens überdrüssig, so ginge ich nach Lissabon oder sonst wo hin, um Don Miguel oder irgend einen andern Tyrannen zu ermorden; dann würde ich sicherlich wenigstens gerädert oder geviertheilt. Die Portugiesen müssen alle sehr gerne leben, denn wer sein Leben einsetzen will, kann dem Tyrannen nahe kommen, und wenn ihn tausend Schwerdter bewachten.

Ich war besonders begierig, die Giraffe zu sehen — ein seltsam gebautes Riesenthier und so hochbeinig, daß Büffel und Kühe, die in seiner Umzäunung mit ihm eingeschlossen sind, unter seinem Bauche bequem durchgehen können. Zwei Elephanten sind da, wenn ich nicht irre, die nämlichen, die ich schon im Jahr 1814 gesehen hatte. Damals neckten den einen preußische Offiziere durch vorgehaltene Sachen, die sie ihm dann vor dem Rüssel wieder wegzogen; ruhig und bedächtlich füllte das kluge Thier seinen Rüssel mit trübem Wasser aus dem Bassin, das in seiner Umzäunung ist, und entleerte ihn so geschickt, daß es nur seine Beleidiger traf, die mit einem tüchtigen Platzregen übergossen wurden. Albern genug hielten sie sich deßhalb an den

Wärter des Elephanten und überhäuften ihn mit Schimpfworten. Dieser erwiederte mit gelassener Ironie: „Meine Herren! Sie sehen hier ihren Gegner (auf den Elephanten deutend) vor sich. Entrèz, s'il vous plait, pour prendre votre revange." Sie wurden ausgelacht und giengen, um die Kleider zu wechseln.

Löwen, Tiger, Leoparden und andere reißende Thiere sind in Käfigen mit eisernem Gitter. Die Thiere wissen genau die Fütterungszeit; wenn sie herannaht, werden sie unruhig, gehen hin und her, springen an den Wänden in die Höhe u. s. w. Eines Abends fehlte es durch irgend ein Versehen an Fleisch, so daß nur ein Theil der Thiere gefüttert werden konnte; nun erhoben die andern ein so furchtbares Gebrülle, daß man es wohl über eine Stunde weit hören konnte; man glaubte sich in die afrikanischen Wälder versetzt und alle Bestien der Wüste losgelassen. — Vor einigen Jahren besuchte ein Neugieriger in früher Morgenstunde die Menagerie und traf, zu seinem nicht geringen Schrecken, auf einen frei herumspazierenden Löwen, der durch irgend einen Zufall oder eine Nachlässigkeit seinem Käfig entkommen war und jetzt mit langsamer Majestät auf den Schreckenbleichen zuschritt. Zu gleicher Zeit rief ihm eine Stimme — die des Wächters — zu, aufrecht und unbeweglich

stehen zu bleiben; mit innerlichem Zittern wurde der Rath befolgt, und der Wärter lockte nun das reißende Thier in den Käfig, ohne daß es den Fremden beschädigte. Hätte er sich auf die Flucht begeben, so wäre er wahrscheinlich verloren gewesen.

Wir durchgiengen flüchtig die Säle des Naturalienkabinets, das gerade dem großen Publikum geöffnet war. Ein Wachtmeister der Lanzenträger (ein Elsäßer), der sich zufällig zu uns fand, machte gefällig unsern Führer und leitete unsere Aufmerksamkeit bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand. Wir luden ihn ein, in einer der Restaurationen auf den Boulevards mit uns zu Mittag zu speisen. Als wir über den Bastilleplatz giengen, erzählte er uns, daß hier in den drei Tagen sein Regiment aufgestellt gewesen sey. Am ersten Tage wurde es zu einigen Chargen auf das Volk gebraucht. Nachts kehrte es in seine Kaserne zurück; als die Lanzenträger am andern Morgen wieder auf demselben Platze aufmarschiren wollten, fanden sie ihn ganz mit ungeheuren Balken Floßholz belegt, das die Bürger in der Nacht vom Ufer der Seine auf den Bastilleplatz getragen hatten, um ihn der Reiterei zu sperren. Mit vieler Mühe wurde nun der Platz geräumt und aufmarschirt. Es ließ sich lange kein Feind blicken und das Regiment blieb ruhig halten; endlich zeigten sich in einiger Entfernung

kleine zerstreute Häuflein bewaffneter Bürger, die ein Plänklerfeuer eröffneten; so wie eine Schwadron gegen sie anritt, zogen sie sich in die Barrikaden zurück, welche sie in der Nacht errichtet hatten, und hielten hier durch ihr Feuer den Feind von sich ab. Eine Infanteriecolonne, welche die Boulevards herabkam, nahm endlich mehrere der äußeren Barrikaden und räumte sie weg, so daß die Reiterei nachfolgen konnte. Die Bürger zogen sich von Straße zu Straße, von Verrammlung zu Verrammlung unter beständigem Feuern zurück; wenn die Colonne unter Trommelschlag im Sturmschritt gegen eine Barrikade anrückte, gaben sie ihr letztes Feuer und eilten in vollem Laufe der nächsten Verrammlung zu. In den Häusern war es still und wie ausgestorben; Thüren und Fenster geschlossen. So zog die Colonne von Straße zu Straße, immer tiefer hinein in die dunkeln Gassen, vorgus das Fußvolk, hinten die Reiter. Plötzlich brach aus einer hochgethürmten Barrikade ein mörderisches Feuer los, die Fenster öffneten sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, und ein Platzregen von Steinen, Ziegeln, schwerem Hausgeräthe, praßelte auf die Truppen hinab; aus allen Seitengassen wimmelten Bewaffnete herbei, an jeder Straßenecke zeigten sich die dunkeln Mündungen der Gewehre. Wohin nun? Vorwärts und im Sturme die Verrammlung

nehmen. Es geschah, aber im Nu war sie mit dichten Schaaren entschlossener Vertheidiger bedeckt, während die unglücklichen Soldaten von vornen, von hinten, auf beiden Seiten mit einem Hagel von Kugeln beschossen, und von oben herab mit einem unaufhörlichen Steinregen übergossen wurden. Lange ist eine solche Lage nicht auszuhalten; die Colonne kehrte den Rücken, jauchzend die Bürger ihr nach, und auf ihrem Rückzuge die stillen, todten Häuser belebt, tausend geschäftige Hände bemüht, sie mit allen möglichen Waffen zu zernichten, die Dächer lebendig und ihre Ziegel auf sie herabhagelnd. Der gemessene Rückzug wird zum raschen Marsche, die Glieder zerrissen, allgemeine ordnungslose Flucht — und nun der Eingang der Straßen durch in ihrem Rücken schnell wieder errichtete Verrammlungen geschlossen, die Gassen selbst, um sie der Reiterei verderblich zu machen, mit Tausenden zerbrochener Bouteillen und Gläser bedeckt! Das ist das Bild des Bürgerkriegs im engen Raume einer Stadt — der Sieg muß dem Volke bleiben, oder es müßte aus lauter feigen Memmen bestehen.

Zur Hälfte geschmolzen, erzählte uns unser Begleiter weiter, kam die Colonne auf dem Bastilleplatz wieder an — die Truppen niedergeschlagen, mißmuthig, demoralisirt, nur durch die Gewohnheit der Disciplin noch zusammengehalten. Weiber und

Mädchen mischten sich in ihre Reihen, schalten sie Despotenknechte, spornten sie zum Patriotismus, weckten ihre Erbitterung gegen die Führer. Kecke Reden fielen, die Bande des blinden Gehorsams waren bereits gebrochen, und die Anführer wagten nicht ihr Ansehen zu gebrauchen, um die unvermeidliche Katastrophe nicht zu beschleunigen. In diesem Zustande kehrte das Regiment Abends in die Kaserne zurück. Am dritten Morgen marschirte es auf dem nämlichen Platze wieder auf. Tiefes Schweigen, finstere Blicke, mürrische Gesichter in allen Gliedern. Da kommt der Oberst mit seinem Adjutanten angeritten. Kein Laut läßt sich in den Reihen vernehmen; ein Carabiner erhebt sich in der Richtung, in der der Obrist ankommt, und der Schuß fällt. Schnell wie ein Gedanke folgen ein Dutzend Schüsse nach; der Befehlshaber wendet sein Pferd zur Flucht, die Stabsoffiziere, ein Theil der andern Offiziere folgen ihm nach, begleitet von dem Feuer des halben Regiments. Nun übernimmt ein Lieutenant das Kommando; bald stecken alle Tschakow's auf den Lanzen und Säbelspitzen, und donnernd erschallt der Ruf: Es lebe die Nation! Jubelnd stürzen die Bürger herbei, die Reihen der Krieger sind zerrissen, und heute liegen sie in den Armen der nämlichen Männer, die sie gestern noch feindlich bekämpft hatten. Die weiße Kokarde wird unter dem Rufe:

Nieder mit den Bourbons! Tod dem meineidigen König! herabgerissen und mit Füßen getreten. So muß jeder Kampf des Despotismus mit dem Volke enden! „Das waren gute Tage," schloß unser Soldat in seinem Elsäßer Dialekt seine Erzählung; „ein Bürger riß mich dem andern weg, um mich zu einem Restaurateur zu ziehen, der beste Wein floß in Strömen. Meinetwegen könnt's wieder so kommen, und s'kommt freilich. Frankreich kann keinen Bourbon behalten. Nun, die Republik ist auch gut. Wenn die Nationalgarde den König fallen läßt, wir Militärs heben ihn nicht. Der Soldat thut halt hier zu Land, was das Volk haben will. Nur muß man erst sehen, wie die Nation gesinnt ist. Wenn sie keinen König will, wir brauchen auch keinen." Mein Freund muß ein Republikaner seyn, denn diese Gesinnungen des wackern Wachtmeisters schienen ihm eine dritte Flasche Champagner zu verdienen, die er sogleich kommen ließ.

An einem schönen Morgen bestiegen wir den Montmartre. Man übersieht von diesem ziemlich großen Dorfe, das auf einem Berge liegt, der an die Vorstadt gleichen Namens stößt, fast ganz Paris. Hier sind viele angenehme Landhäuser und Gärten, und dieser Berg versieht die Hauptstadt mit dem größten Theile ihres Bedarfs an Gyps.

Hier hatte Heinrich IV. sein Hauptquartier in einem Nonnenkloster, als er Paris belagerte. Das Gelübde der Keuschheit der guten Nonnen mag durch die Anwesenheit des galanten Königs doppelt schwer geworden seyn. Er war damals, wenn ich recht weiß, noch ein Ketzer; wenn aber auch bereits rechtgläubig, so war er doch ein König — und das sind in allen Dingen privilegirte Leute, und die Gesetze bestehen, wie recht und billig, blos für die Unterthanen. — Der Montmartre beherrscht die nächstgelegenen Punkte von Paris. Als im März 1814 der Kanonendonner hier ertönte, setzte der verschmizte Talleyrand seine diplomatische Höllenmaschine in Bewegung, um den Fall Napoleons herbeizuführen, der, als er mit seiner tapfern Armee in's Feld rückte, blos Verräther und feige Miethlinge in der Hauptstadt zurückgelassen hatte. Dieser Talleyrand dankt einen großen Theil seines Rufes dem politischen Scharfsinn und der Geduld, womit er den schicklichen Zeitpunkt abzuwarten weiß, in welchem seine Intriken sich augenblicklichen Erfolg versprechen können — allerdings eine große politische Gabe. Im Uebrigen ist er, was den moralischen Charakter betrifft, der schlechteste und niederträchtigste Mensch, den die Erde tragen mag. Stets hat er nur seinem eigenen Vortheile gefröhnt, und so wurde er auf einem höheren

Standpunkte in der Politik, was der deutsche Göthe in einer geringeren Sphäre in der Literatur ward. Beide drehten sich nur um ihre eigene Achse, und erreichten für sich, was Jedem unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Im Jahr 1789 war Talleyrand Bischof von Autun. Diese Stadt wählte ihn zum Deputirten bei den Generalstaaten. Nachdem die Revolution durch Mirabeau's Entschlossenheit und Charakterstärke einen Aufschwung erhalten hatte, dessen ganzes Gewicht dem scharfsinnigen Talleyrand nicht entgehen konnte, schloß er sich an die Bewegung jener Zeit an, machte den Antrag, die Güter der Geistlichkeit einzuziehen, hielt mit einem dreifarbigen Gürtel um den Leib feierlichen Gottesdienst an dem Altar des Vaterlandes auf dem Marsfelde, weihte die dreifarbigen Fahnen der Departements ein, leistete den constitutionellen Eid des Clerus, segnete die ersten constitutionellen Bischöfe ein, ließ sich von dem Pabst in den Bann thun, gab sein Bisthum auf, wurde zum Mitglied des Direktoriums des Pariser Departements gewählt und zu Mirabeau's Testamentsvollzieher ernannt. So schwamm er im vollen Strome der Revolution. Als er die Kraftperiode der Revolution mit allen ihren traurigen Ausschweifungen herannahen sah, erbebte sein feiges und selbstsüchtiges Herz in seinem Busen; schmiegsam gegen

alle Partheien, wußte er, um mit Sicherheit aus Frankreich zu entkommen, sich einen geheimen Auftrag der Machthaber in England zu verschaffen, benützte ihn, um zu emigriren, und schiffte nach Amerika über. Unter dem Direktorium wurde er von der Emigrantenliste gestrichen, kehrte zurück, kroch vor den Machthabern der Zeit und ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Am 18. Brumaire gieng er in das consularische Lager über, und wurde unter Bonaparte's Consulat die Seele der neuen Regierung. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, wurde Talleyrand Oberstkammerherr, Fürst von Benevent, Vice-Großwähler und Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion. Bald trug er fast alle Orden der europäischen Souveräne. Von Napoleon, der seinen falschen und unzuverläßigen Charakter durchschaute, zurückgesetzt, wurde er sein heimlicher Feind und zettelte, sobald die Umstände günstig wurden, Intriken und Verschwörungen auf so vorsichtige Weise an, daß sie wenigstens seinen Kopf immer sichern mußten. Nachdem die verbündete Armee in Paris eingerückt war, ließ er die Maske fallen und setzte in dem feilen und undankbaren Senat Napoleons Absetzung durch. Jetzt wurde Talleyrand auch unter den Bourbons Minister der auswärtigen Angelegenheiten und blieb in der ganzen Periode der Restauration Oberstkammerherr des Königs. Dieser Mann scheint bestimmt,

unter allen Regierungen zu dienen und alle zu betrügen. Was wird wohl das Ende und letzte Ergebniß seiner Rolle bei der Londner Conferenz seyn? Was ist das für eine Politik, die sich solcher Menschen bedienen will oder muß?

Als der erste Kanonendonner vor den Thoren der Hauptstadt ertönte, setzte Talleyrand den schwachen und feigen König Joseph durch unverschämte, unter dem Siegel des Vertrauens mitgetheilte Lügen und treulose Rathschläge in Angst und Schrecken: er machte diesen Schwachkopf glauben, daß die verbündeten Monarchen die Absicht hätten, ihn dem König Ferdinand von Spanien zur Strafe seiner Usurpation auszuliefern. Der Dummkopf gieng in die Falle und reiste schleunig von Paris ab; sein Bruder Jerome, obwohl schwerer in Schrecken zu setzen, folgte ihm nach. Jetzt begab sich der ganze kaiserliche Hof auf die Flucht, die Regierung löste sich auf und Reineke Talleyrand war Meister des Feldes. Napoleons Thron, auf Gewalt ruhend, sank durch die Umtriebe einiger Ränkemacher zusammen, weil ihn das Volk fallen ließ. Der Krieg wurde bloß zwischen den Verbündeten und der napoleonischen Armee geführt, das Volk verhielt sich leidend; hätte die Nation daran Theil genommen, so wäre selbst die Einnahme von Paris bloß eine Episode in dem

großen Drama, nicht die Entwicklung und das Ende des Stücks gewesen.

Elendes Possenspiel — wo nicht die öffentliche Freiheit über das Loos der Völker entscheidet! Wenn ihr wissen wollt, wie man zu einem neuen König gelangt, so lest folgende Scene: „Der verschmitzte Talleyrand führt Ludwigs XVIII. Maitresse, damals ein reizendes Weib, bei dem eiteln und schwachen Alexander von Rußland ein. „Nur keck und besonnen," ruft er ihr zu, ehe er sie in den Salon schiebt; „der Kaiser ist galant, und was er der Diplomatik abschlägt, wird er vielleicht den Damen bewilligen." Kaum erblickt die Dame den großen Alexander von Rußland, so fällt sie ihm theatralisch zu Füßen. Er hebt sie mit ungemeiner Grazie auf und sagt verbindlich: „Ach! Was machen Sie da? Eine edle Dame soll nicht vor einem Ritter knieen." — Sire! ruft die Maitresse des alten Ludwig aus, ich bitte Eure Majestät um das Glück, das sie allein uns gewähren können, und doppelt lieb wird uns Ludwig XVIII. seyn, wenn er uns durch Alexander I. zurückgegeben wird. — So ist es denn wahr, fragte der Monarch, daß die Franzosen die Familie Bourbon lieben? — Ja, Sire, erwiederte getrost Ludwigs Geliebte, sie ist unsere einzige Hoffnung, nur für die Bourbons schlagen unsere Herzen! — Das ist ja charmant, sprach Alexander gerührt, und sind denn alle französischen Damen von

dem nämlichen Enthusiasmus beseelt? — O, freilich, Eire! — Wenn dem so ist, so ist es Frankreich, das Ludwig XVIII. zurückruft, und nicht wir bringen ihn. Mögen die ersten Staatskörper ihre Gesinnungen aussprechen, dann ist die Sache richtig. — Der feile Senat, von Talleyrand gegängelt, sprach — und Frankreich hatte seinen Ludwig. Jetzt hat es einen Ludwig Philipp — mag ihn behalten; wir haben ja in Deutschland Souveräne von allen Namen, alte und junge, große und kleine — sie sollen leben, vivat hoch!

Von den politischen Seiltänzern mache ich einen schicklichen Uebergang zu dem Kunstreiter Franconi. Dieser Mann leistet in seinem Fache das Unglaubliche, und wäre er ein eben so gewandter Politiker geworden, so würde er ohne Zweifel in einem Satze über ein halbes Dutzend Throne mit der nämlichen Leichtigkeit weggesprungen seyn, wie jetzt über sechs noble Rosse. Im Uebrigen geht in Frankreich selbst das Kunstreiten nicht ohne politische Anspielungen ab. Wir sehen im Circus einen plumpen, dicken Oesterreicher zu Pferde erscheinen, in seiner geschmacklosen Uniform und mit der ledernen Franciscus-Kappe. Er machte während des Gallopirens das ganze Exercitium durch — Alles mit möglichst linkischem Wesen; als er feuerte, fiel ihm vor Angst das Gewehr aus der Hand, und fast wäre er vom

Pferde gefallen. Unbändiger Jubel und Klatschen der Zuschauer. Plötzlich richtet sich der Kunstreiter wieder hoch in die Höhe, die österreichischen Uniformstücke fallen ihm wie Lappen vom Leibe, und ein Grenadier der alten Garde steht da — aufrecht, in stolzer Haltung, mit wehendem Busche und kriegerisches Vertrauen in den männlich schönen Zügen. Rasch und gewandt beginnt er ein Exercitium nach dem andern, immer schneller wird der Galopp des edlen Rosses, tiefe Stille herrscht, und die theilnehmenden Blicke des Publikums folgen dem kühnen Soldaten. Als er zu feuern beginnt, ist das Pferd im vollsten Rennen, und Schuß auf Schuß, Ladung auf Ladung, folgt dennoch so schnell auf einander, wie auf dem festen Sande des Exercierplatzes. Ein kühner Sprung bringt den Reiter zur Erde, während das im Schusse befindliche Pferd noch einmal die Bahn durchläuft, er verbeugt sich mit leichtem Anstand nach allen Seiten, und der donnernde, unermeßliche Beifall der Zuschauer begleitet ihn.

Merkwürdig ist die treffliche Dressur der Thiere, die im Circus auftreten — nicht bloß der Pferde, sondern selbst der wildesten Bestien. Ein Stück spielt in Indien, reichgekleidete Nabobs zu Pferd mit ihrem zahlreichen Gefolge ziehen über die Bühne; die Frauengemächer zeigen alle Schönheiten und die ganze Pracht des Orients. Der Vorhang fällt, und

als er wieder aufgeht, hat sich die Scene geändert: wilder Wald, an dem Eingang einer Höhle liegt ein Löwe und eine Löwin ausgestreckt. Nur von Zeit zu Zeit erhebt der Löwe das Haupt, schüttelt die Mähne und läßt das feurige Auge über das lautlose Publikum weglaufen. Ein dumpfes Getöse wird in der Ferne vernommen, die beiden Thiere erheben ihre Köpfe in horchender Stellung; der Lärm wird stärker, man hört ein Rufen vieler Stimmen, nahende Fußtritte — da erhebt sich der Löwe, dehnt und streckt seine Glieder, und auch die Löwin steht auf. Näher und näher kommt der Lärm — plötzlich stürzt ein Mann, mit der Eile eines Verfolgten, auf die Bühne und mitten zwischen die beiden wüthenden Thiere hinein. Bald erscheinen seine Verfolger mit Spießen und Schwertern in der Hand, ihn zu greifen — da widertönt der Circus von dem furchtbaren Brüllen der Thiere, die Bewaffneten stoßen nach ihnen mit ihren Spießen; sie richten sich in die Höhe zur Vertheidigung und ihr Brüllen wird wahrhaft schrecklich. Endlich lassen die Verfolger ab und entfernen sich. Der Gerettete liebkost seine Retter; sie legen sich ruhig, wie wohldressirte Hunde, zu seinen Füßen nieder; er setzt sich zwischen sie, spielt mit der Mähne des Löwen, und schläft endlich, wie ein durch große Anstrengung Ermatteter, auf dem Vordertheile des Löwen ruhend,

ein. Die Scene wechselt wieder; sie stellt einen Hochwald vor, Zuschauer stehen links und rechts, aus der Ferne tönt der Lärm einer Jagd. Näher und näher kommt das Geräusch, die Aufmerksamkeit der Zuschauer steigert sich Jetzt fliehen Hirsche, Lama's, Strauße über die Bühne, hinter ihnen Jäger zu Pferd. Plötzlich erhebt sich das Geschrei: „der Tiger! der Tiger!" Die Zuschauer fliehen schauervoll. Ein, wie es scheint, noch junger Tiger bricht, von Jägern zu Pferd verfolgt, aus dem Walde, faßt mit einem Sprung einen fliehenden Knaben und reißt ihn zu Boden; aber sogleich läßt er ihn wieder los und setzt seine Flucht fort. — Die Kunst der Zähmung und Abrichtung der Thiere ist hier aufs Höchste getrieben. Zum Schlusse hielt Herr Martin, dem die beiden Löwen gehören, unter Musik einen feierlichen Triumphzug mit der Löwin über das Theater. Es ist inzwischen Mitter[illegible]ht geworden, denn die Pariser wollen für ihr[illegible] viel sehen.

Paris, den 17. Mai.

[illegible] wir dem Leichenbegängnisse des [illegible]ey-de-Pompieres, des Ne[illegible] Deputirten, angewohnt. Im [illegible] sich die Coryphäen der verschie-

denen

denen politischen Nuancen zusammen. Odillon-Barrot ist der Tochtermann des Verstorbenen. Die Politik ruht in diesem Lande nimmer, selbst am Sarge nicht. Herr Marrast, der bekannte Redacteur der republikanischen Tribüne, gerieth im Trauerhause mit Herrn Casimir Perier in eine lebhafte politische Controverse, griff schonungslos das System des 13. März an und sagte dem Minister-Präsidenten so derbe Wahrheiten ins Gesicht, daß dieser vor zurückgehaltener Wuth flammroth wurde. Man sah auf vielen Gesichtern umher die Verlegenheit über das rücksichtslose Benehmen des feurigen jungen Mannes, das freilich hier nicht am schicklichen Orte war. Gleichwohl hatten Viele ihre innerliche Freude daran. Herr F. D., einer der Proscribirten der Restauration, der sich während seiner Verbannung einige Zeit in Deutschland aufgehalten hatte, sagte zu mir voll Vergnügen: Il a parlé comme un vieux Romain.

Man sieht hier nicht das Ceremonieuse und Steife deutscher Leichenbegängnisse. Das Gefolge ist bunt wie das Leben, nicht kohlschwarz wie der Tod. — Jeder, der will, schließt sich in seiner gewöhnlichen Kleidung an, wie ihn der Zug gerade auf der Straße trifft. Eine Abtheilung Nationalgarde mit gedämpften Trommeln zog voraus, dann folgte der Sarg, sofort die nächsten Verwandten

ein. Die Scene wechselt wieder; sie stellt einen Hochwald vor, Zuschauer stehen links und rechts, aus der Ferne tönt der Lärm einer Jagd. Näher und näher kommt das Geräusch, die Aufmerksamkeit der Zuschauer steigert sich Jetzt fliehen Hirsche, Lama's, Strauße über die Bühne, hinter ihnen Jäger zu Pferd. Plötzlich erhebt sich das Geschrei: „der Tiger! der Tiger!" Die Zuschauer fliehen schauervoll. Ein, wie es scheint, noch junger Tiger bricht, von Jägern zu Pferd verfolgt, aus dem Walde, faßt mit einem Sprung einen fliehenden Knaben und reißt ihn zu Boden; aber sogleich läßt er ihn wieder los und setzt seine Flucht fort. — Die Kunst der Zähmung und Abrichtung der Thiere ist hier aufs Höchste getrieben. Zum Schlusse hielt Herr Martin, dem die beiden Löwen gehören, unter Musik einen feierlichen Triumphzug mit der Löwin über das Theater. Es ist inzwischen Mitternacht geworden, denn die Pariser wollen für ihr Geld viel sehen.

Paris, den 17. Mai.

Gestern haben wir dem Leichenbegängnisse des ehrwürdigen Labbey-de-Pompieres, des Nestors der liberalen Deputirten, angewohnt. Im Trauerhause fanden sich die Coryphäen der verschiedenen

denen politischen Nuancen zusammen. Odillon-Barrot ist der Tochtermann des Verstorbenen. Die Politik ruht in diesem Lande nimmer, selbst am Sarge nicht. Herr Marrast, der bekannte Redacteur der republikanischen Tribüne, gerieth im Trauerhause mit Herrn Casimir Perier in eine lebhafte politische Controverse, griff schonungslos das System des 13. März an und sagte dem Minister-Präsidenten so derbe Wahrheiten ins Gesicht, daß dieser vor zurückgehaltener Wuth flammroth wurde. Man sah auf vielen Gesichtern umher die Verlegenheit über das rücksichtslose Benehmen des feurigen jungen Mannes, das freilich hier nicht am schicklichen Orte war. Gleichwohl hatten Viele ihre innerliche Freude daran. Herr F. D., einer der Proscribirten der Restauration, der sich während seiner Verbannung einige Zeit in Deutschland aufgehalten hatte, sagte zu mir voll Vergnügen: Il a parlé comme un vieux Romain.

Man sieht hier nicht das Ceremonieuse und Steife deutscher Leichenbegängnisse. Das Gefolge ist bunt wie das Leben, nicht kohlschwarz wie der Tod. — Jeder, der will, schließt sich in seiner gewöhnlichen Kleidung an, wie ihn der Zug gerade auf der Straße trifft. Eine Abtheilung Nationalgarde mit gedämpften Trommeln zog voraus, dann folgte der Sarg, sofort die nächsten Verwandten

und Freunde des Verstorbenen, und an diese schloß sich, nicht Paarweise, sondern untermischt in der ganzen Breite der Straße an, was Lust hatte. An eine Rangordnung, an ein Absondern ist hier nicht zu denken; ich sah Boyer d'Argenson mitten unter Ouvriers in ihren Blousen gehen. Die ganze Länge der Boulevards, über die der Zug auf den Kirchhof des Pater Lachaise gieng, war links und rechts von Menschen besetzt, die in tiefer ehrerbietiger Stille die Leiche des Gerechten vorbeiziehen sahen, das Haupt entblößten und theilweise sich an den Zug anschloßen. Am Grabe sprachen drei Redner, unter denen Lafayette war. An politischen Anspielungen fehlte es nicht; so oft sie das System der Regierung angriffen, ertönte ein lautes Bravo! der Zuschauer, die in dichten Haufen das Grab umdrängten und zum Theil auf Bäumen und Monumenten saßen. Stürmisch war das wiederholte: Vive Lafayette! als dieser Redner geendet hatte. Eine große Menschenmenge begleitete ihn bis zu seinem Wagen und unter tausendstimmigem Jujauchzen stieg er ein. Von Casimir Perier und seinen Freunden nahm kein Mensch Notiz.

Labbey Pompieres war einer der edelsten und einfachsten Männer, welche die an ausgezeichneten Menschen so reiche Epoche der französischen Revolution aufzuweisen hat. In Gesinnung und

Sitten Republikaner, verachtete er alles eitle Gepränge, den nichtigen Hochmuth der Aristokratie und den faden Pomp der Höfe. Dafür haßte ihn auch das feile Hofgesindel von ganzem Herzen — und dieser Haß geht, wie man weiß, immer und überall auf die schwachen Herrscher über, die zu gebieten glauben und doch nur allzuoft von den verächtlichsten Creaturen gegängelt werden. Da der Alterspräsident der Deputirtenkammer dem König die Adresse auf die Thronrede zu überreichen hatte, und da man vermeiden wollte, dieses unbeliebte Gesicht bei Hofe, zumal in einer so bedeutenden Funktion, sehen zu müssen, so sorgte man immer dafür, daß ein noch älterer Deputirter in die Kammer gewählt wurde, als Labbey Pompieres war. Es fällt mir nimmer bei, wie dieser Ehrenmann hieß — einen Namen hatte er. Kurz, er starb zu ungelegener Zeit, und es fügte sich, daß Labbey Pompieres Alterspräsident der Deputirtenkammer wurde. Das machte bei Hofe böses Blut, aber natürlich wurde doch gemessener Befehl gegeben, den Präsidenten der Volkskammer mit gebührender Ehrerbietung zu empfangen. Ein alter Mann im einfachen schwarzen Rock kommt zu Fuß in die Tuilerien, tritt in die Vorhalle, zieht an der Treppe seine Filzschuhe aus und will hinaufsteigen. „Wer sind Sie, mein Herr?" fährt ihn der

Schweizer barsch an. — „Der Präsident der Deputirtenkammer," erwiederte ruhig eine tiefe Stimme. Der erschrockene Sclave beugt sich schweigend. Noch mehrere: „Wer sind Sie?" werden dem bescheidenen Wanderer auf seinem Gange in das Allerheiligste des Königshauses zugerufen. Die Antwort: „der Präsident der Deputirtenkammer," wirkte jedesmal wie ein Donner auf die feilen Sclavenseelen. — Das Volk in seiner Riesenkraft schien vor seinem Präsidenten herzugehen und mit gewaltiger Faust die verschlossenen Gemächer der Wohnung des Despoten aufzustoßen. Wer will wider Gott und das Volk streiten — ein paar Jahre später lag ein Leichnam auf Carls X. Throne!

Der Kirchhof des Père-Lachaise gleicht einem Lustgarten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten. Das war er auch ursprünglich, als ihn der allmächtige Beichtvater Ludwigs XIV. noch bewohnte. Welcher Wechsel der irdischen Dinge — hier, wo der verschmitzte Jesuit einen der größten Staaten Europa's unter der Firma eines abergläubischen und schwachköpfigen Königs regierte und die Huldigungen der Großen des Reichs empfing, wo er mit dem liederlichen Adel und Clerus seine Orgien feierte, während das arme Volk verhungerte — hier ist jetzt eine Wohnung der Todten. Es giebt in Frankreich

keine Jesuiten, keinen Adel mehr — ich höre die Stimme eines Propheten rufen: Siehe, der goldne Thron des Königs sinkt, und es ist kein Fürst mehr im Lande!

Die Begräbnißplätze sind hier theuer; zwei Metres Boden kosten gegen 500 Franken. Wenn man nur auf 6 Jahre kauft, so ist der Platz um vieles wohlfeiler. Es sind über 30,000 Monumente und Grabsteine auf dem Kirchhofe des Paters Lachaise. Wenn man die Inschriften liest, so erstaunt man über die Menge vortrefflicher Gatten, vortrefflicher Gattinnen, vortrefflicher Väter und Mütter, vortrefflicher Söhne und Töchter, die es auf der Welt giebt. Man darf sich nimmer wundern, daß so viele Laster im Leben herrschen, denn sämmtliche Tugenden scheinen sich auf den Kirchhof geflüchtet zu haben. Der Kirchhof enthält etliche fünfzig verschiedene Abtheilungen, und ist reich an herrlichen Monumenten und Denkmälern berühmter Personen. In der dritten Abtheilung ist das Grabmahl Abelards und Heloisens in gothischem Geschmacke, das Alexander Lenoir im Jahr 1800 erbauen ließ, und das wirklich die Asche der beiden Liebenden enthält. In der achten Abtheilung ruht Regnault de Saint-Jean d'Angely, der seine Talente Napoleons Despotismus verkaufte, und den die Nemesis in den letzten

Jahren seines Lebens so hart dafür, strafte — mit dem Tode ringend kam er aus der Verbannung zurück und starb an dem Tage, da sein Fuß seine alte Wohnung wieder betreten hatte. Ein Tag machte seinen Leiden, seiner Verbannung und seinem Leben ein Ende. In der zehnten Abtheilung wimmelt es von erlauchten Todten — da findet man Herzoge, Marquis, Grafen, Barone zu Dutzenden. Mitten unter diesem nobeln Staube liegt ein gemeiner Plebejer — Meister Simon, Oberältester sämmtlicher Fiaker der Hauptstadt. Das sind die gräßlichen Folgen der verdammten Revolution — nicht einmal mehr im Tode kann man sich von gemeiner Asche absondern! In der 15ten Abtheilung ist das Grab Parny's, der durch seinen guerre des Dieux der Moral mehr Schaden gethan, als der Sache der Aufklärung und der Poesie genützt hat. Nicht weit davon ruhen die irdischen Ueberreste des berühmten Dichters Chenier und des gutmüthigen Saint-Pierre, der den ewigen Frieden und die allgemeine Entwaffnung träumte, die heute noch ein Traum sind. In der 21sten Abtheilung ist das Grab des unglücklichen Labedoyere, der, mit Ney, als ein Opfer des Ultraismus fiel. Auf seinem Grabsteine sieht man eine Wittwe in Thränen schwimmend, ihre Arme gegen einen Knaben ausstreckend, der kaum die Windeln verlassen hat, mit

der Umschrift: „Nur die Liebe zu meinem Sohn konnte mich im Leben zurückhalten.“ Es ist bekannt, daß Labedoyere's Gattin Ludwig XVIII. um die Begnadigung ihres Mannes anflehte, die ihr, wahrscheinlich auf Antrieb der unversöhnlichen alten Aristokratie, unbarmherzig verweigert ward.

In der 24sten Abtheilung ruht Lanjuinais — einer der wenigen Staatsmänner, deren Charakter in ihrer ganzen politischen Laufbahn sich treu geblieben ist. Er zitterte weder vor dem Despotismus des Königthums, noch vor der Wuth des Volkes; kühn trat er den Uebertreibungen Robespierre's und dem Blutdurste Marats entgegen. Bonapartes monarchischem Streben machte er jeden Schritt republikanischen Bodens, den er gewinnen wollte, strittig. Als im Senat vorgeschlagen wurde, die Republik in ein Kaiserreich zu verwandeln, rief Lanjuinais unerschrocken aus: „Ihr wollt euch einen Herrn holen aus einer Insel, aus der die Römer keine Sclaven wollten!“ Unter allen Regierungen, die in Frankreich auf einander folgten, bekämpfte er den Mißbrauch der Macht — Friede seiner Asche!

In der nämlichen Abtheilung ist das Grab des Marschalls Kellermann und seiner Gattin. Nicht weit von dem Sieger von Valmy liegt der preußi-

sche Gesandte in Paris, Graf von Golz — einer jener nutzlosen diplomatischen Gliedermänner, die man, mit Ordenssternen behängt, an fremde Höfe schickt, wo sie nichts zu thun haben und sich ihre einfältige und unnütze Repräsentation mit Gold aufwiegen lassen. Ein einfaches Grabmahl, um das vier Tannen gepflanzt sind, bezeichnet die Stätte, wo der Ajax des französischen Heeres, der furchtlose Ney ruht, der, der Sohn eines Kiefers von Saarlouis, sich vom gemeinen Husaren zum Marschall aufschwang. Der Denkstein hat die einfache Aufschrift: „Hier ruht der Marschall Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, gestorben am 7. December 1815." In der 35sten Abtheilung liegt Beaumarchais begraben, der Sohn einer geringen dürftigen Familie, der mit 40 Sous in der Tasche in die Welt trat und später der nordamerikanischen Republik, als sie ihr Joch abschüttelte, 40 Millionen lieh. Die Gräber der Marschälle Davoust und Lefebvre sind in der nämlichen Abtheilung. Unweit davon ruht Massena, der seinen Kriegsruhm durch seine Habsucht besudelte. Wie viele berühmte Männer auf so engem Raume!

In der 38sten Abtheilung ist das schöne Monument, das Frankreich seinem edeln Bürger, dem General Foy, errichtete; es ist der Nation und ihres großen Deputirten würdig. Nachdem er auf dem

Schlachtfelde für das Vaterland sein Blut verspritzt, ertönte zehn Jahre lang unermüdet seine patriotische Stimme auf dem Forum. Das Uebermaaß der Arbeit verzehrte seine Kräfte; seine starke Seele fühlte den Tod nahen, ohne ihn zu fürchten. „Ich fühle," sagte er wenige Stunden vor seinem Ende mit der Ruhe des Weisen, der auf ein wohl vollbrachtes Leben zurückblickt, „ich fühle eine zerstörende Gewalt in meinem Körper, die ihn zernichten will; ich bekämpfe den Riesen und kann ihn nicht besiegen." Als er seine letzten Augenblicke nahen sah, wollte er noch einmal Gottes reine Luft athmen und zum letztenmal in das Licht der Sonne blicken, aber erschöpft sank er in den Sessel zurück und sprach mit Ergebung: „Freunde, liebe Freunde, legt mich auf mein Bett — Gott wird das Uebrige thun!" So endete Maximilian Foy im fünfzigsten Jahre seines Alters. Sein Grabstein enthält die einfache Inschrift: „Hier ruht er von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach."

In der 40sten Abtheilung haben Molière und Lafontaine ein einfaches Grabmahl. In der 51sten Abtheilung ruht Tallien — ein merkwürdiges Beispiel der Launen des Glücks. Der Mann, der Frankreichs Geschick in seinen Händen trug, starb im Elend und hinterließ nicht, wovon man ihn begraben konnte. Nicht weit davon ist

das Monument des berühmten Malers David; nur sein Herz ruht unter diesem Steine; er starb in der Verbannung und sein Körper liegt in fremder Erde. In der letzten Abtheilung ist dem Marschall Suchet ein prachtvolles Monument errichtet.

Die meisten Inschriften der Leichensteine sind fad und unnatürlich, wie das überall der Fall zu seyn pflegt, denn wenn auch hie und da wahres Gefühl der Leidtragenden sie vorgeschrieben hat, so ist doch dessen Ausdruck meist in die Hände ungeschickter Miethlinge gefallen, denn die höhere Dichtkunst giebt sich nicht zu Epitaphien her. Lachen mußte ich über ein Impromptu, das ein witziger Kopf mit Bleistift auf den Grabstein eines gewißen Herrn Molé, Rentier, der am 24. September 1823 gestorben ist, geschrieben hat:

Ci-git, par son trépas,
Qui, t'aimant ici bas,
Paresse tutelaire,
S'est un jour, par plaisir,
Exprès laissé mourir,
Pour n'avoir rien à faire.

Eine andere Inschrift rührte mich durch ihre Einfachheit und ihr tiefes Gefühl — die eines unglücklichen Vaters, der sein einziges Kind verloren hat. Ich gebe sie hier in freier Uebersetzung:

So heimlich still hast du dir hier gebettet,
Mein einzig Kind, das mich an's Leben kettet!

So hart, so hart wird nicht der Himmel strafen.
Es kann nicht seyn. O, Gott, ist's denn die Gruft?
Wach auf, wach auf, dein armer Vater ruft,
Noch nie, noch nie hast du so lang geschlafen.

Das ist der Ausdruck eines väterlichen Schmerzes, der an Wahnsinn gränzt. Ich konnte ihn ganz begreifen, denn auch ich hatte ein einziges liebes Kind in der Heimath gelassen — was wäre mein Leben ohne sein Daseyn! Der Mensch hat freilich noch höhere Pflichten, aber keine schönere Freuden, als die des Vaters sind.

Die Residenz des Herzogs von Orleans (jetzt Kronprinz von Frankreich), mit Garten und der umliegenden Gallerie wird das Palais-Royal genannt, worüber man vielfach im Auslande seltsame Begriffe hat. Der Cardinal Richelieu hat es erbaut und in seinem Testament Ludwig XIV. vermacht, der es während seiner Minderjährigkeit bewohnte, wo es dann den Namen Palais-Royal oder Königlicher Pallast erhielt. Es gieng durch Schenkung an das Haus Orleans über und der Prinz-Regent hielt darin seinen wollüstigen Hof. Den eigentlichen Pallast bewohnt der Herzog von Orleans; der übrige Theil des unermeßlichen Gebäudes ist vermiethet. In diesen Theil des Gebäudes gelangt man durch die prachtvolle Gallerie Orleans. Vor wenigen Jahren noch war der

Eingang des Gartens vom Pallaste nur durch eine häßliche, maskirte Gallerie von Holz geschieden, wo in engen Buden Buchhändler, Modehändler und Schuhputzer neben einander ihr Wesen trieben und die Fremden preßten, so gut sie vermochten. Wegen der betrügerischen Raubsucht seiner Bewohner nannte man diesen Theil des Palais-Royal das Lager der Tartaren. Die Glasgallerie auf der Seite der Straße Richelieu heißt das Lager der Barbaren. In diesem engen und fortwährend vollgepfropften Durchgange darf man seine Taschen in Acht nehmen, denn die Taschendiebe üben hier häufig ihr verderbliches Talent. Auf beiden Seiten sind schlechte Caffeehäuser, Billards, in die niemals ein Tageslicht gedrungen ist, und Buden von Meubles- und Kleiderhändlern. Unter dem Erdgeschosse befinden sich Grotten und Estaminets, aus denen Musik ertönt, welche jeden Abend die unklugen Fremden und Einheimischen anlockt, wo sie dann eine Beute der Beutelschneider und liederlichen Dirnen werden, die in diesen unterirdischen Gemächern hausen.

Rund um den Garten des Palais-Royal, in dem die Gewässer des Ourcq-Canals einen Springbrunnen bilden, laufen Arkaden von mehr als einer Viertelstunde in der Länge, unter denen man bequem die Tour des Gartens machen kann. Unter diesen

Arkaden befinden sich die reichsten und glänzendsten Buden, wo man Alles haben kann, was der ungemessenste Luxus nur fordert. Jede Bude strahlt Nachts in einem Feuermeer und die Gänze werden noch überdieß durch einige hundert Laternen erhellt. Hier hat die Mode ihr Hauptquartier aufgeschlagen, von dem aus sie die Hauptstadt und Frankreich regiert: kostbare Stoffe aller Art, Gold und Edelsteine, Meisterstücke aller Künste, prachtvolle Restaurationen und Caffeehäuser, wo tausend Lichter in hundert Wandspiegeln widerstrahlen, Buden, wo man Kleider vom feinsten Stoffe streng nach der Mode des Tags fertig findet, Wechselbureaux, Gemäldehändler — kurz Alles, was die Laune eines Erdsus nur wünschen und vergnügen kann. Unter dem Erdgeschosse sind Garküchen, Restaurationen, Caffehäuser, Estaminets und Wohnungen liederlicher Dirnen. Ueber den Arkaden befinden sich prächtige Restaurationen und Caffeehäuser, Billards, Spielhäuser u. s. w. Alle Sinne sind hier gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt — in diesem Zaubergarten der Circe, wo Einheimische und Fremde aus allen Ländern zusammenströmen, welcher der Vereinigungspunkt des denkenden Beobachters, des müßigen Neugierigen, des Lüstlings, der Verbuhlten und Buhlerinnen, der Betrüger und Betrogenen und der Tummelplatz jeder Frivolität geworden

ist. Gemeines Treiben, das Jeden mit Ekel erfüllen muß, in dem noch ein Funken sittlichen Gefühls übrig geblieben ist!

Vom Carousselplatze, der seinen Namen einem Turnier verdankt, das Ludwig XIV. auf ihm gab, kommt man an den Hof des Schloßes der Tuilerien, zu dem Catharina von Medicis den Grund legte. Philibert Delorme und Jean Bullant, Architekten der Königin, erbauten zuerst den Pavillon der Mitte, die beiden an ihn stoßenden Flügel und die auf beiden Seiten sich daran hängenden Gebäude. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. flanquirte der Baumeister Ducerceau diese Gebäude durch ein Bauwesen von corinthischer Ordnung, dessen colossales Wesen mit dem leichten und feinen Style der ersten Erbauer eine in die Augen fallende Dissonanz bildet. Er vollendete den Bau durch die beiden ungeheuren Pavillons Flora und Marsan, die jetzt das Gebäude vervollständigen.

Der Garten der Tuilerien hat einen Umfang von 67 Morgen. Vom Pavillon der Mitte läuft eine große Allee durch die ganze Länge des Gartens durch, in der sich auf einem freien Platze ein prächtiger Springbrunnen befindet. Rund um den Garten laufen Terrassen, von denen man auf den

Platz Ludwigs XV. und die elysäischen Felder gelangt.

Man kann keine allgemeine Zeichnung vom Charakter des Pariſers geben; er iſt eben ſo verſchieden, als die bürgerliche Stellung der Bewohner dieſer Hauptſtadt. Der Ton der vornehmen Geſellſchaft iſt fein und abgeſchliffen; in der Mittelklaſſe findet man viele Treuherzigkeit und zum Theil ausgebreitete Kenntniſſe. Das geringe Volk, das von ſeiner Hände Arbeit lebt, iſt fleißig, aber in der Regel nicht ſehr ökonomiſch. Was dieſe Leute die Woche über mit ſaurem Schweiße verdienen, vergeuden ſie gewöhnlich am Sonntag auf einmal, ohne an die Zukunft ihrer Familie und an die Gebrechlichkeiten ihres eigenen Alters zu denken.

Eben ſo verſchieden iſt der Anblick der Hauptſtadt und die Lebensweiſe ihrer Bewohner in den verſchiedenen Quartieren. Während in den Bezirken, wo die Reichen und Vornehmen wohnen, noch tiefe Stille herrſcht, während ſelbſt der Handwerksmann von den Arbeiten des vorigen Tages ſich noch im Arme des Schlummers erholt, ziehen bei dem Scheine der halb erloſchenen Laternen ſchon 6000 Landleute mit ihren mit den Produkten des Feldbaues beladenen Wagen in die Stadt. Ein nächtlicher Markt beginnt, auf dem ſich die Detailhändler für die Bedürfniſſe des Tags verſorgen. Bald darauf folgt ein langer

Wagenzug, mit Butter, Eiern, zahmem und wildem Geflügel aller Art beladen. Mit Anbruch des Tages kommen die leichten Fuhrwerke der Milchmädchen; ihnen folgen die schweren Frachtwagen, welche Waaren aller Art in die Hauptstadt bringen; elegante Diligencen durchkreuzen sich, welche nach allen Weltgegenden Reisende abführen. Um sechs Uhr öffnen sich alle Werkstätten; zu gleicher Zeit geben die Kaufläden auf. Um acht Uhr ziehen die Studenten in ihre Hörsäle; um dieselbe Stunde empfangen die Advokaten und Notare ihre Clienten im Heiligthum ihrer Cabinette. Um neun Uhr füllen sich die Gerichtssäle mit Klägern, Beklagten, Advokaten und Zuschauern. Langsam geht die in den gewerbsamen Theilen der Stadt mit Tagesanbruch begonnene Bewegung in die Gegenden des Palais-Royal und der Chaussee d'Antin über. Um zehn Uhr begeben sich die Staatsdiener, gemächlichen Schrittes, in ihre Canzleien, und die Banquiers und großen Handels-Herrn setzen sich an ihren Pult, um die um zwei Uhr auf der Börse zu machenden Geschäfte zu überdenken und zu ordnen. Die allgemeine Thätigkeit dauert bis vier Uhr — dann schließen sich die Canzleien, die Gerichtshöfe, die Comptoirs, und alle wichtigen Geschäfte haben ein Ende. Jetzt tritt die Zeit der Ruhe und des Vergnügens ein. Der wohlhabende

habende Bürger speist mit seiner Familie zu Mittag; die Reichen fahren in ihren glänzenden Equipagen zu kostbaren Gastmahlen, deren Luxus durch die Langeweile nicht selten aufgewogen wird. Die Fremden und Hagestolzen drängen sich in die Restaurationen und Speisehäuser. Nach dem Mittagessen füllen sich die Caffeehäuser und Theater bis gegen Mitternacht. Nun begibt sich der gemüthliche Bürgersmann zur Ruhe, während der Lärm der Equipagen der vornehmen Welt, die von einem jämmerlichen Vergnügen zum andern fliegt, weil sie den Genuß nicht kennt, den mäßige Arbeit und die Uebung der Wissenschaften gewährt, noch die einsamen Straßen erfüllt.

Graf T..., portugiesischer Pair, dessen ich bereits erwähnt, besuchte uns vor einigen Tagen. Wir erhielten von ihm viele interessante Aufschlüsse über Don Miguel, dessen Adjutant er war, und die Verhältnisse in Portugal. Don Miguel ist ein grausamer Knabe, wie Nero. Die Priesterpartei ist die hauptsächlichste Stütze seiner Regierung. Er verfolgt den Adel und die Mittelklassen und stützt sich auf die Hefe des Pöbels, der ganz unter dem Einflusse der Geistlichkeit steht. Nur ein Theil des Militärs ist ihm ergeben, und das Gesindel, das ihm anhängt, hat keinen wah-

ren Muth; Graf T.... ist daher der Meinung, daß eine nur geringe, aber wohl organisirte bewaffnete Macht leicht im Stande wäre, ihn von seinem Throne zu stürzen. Don Miguel, der gar keine Erziehung genossen hat, entbehrt alles sittlichen Gefühls und nur der grasseste Aberglauben der römisch-katholischen Kirche kann Zugang zu seiner fast thierischen Seele finden. Einen Beweis davon liefert die Geschichte der schauderhaften Ermordung des Marquis Loulé, die uns T.... mittheilte. Im geheimen Rathe der niederträchtigen Königin Mutter und ihres nichtswürdigen Sohnes war die Entthronung des alten schwachen Königs beschlossen worden. Man suchte für diesen schändlichen Plan den Marquis Loulé zu gewinnen. Als dieser darauf nicht nur nicht eingieng, sondern sogar drohte, die Sache dem König zu eröffnen, wenn man nicht alsbald davon abstehe, stellte man sich, als ob man seinen Gründen nachgebe, aber von dieser Stunde an war sein Tod beschlossen. Don Miguel hat nicht, wie vielfach behauptet wird, an seiner Ermordung persönlichen thätigen Antheil genommen. Graf T.... war um Don Miguels Person, als der Mord geschah. Zu seiner Verwunderung sah er zu ungewohnter Stunde vor dem Muttergottesbilde Wachskerzen anzünden und den Prinzen knieend sein Gebet mit mehr als gewöhnlichem Eifer ver-

richten. Diese religiöse Uebung mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben, als ein Vertrauter erschien und dem Prinzen halb freudig, halb verstört, etwas in's Ohr flüsterte. Hierauf kniete Don Miguel auf's Neue vor das Bild der heiligen Maria und verrichtete abermals sein Gebet. Kurz darauf wurde die Ermordung des Marquis Loulé im Pallaste ruchbar. Das erste Gebet des grausamen und abergläubischen Tyrannen war eine Bitte an die heilige Jungfrau gewesen, dem verruchten Werke der Finsterniß ihr Gedeihen zu schenken, das zweite Gebet war eine Danksagung dafür, daß sie es wohl habe gelingen lassen.

Graf T.... wurde bei Don Miguel des Liberalismus verdächtig, und er beschloß mit seinen Vertrauten, ihn verhaften und in's Gefängniß werfen zu lassen. Ein Freund in der Umgebung des Tyrannen verrieth dem Grafen den gefaßten Beschluß, als er eben, ohne Arges zu ahnen, sich in den Pallast begeben wollte. Es war keine Minute Zeit zu verlieren, er warf sich auf sein schnellstes Roß und eilte im Fluge den Ufern des Tajo zu, wo er an Bord eines englischen Kriegsschiffes Zuflucht und Schutz fand. Der Tyrann ließ ihn sogleich in die Acht erklären und seine Güter einziehen. Es ist ein Glück für ihn, daß er in Portugal noch reiche Verwandte und, wenn ich mich recht erinnere, eine

noch am Leben befindliche Mutter hat, die ihn mit Geld unterstützen, sonst müßte er im Auslande darben, wie so viele seiner verbannten Landsleute. Er brachte mehrere derselben zu uns, unter andern den gewesenen Finanzminister unter den Cortes, auf dessen Namen ich mich im Augenblicke nicht besinnen kann. Auch den bekannten spanischen Obrist Valdes lernte ich in seiner Gesellschaft kennen; er ist ein unternehmender Soldat, aber ohne höhere Einsichten und Fähigkeiten, ein bloßer Haudegen, der durch seinen Mangel an Umsicht und seinen Ungestüm den besonnenen Mina im Spätherbst 1830 wider dessen Willen zu dem übel berechneten und verfehlten Einfall in Spanien hinriß.

Don Miguel hat gar keine Erziehung genossen; er kann nicht einmal, oder doch kaum, lesen und schreiben; von einer Kenntniß anderer Sprachen, als der portugiesischen, ist ohnedieß keine Rede. Ein paar französische Worte hat er auf seiner Reise aufgeschnappt. Dieß bestätigt mir, was ich von meinem Bruder von Don Miguel erzählen hörte. Als Don Miguel auf seiner Reise nach Wien über U. kam, machte ihm mein Bruder mit den Offizieren seines Regiments die Aufwartung. Der Prinz war in sichtbarer Verlegenheit und wußte nichts zu reden. Er hatte am Morgen dieses Tages das sehenswerth

Münster dieser Stadt in Augenschein genommen und, um doch etwas zu sagen, wollte er von diesem Gegenstande reden und begann stotternd: Voir...vû...vû..... l'église protestante. — La cathédrale, mon prince, berichtigte mein Bruder. — Oui, oui, la cathédrale, wiederholte Don Miguel mit Heftigkeit — und dieß war die ganze Unterredung.

Bei einem unserer Streifzüge durch die Stadt brachte uns der heitere Himmel auf den Gedanken, nach Montmorency zu fahren, um dort der schönen Aussicht zu genießen. Wir stiegen am Thore Saint-Denis in einen Coucou. Während in Saint-Denis der Führer des Coucou, der hier wohnbar ist, umspannte, giengen wir in die Kirche der alten Abtei, die den Königen von Frankreich zur Begräbnißstätte dient. Sie ist von den Verwüstungen der Revolution wiederhergestellt und die Gebeine Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens sind hier beigesetzt worden. Der Hauptaltar der Kirche ist überreich geschmückt und in der Sakristei hängen schöne Gemälde. In den alten Gebäuden der Abtei wohnen jetzt Töchter unbemittelter Mitglieder der Ehrenlegion, die hier auf Kosten des Staats erzogen werden. In Saint-Denis wird jedes Jahr ein sehr bedeutender Schafmarkt gehalten, der vierzehn Tage dauert.

Wir stiegen zu Montmorency in dem berühmten

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Gasthof zum weißen Roß ab. Sogleich eilten die Pferdevermiether aus ihren Schuppen herbei und Jeder pries redselig die guten Eigenschaften seines Thieres an. Man bezahlt einen Franken für die Stunde Zeit. Führer voran gieng es im Galopp in die Schatten des herrlichen Kastanienwaldes. Es wimmelt hier an schönen Tagen von fremden Besuchern; wir hatten bald einige Parthien überholt, bei denen es langsamer ging, weil sich Damen zu Esel dabei befanden. Auf der Höhe schöpft man eine sehr reine Luft und hat die Aussicht in ein lachendes Thal. Im Rückwege besuchten wir Rousseau's Einsiedelei. Hier in dieser schönen freien Natur hat der große Philosoph seine Heloise geschrieben, und in dem abgelegenen Ermenonville hat er, der Menschen und des Lebens überdrüssig, zum letztenmal das Licht der Sonne erblickt. Wem fallen hier nicht Schillers gefühlvolle und treffende Gedanken ein:

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseau's Grab, gegrüßet seyst du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier.

Die Umgebungen von Paris kündigen das Daseyn und den Luxus einer großen Hauptstadt an.

Die Dörfer an den lachenden Ufern der Seine und dem blühenden Gestade der Marne, die Hügelkette, die von ferne die Stadt beherrscht, sind mit prachtvollen Schlössern und schönen Landhäusern bedeckt. Die Gehölze von Vincennes, von Meudon, Romainville und Saint-Germain, überall von schönen Wegen durchschnitten, laden zum einsamen Spaziergang ein. Und welche geschichtliche Erinnerungen wecken diese Umgebungen nicht! Argenteuil, wo die gefühlvolle Heloise ihren Schmerz in den Mauern eines Klosters vergrub; die Ebene von Saint-Denis, der Schauplatz der mörderischen Schlachten der Ligue, die Höhen von Charonne, wo der große Turenne gegen die Fronde und ihren Feldherrn, den großen Condé, kämpfte, die Eiche in dem Vincenner Walde, wo der heilige Ludwig unter freiem Himmel seinem Volke Recht sprach; der Montmartre, wo Heinrich IV. seine aufrührischen Unterthanen, die der Hunger aus der belagerten Hauptstadt trieb, liebreich aufnahm und speiste; Fresnes, wo der gerechte d'Aguesseau den Abend seines Lebens unter den Blumen seines einfachen Gartens beschloß; Livry, wo die geistreiche Sevigné, im einsamen Schatten der Wälder irrend, ihre besten Briefe schrieb, und in letzter Zeit ganz Europa in Waffen, vor Frankreichs Hauptstadt liegend, und der Wald von Bondi, die Höhen von Charonne, von Belleville, von

Montmartre vom Blute der Streiter geröthet, die das beleidigte Nationalgefühl bis von den fernen Bergen des Caucasus und den beeisten Ufern der Newa her auf dieses Feld des Todes gerufen hatte, unter den Mauern der erstaunten Hauptstadt im letzten Kampfe das Schicksal der Welt zu entscheiden!

Am letzten Sonntag war endlich, vom schönsten Wetter begünstigt, die große Revue der Nationalgarde, die schon am Philippstage hatte gehalten werden sollen. Das Marsfeld, dessen Umgebungen mit tausend Zelten, Buden und Tischen im Freien umgeben waren, glich einem großen Lager. Welch unermeßlicher Anblick! Im innern Raume 80,000 Bürger Einer Stadt unter den Waffen, das Wogen der wehenden Büsche, das Blitzen der Gewehre, das Flattern der Fahnen, die kriegerische Musik der anrückenden Schaaren, Tausende dreifarbiger Flaggen von den Gezelten wehend, hunderttausend Zuschauer jeden Schuh Landes der Erhöhungen des Marsfeldes bedeckend! Ein Kanonenschuß gibt das Zeichen — und tausend Trommeln wirbeln zumal, die Bürger, die sich aus den Gliedern entfernt haben, um unter den Zelten zu trinken oder mit ihren Angehörigen zu sprechen, in ihre Reihen zurückzurufen. Die Schaaren stehen geordnet, der Donner der Kanonen verkündigt die Ankunft des Königs, der an der Spitze eines glänzenden Stabs

heranreitet. O Ludwig Philipp, du beste der Republiken, warum bist du kein Bürgerkönig geblieben? Noch nicht zehen Monate — und die Revolution ist bereits vergessen, sie ist nichts weiter mehr, als ein evénement. Die Camarilla hat gesiegt, und auf dem Wege der Quasilegitimität eilt man mit starken Schritten dem System der Restauration zu. Ist denn das Königthum unverbesserlich und will es durchaus Europa republikanisiren? Kein Bürgerkönig haust mehr im Palais-Royal, sondern ein Hof, wie alle Höfe sind, und bereits wird das Schloß der Tuilerien zur Aufnahme des quasilegitimen Monarchen in Stand gesetzt — wie lange er da wohl residiren wird! Schulmeister in Reichenau braucht er nimmer zu werden, denn es ist hinreichend dafür gesorgt, daß er am jüngsten Tage des Königthums die nöthigen Fonds zu seinem standesmäßigen Unterhalt in fremden Landen finde. O, Thorheit ohne Gleichen! Europa's Schicksal war in Ludwig Philipps Hand gegeben — mit dem Bürgerthum hätte sich das Königthum noch Jahrhunderte in Europa halten können; jetzt können wir die Ankunft der Republik nach Jahren berechnen, und Frankreichs einfältige Quasilegitimität wird alle Throne Europa's in ihren Fall mit sich hinabziehen. O, über diese Halbheit der Politik dieses Juste-Milieu, das den Lehren der Geschichte zum Trotz nicht begreifen will, daß in Europa nur

ein System herrschen kann — entweder das der Freiheit oder das der Knechtschaft!

Es war Alles lau an diesem Feste, das ein Nationalfest — die Feier des Namenstages eines Bürgerkönigs — seyn sollte. Mattes Rufen: Es lebe der König! Nirgends eine Spur von Enthusiasmus! Ich sah ihn die Reihen auf- und abreiten und bekam Langeweile. Als Ludwig Philipp in unsere Nähe kam, glaubte ich auf seinem Gesichte zu lesen, daß er sich nicht besser amüsire, als wir. Inzwischen waren wir, für den Augenblick wenigstens, glücklicher, als der König der Franzosen, denn während er noch peinvolle Stunden der Musterung und des Defilirens vor sich sah, labten wir uns an dem mit Speise und Trank reichlich gefüllten Korbe einer wohlbeleibten Pariser Bürgersfrau, die im nämlichen Pavillon mit uns saß und uns höflich zu ihrem Déjeuner à la fourchette eingeladen hatte. Während wir in der Arbeit eines behaglichen Kauens begriffen waren und von Zeit zu Zeit die Speisen mit einem Glase Burgunder hinabspülten, kam der dicke Ehehrr der Dame, der inzwischen in den Reihen der Nationalgarde figurirt hatte, keuchend und schwitzend heran und erhielt über die Schranken hin, comme pour l'amour de Dieu, etwas Speise und Trank herabgereicht.

Paris ist eine große Stadt, weßwegen es darin mehr Spießbürger gibt, als anderwärts!

Am unergründlichen Magazin und nimmer leeren Flaschenkorbe unserer guten und freundlichen Wirthin, die sich eine Ehre daraus machte, Messieurs les Allemands zu bewirthen, konnten wir die Zeit des Defilirens mit philosophischer Ruhe abwarten. Die Unterhaltung, in die sich einige halbgewachsene Lämmel mischten, welche Brüder oder Verwandte der noch ziemlich jungen Dame seyn mochten, war für uns nicht minder belustigend. Ein Fragment derselben, wie es mir gerade beifällt, mag hier am Platze seyn: Du quel pays de l' Allemagne êtes vous, Messieurs? — Aus dem Königreich Würtemberg. — Ah! je sais, fiel einer der badauds selbstgefällig ein, c'est tout à fait dans le Nord de l'Allemagne, entre Berlin et Koenigsberg. — Im Gegentheil, mein Herr, wir sind Süddeutsche, nahe am Rhein und haben die Ehre, Frankreichs Nachbarn zu seyn. — Ah! Oui, oui! Pardonnez moi, il y a tant de royaûmes et de principautés dans cette f.... cette Allemagne, qu'un étranger à bien de la peine à s'y orienter. C'est donc un royaûme ce pays de Wurtemberg? — Comment s'appelle t'il votre roi, est il jeune, est il vieux? fiel die Dame ein. — Er heißt Wilhelm und ist noch jung genug, die Damen zu

lieben, erwiederte ich mit einem Bückling und sprechenden Blicke gegen das hübsche Weib. — Je n'ai jamais entendu parler de ce roi de Wurtemberg, platzte ein andeter der halbgewachsenen Gimpel, unsern würtembergischen Nationalstolz nicht wenig beleidigend, heraus. — Hm! erwiederte mein Freund empfindlich, unser König ist gleichwohl im Jahr 1814 an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Ihrer Hauptstadt eingezogen, und das sollte doch den Herrn Franzosen noch im Andenken seyn. — Nullement, erwiederte er mit höchster Gleichgültigkeit, nous ne savons ici que des Russes, des Prussiens et des Allemands. Est-ce que votre roi est général d'une de ces puissances? — Er ist Herr in seinen Staaten und General seiner eigenen Armeen, versetzte ich und brach das Gespräch kurz ab. — Diese Skizze hat keinen andern Zweck, als durch ein anschauliches Beispiel zu zeigen, wie wenig die Franzosen Deutschland kennen und wie weit sie überhaupt in geographischen Kenntnissen noch zurück sind.

Der Enthusiasmus der Nationalgarde für den Bürgerkönig schien mir nicht sonderlich groß zu seyn. Man merkte dem Rufe: Vive le Roi! an, daß er mehr officieller Natur, als von Herzen kommend und zu Herzen gehend sey. Nur bei einigen Legionen ertönte er wiederholt und erschien als der frei-

willige Ausdruck der Gesinnung. Ein Theil der Nationalgarde der Banlieue, welcher noch nicht uniformirt ist und in Blousen aufzog, machte keine freundliche Miene, und ein Hauptmann derselben weigerte sich sogar mit den Worten: Je ne ferai pas les honneurs à cet homme-là! den König zu salutiren. Er wurde freilich auf der Stelle abgesetzt, aber das ändert den Geist nicht, als dessen Repräsentant er aufgetreten ist. Daß die Artillerie der Nationalgarde dem Julius-Königthum abhold und meist republikanisch gesinnt ist, weiß der Hof so gut als die Stadt, und sie wird deßhalb auch von der Regierung mit mißtrauischen Blicken bewacht. Cavaignac, der bekanntlich in öffentlicher Sitzung des Assisenhofes mit löblichem Freimuth erklärt hat, daß er ein Republikaner sey, ist Hauptmann in der Artillerie der Nationalgarde; ich sah ihn bei Labbey-Pompière's Leichenbegängniß, er ist ein schöner Mann von ansehnlichem Wuchse.

So wie eine Legion die Musterung passirt hatte, hörte sie sich wenigstens zur Hälfte auf, indem die Bürgersoldaten den Gezelten und Buden zueilten, um sich durch Speise und Trank gütlich zu thun. Als die Legionen, wenn ich nicht irre, in halben Compagnien defilirten, glaubte ich bei manchem Zuge die Nachwirkungen des Zechens noch wahrzu-

nehmen, denn sichtbar schwankte der Schritt und das Alignement ging oft bedeutend verloren. Desto kräftiger wurde aber Vive le Roi! gerufen — es war die Begeisterung des Weines, die zufällig einen König auf ihrem Wege traf, und eben so gut auch eine Republik hätte finden können. Der liebe Zufall ist doch ein mächtiger Herr!

Vor einigen Tagen wurde bei Voyer d'Argenson gestritten, ob die Nationalität der Völker auf der Basis einer gleichen Sprache erbaut werden müsse oder nicht. Zu meiner Verwunderung war Voyer d'Argenson für den Grundsatz der Gleichartigkeit der Sprache, was ich kaum von einem Franzosen erwartet hätte. Ich stritt unter der entgegengesetzten Fahne und suchte durch Beispiele zu beweisen, daß die Durchführung dieses Grundsatzes, wenn auch theoretisch wünschenswerth, doch in der Praxis unmöglich sey, und daß bei einer neuen Territorialeintheilung Europa's viel wichtigere Fragen, als die der Absonderung der Völker nach Sprachen, in Betracht gezogen werden müßten. So z. B. sagte ich: „daß ich durchaus keinen Werth darauf lege, die deutschen Volksstämme auf dem linken Rheinufer mit Deutschland verbunden zu sehen, wenn ihr Interesse und ihre Wünsche sich zu einer Verbindung mit dem französischen Reiche hinneigen. Wenn einmal alle Staaten Europa's

gleich frei sind, so ist es für die einzelnen Volksstämme wohl ziemlich einerlei, zu welchem gesellschaftlichen Verbande der großen europäischen Familie sie gehören. Weit wichtiger ist es für Deutschland, daß es auf dem Congresse der Völker eine bedeutende Strecke Küstenland zugetheilt erhält, um dadurch sich eine Marine, Seehandel, Colonien gründen zu können. Wenn man demnach Holland mit Deutschland vereinigen wollte, so würden wir gerne dafür die Rheinprovinzen des linken Ufers fahren lassen. Portugal und Spanien müssen ihrer geographischen Lage nach in einen Staat vereinigt werden, obschon ihre Sprache nicht die gleiche ist. So herrscht ja selbst in Frankreich nicht durchgängig die gleiche Sprache. Des so verschiedenartigen Patois, das man kaum französisch nennen kann, nicht zu erwähnen, so haben die Franzosen ihre deutschen Provinzen und die Bretagne, deren Sprachen beide mit dem Französischen nicht das Geringste gemein haben." Der Streit endigte sich, wie alle Diskussionen dieser Art zu enden pflegen — Jeder blieb bei seiner Meinung. Voyer d'Argenson äußerte, daß er über diesen Gegenstand reiflich nachgedacht habe; er setzte uns aber die Resultate seines Forschens nicht näher auseinander. Ein großer Kopf ist er nicht, aber einer der edelsten und rechtlichsten Männer, die ich je habe ken-

lieben, erwiederte ich mit einem Bückling und sprechenden Blicke gegen das hübsche Weib. — Je n'ai jamais entendu parler de ce roi de Wurtemberg, platzte ein anderer der halbgewachsenen Gimpel, unsern würtembergischen Nationalstolz nicht wenig beleidigend, heraus. — Hm! erwiederte mein Freund empfindlich, unser König ist gleichwohl im Jahr 1814 an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Ihrer Hauptstadt eingezogen, und das sollte doch den Herrn Franzosen noch im Andenken seyn. — Nullement, erwiederte er mit höchster Gleichgültigkeit, nous ne savons ici que des Russes, des Prussiens et des Allemands. Est-ce que votre roi est général d'une de ces puissances? — Er ist Herr in seinen Staaten und General seiner eigenen Armeen, versetzte ich und brach das Gespräch kurz ab. — Diese Skizze hat keinen andern Zweck, als durch ein anschauliches Beispiel zu zeigen, wie wenig die Franzosen Deutschland kennen und wie weit sie überhaupt in geographischen Kenntnissen noch zurück sind.

Der Enthusiasmus der Nationalgarde für den Bürgerkönig schien mir nicht sonderlich groß zu seyn. Man merkte dem Rufe: Vive le Roi! an, daß er mehr officieller Natur, als von Herzen kommend und zu Herzen gehend sey. Nur bei einigen Legionen ertönte er wiederholt und erschien als der frei-

willige Ausdruck der Gesinnung. Ein Theil der Nationalgarde der Banlieue, welcher noch nicht uniformirt ist und in Blousen aufzog, machte keine freundliche Miene, und ein Hauptmann derselben weigerte sich sogar mit den Worten: Je ne ferai pas les honneurs à cet homme-là! den König zu salutiren. Er wurde freilich auf der Stelle abgesetzt, aber das ändert den Geist nicht, als dessen Repräsentant er aufgetreten ist. Daß die Artillerie der Nationalgarde dem Julius-Königthum abhold und meist republikanisch gesinnt ist, weiß der Hof so gut als die Stadt, und sie wird deßhalb auch von der Regierung mit mißtrauischen Blicken bewacht. Cavaignac, der bekanntlich in öffentlicher Sitzung des Assisenhofes mit löblichem Freimuth erklärt hat, daß er ein Republikaner sey, ist Hauptmann in der Artillerie der Nationalgarde; ich sah ihn bei Labbey-Pompière's Leichenbegängniß, er ist ein schöner Mann von ansehnlichem Wuchse.

So wie eine Legion die Musterung passirt hatte, löste sie sich wenigstens zur Hälfte auf, indem die Bürgersoldaten den Gezelten und Buden zueilten, um sich durch Speise und Trank gütlich zu thun. Als die Legionen, wenn ich nicht irre, in halben Compagnien defilirten, glaubte ich bei manchem Zuge die Nachwirkungen des Zechens noch wahrzu-

nehmen, denn sichtbar schwankte der Schritt und das Allignement ging oft bedeutend verloren. Desto kräftiger wurde aber Vive le Roi! gerufen — es war die Begeisterung des Weines, die zufällig einen König auf ihrem Wege traf, und eben so gut auch eine Republik hätte finden können. Der liebe Zufall ist doch ein mächtiger Herr!

Vor einigen Tagen wurde bei Voyer d'Argenson gestritten, ob die Nationalität der Völker auf der Basis einer gleichen Sprache erbaut werden müsse oder nicht. Zu meiner Verwunderung war Voyer d'Argenson für den Grundsatz der Gleichartigkeit der Sprache, was ich kaum von einem Franzosen erwartet hätte. Ich stritt unter der entgegengesetzten Fahne und suchte durch Beispiele zu beweisen, daß die Durchführung dieses Grundsatzes, wenn auch theoretisch wünschenswerth, doch in der Praxis unmöglich sey, und daß bei einer neuen Territorialeintheilung Europa's viel wichtigere Fragen, als die der Absonderung der Völker nach Sprachen, in Betracht gezogen werden müßten. So z. B. sagte ich: „daß ich durchaus keinen Werth darauf lege, die deutschen Volksstämme auf dem linken Rheinufer mit Deutschland verbunden zu sehen, wenn ihr Interesse und ihre Wünsche sich zu einer Verbindung mit dem französischen Reiche hinneigen. Wenn einmal alle Staaten Europa's

gleich frei sind, so ist es für die einzelnen Volksstämme wohl ziemlich einerlei, zu welchem gesellschaftlichen Verbande der großen europäischen Familie sie gehören. Weit wichtiger ist es für Deutschland, daß es auf dem Congresse der Völker eine bedeutende Strecke Küstenland zugetheilt erhält, um dadurch sich eine Marine, Seehandel, Colonien gründen zu können. Wenn man demnach Holland mit Deutschland vereinigen wollte, so würden wir gerne dafür die Rheinprovinzen des linken Ufers fahren lassen. Portugal und Spanien müssen ihrer geographischen Lage nach in einen Staat vereinigt werden, obschon ihre Sprache nicht die gleiche ist. So herrscht ja selbst in Frankreich nicht durchgängig die gleiche Sprache. Des so verschiedenartigen Patois, das man kaum französisch nennen kann, nicht zu erwähnen, so haben die Franzosen ihre deutschen Provinzen und die Bretagne, deren Sprachen beide mit dem Französischen nicht das Geringste gemein haben." Der Streit endigte sich, wie alle Diskussionen dieser Art zu enden pflegen — Jeder blieb bei seiner Meinung. Voyer d'Argenson äußerte, daß er über diesen Gegenstand reiflich nachgedacht habe; er setzte uns aber die Resultate seines Forschens nicht näher auseinander. Ein großer Kopf ist er nicht, aber einer der edelsten und rechtlichsten Männer, die ich je habe ken-

nen lernen. Es giebt kein Herz, das wärmer für die Menschheit schlägt, als das seinige; er ist sehr reich und hat schon große Summen für die Sache der Freiheit geopfert, freilich nicht immer am zweckmäßigsten, denn ich weiß, daß mehrere Vagabunden des Liberalismus seine Herzensgüte mißbraucht und lange auf seine Kosten gelebt haben. In seinem Hause herrscht die Einfachheit und der vertrauliche Ton des Republikanismus. Er hat mehrere deutsche Bediente — Elsäßer, die wahrscheinlich von seinen dortigen Gütern stammen. Von irgend einer Etikette oder Ceremonien ist in diesem Hause gar keine Rede. Wir treten in den Hof und fragen den guten alten Elsäßer, der hier gerade dieses oder jenes thut: „Ist der Herr zu Hause?" — Ja, ist in seiner Mundart die Antwort, gehen Sie nur in den Salon; er ist im Garten, ich will's ihm sagen. — Voyer d'Argenson lebt unter seiner Dienerschaft, wie ein Vater unter seinen Kindern, und gewiß, er wird deßhalb nicht am schlechtesten, wenigstens am herzlichsten bedient.

Der Bojar speiste mit uns im Hôtel de France. Er erzählte uns eine Unterredung, die er mit Pozzo di Borgo über die griechischen Angelegenheiten gehabt. Es war von der falschen

Politik

Politik die Rede, die Capo d'Istria in Griechenland befolgt. Der Bojar schildert uns Capo d'Istria, den er persönlich kannte, als einen herrschsüchtigen und hinterlistigen Mann, und versicherte, daß Pozzo di Borgo diese Ansicht theile. Der hochfahrende Geist der Palikaren und ihrer Führer, meint er, sey nicht so beugsam, sich der Willkühr eines Diplomaten zu fügen, und das Benehmen gegen den alten würdigen Pietro Bey, der sein Vermögen und sein und seiner Verwandten Leben für die Freiheit eingesetzt, habe in Griechenland allgemeine Entrüstung erregt. Pietro Bey sey zwar ein schlichter alter Mann ohne andere, als die kriegerische Erziehung seines Landes, aber seine Opposition werde von jungen Liberalen geleitet, welche in Frankreich mit den Wissenschaften und der Politik vertraut geworden seyen. Die Willkühr, mit der sich Capo d'Istria über alle Gesetze stelle, könne demnach nicht lange haltbar seyn, und Pozzo di Borgo fürchte selbst, daß durch eine Reaction in Griechenland das russische Interesse sehr gefährdet werden könne. Ich hatte bis dahin eine bessere Meinung von Capo d'Istria's Charakter und Fähigkeiten gehabt und das freilich willkührliche und strenge Verfahren desselben auf Rechnung der politischen Nothwendigkeit geschrieben, da bei einem noch halb barbarischen Volke,

wie die Griechen sind, sanfte Mittel nicht ausreichen. Ich führte diese Gründe zu Capo d'Istria's Vertheidigung an, der Bojar wollte sie aber nicht gelten lassen; er kenne, sagte er, den griechischen Charakter besser, und wenn diese Politik der Willkühr noch länger befolgt werde, so sey eine Crisis in Griechenland unvermeidlich *).

Paris, den 3. Juni.

Die Einwohner von Paris zeigen viele Theilnahme für die Sache der Polen. Der Enthusiasmus der Jugend kennt in dieser Beziehung keine Gränzen, und wenn es nicht so schwierig wäre, nach Polen zu gelangen, so würden Tausende junger Männer diesem Heldenvolke zu Hülfe ziehen. Der Pariser Spießbürger liebt die Polen auch, aber natürlich sich noch mehr, wie die Philister überall pflegen. Diese spießbürgerliche Selbstsucht ist der Krebsschaden der jetzigen Periode, und die Regierungen wissen sie trefflich zu ihrem Vortheile auszubeuten. Ihr drittes Wort ist hier, wie bei uns:

*) Er hat Recht gehabt — Capo d'Istria mußte das willkührliche Verfahren gegen den alten Bey von Maina mit dem Leben büßen.

Anarchie, Herrschaft des Pöbels, Mord, Raub, Plünderung. Der Philister erschrickt und läßt die Aristokratie nach wie vor ihr Wesen ruhig treiben. Sie wird dadurch sicher werden und Alles nach und nach wieder in das alte Geleise zurückzuführen suchen. An dieser Klippe wird sie aber scheitern und den Untergang finden, denn so abgespannt sind doch die französischen Philister nicht, daß sie sich eine dritte Restauration gefallen ließen.

Wir erhielten vor etwa 14 Tagen bei Maguin die erste Nachricht von Dwernizki's gezwungenem Uebertritt auf das österreichische Gebiet. Maguin hofft nichts von der Regierung Ludwig Philipps weder für die Sache der Polen, noch für die Freiheit irgend eines andern Volkes. Ihr System ist das der vollendeten Selbstsucht. Von dem Volke emporgehoben, verläugnet sie ihren Ursprung, und statt sich auf das Volk zu stützen, fleht sie zu den Füßen der europäischen Legitimität um die Aufnahme in den heiligen Bund der Könige. Das System des 13. März ist vom Hofe ausgegangen und schon unter Lafitte befolgt worden, nur nicht in der Ausdehnung, die ihm Casimir Perier gab, seit er das Ruder ergriffen hat. Ludwig Philipp spielte den Bürgerkönig nur so lange, bis er fest auf seinem Throne zu sitzen

glaubte — dann wurde der quasi-legitime Schild ausgehängt, um sich mittelst desselben nach und nach in das Heiligthum der europäischen Legitimität einzuschleichen. Die belgische Revolution hat Ludwig Philipps Regierung nicht ungerne gesehen, aber nicht aus Liebe für die Freiheit der Völker, sondern weil durch die Losreißung Belgiens von Holland der verwundbarste Theil der französischen Gränzen besser gedeckt wird. Frankreich wird daher nie dulden, daß eine fremde Macht ihren Fuß nach Belgien setze. Eben so wenig wird es zugeben, daß eine österreichische Armee die piemontesischen Gränzen überschreite, und obwohl die Länder am Rheine, wie Baden, Hessen, Würtemberg, zum deutschen Bunde gehören, so würde doch die französische Regierung um ihres materiellen Vortheils willen schwerlich gestatten, daß Oesterreich oder Preußen, selbst mit Einwilligung der betreffenden Regierungen, am Rhein oder auf dem Schwarzwalde, an den offnen Gränzen der Schweiz, festen Fuß faßten. Wo hingegen durch den Untergang der Freiheit das Daseyn und Bestehen der Regierung Ludwig Philipps nicht in unmittelbare Gefahr kommt, wie durch die Einmischung der Oesterreicher in den Romagna und durch das schändliche Neutralitätssystem Oesterreichs und Preußens, das

Polen mehr noch, als die Waffen der Russen, den Untergang bringen kann, bleibt sie völlig gleichgültig, weil sie keine Sympathie für die Freiheit der Völker fühlt, und weil sie ohne Zweifel Frankreich gerne selbst seine Freiheit nehmen würde, wenn es ihr möglich wäre, ohne Verfassung zu regieren. Lafayette ist ein Mann vom edelsten Herzen, aber er hat in seinem Leben mehr politische Fehler gemacht, als er vor dem strengen Richterstuhl der Geschichte wird verantworten können. Die größte politische Beschränktheit hat er aber darin bewiesen, daß er die Krone Frankreichs, die er in seinen Händen hielt, auf ein Haupt setzte, das aus einer legitimen Familie entsprossen und mit sämmtlichen europäischen Regentenhäusern durch die Bande des Bluts verknüpft ist. Durch diese einzige Handlung hat Lafayette bewiesen, daß er ohne Nutzen durch 40 Jahre der Revolution gegangen ist. Hätte Lafayette irgend Menschenkenntniß, so mußte er den Charakter Ludwig Philipps, den er doch so lange beobachten konnte, genauer kennen und wissen, was von ihm für Frankreichs Freiheit und Wohlfahrt zu erwarten war. Bei allem guten Willen aber könnte Ludwig Philipp doch kein Bürgerkönig bleiben — ein Mann, der selbst legitim ist, eine legitime Gattin und lauter legitime Verwandte hat. Wollte nun Frankreich durchaus einen König haben,

wie die Juden, so hätte der alte französische Samuel besser daran gethan, ihm einen Saul aus dem Volke zu geben. Eine provisorische Regierung mußte ein auf dem ausgedehntesten Wahlrechte ruhendes Wahlgesetz erlassen, die Pairskammer abschaffen, die wahren Vertreter des Volks einberufen — und diese konnten einen plebejischen König wählen, wenn sie anders nicht vernünftig genug gewesen wären, die einfache Republik, ohne den Aushängeschild des Königthums, vorzuziehen. Dieß hätte allerdings einen europäischen Kreuzzug gegen Frankreich zur Folge gehabt. Desto besser! Mit dem Schwert in der einen und der Propaganda in der andern Hand wäre das royalistisch-absolutistische Europa leichtlich besiegt worden. Und wird denn dieses feige, quasi-legitime Königthum, das nur noch von wenigen Philister-Spießen gehalten wird, den Krieg in die Länge vermeiden können? Gewiß nicht, aber er wird sein Todesurtheil seyn — darum fürchtet es ihn so sehr!

Es fehlte Lafayette in jener Crisis nicht nur Frankreichs, sondern der Menschheit, nicht an guten Rathschlägen erfahrener Politiker, aber der Mann ist alt und schwach — er konnte den Crocodilsthränen heuchlerischer Versicherungen, dem Sirenengesange verbuhlter Weiber nicht widerstehen. Einer seiner vertrautesten Freunde rieth ihm zur Einsetzung

einer provisorischen Regierung und zu dem Verfahren, das ich oben bezeichnet habe. Lafayette entgegnete hierauf, daß ja der Herzog von Orleans kein anderes Mittel habe, sich auf dem Throne zu erhalten, als seine Popularität, und daß er durchaus, selbst wider seinen Willen, ein Bürgerkönig seyn müsse. „Das gebietet ihm," versetzte sein Freund, „allerdings die gesunde Politik, aber wie selten beachten Könige deren Gebote. Der Herzog von Orleans hat weder Geist noch Charakter genug, um den Einflüsterungen seiner Weiber und den Intriken seiner Höflinge widerstehen zu können. Die fremden Mächte werden ihm schmeicheln und Frankreich erst dann angreifen, wann sie den Vulkan der Revolution seiner Gährungsstoffe für entleert halten werden. Wehe dann über Frankreich und Europa — die Freiheit wird Ströme von Blut kosten! Und Sie selbst, ehe sechs Monate vergehen, werden Sie mit dem König Ihrer Hand zerfallen und Ihres Einflußes beraubt seyn!" — Der alte schwache Mann glaubte den prophetischen Worten nicht; Ludwig Philipp bestieg den Thron, benützte seinen Wohlthäter, so lange er ihn brauchte, und ließ ihn fallen, als er die Gefahr vorüber und sich in der Macht befestigt glaubte.

Was wäre die Folge gewesen, wenn Lafayette den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätte? Ganz

Europa war bis in seinen Tiefen bewegt und der Sturm der französischen Revolution hallte in tumultuarischen Aufläufen nach bis an die Ufer der Spree und bis an die Küsten des baltischen Meeres. Das monarchische Berlin sah in seinen Mauern aufrührerische Volksgruppen, in dem spießbürgerlichen Hamburg rotteten sich Volkshaufen zusammen, die Braunschweiger brannten ihrem deutschen Don Miguel sein Schloß über dem Kopfe zusammen und jagten ihn aus dem Lande, in Sachsen mußte ein alter schwachsinniger König vom Ruder abtreten. Belgien riß sich von Holland los und Polen brach das schmähliche Joch des nordischen Barbarer. Denken wir uns nun eine kräftige Volksregierung in Frankreich — sie unterstützt das benachbarte Belgien durch materielle Streitkräfte, Polen einstweilen mit Geld und Waffen, sie erläßt energische Proklamationen, die den Völkern zeigen, daß sie in der französischen Regierung eine Stütze ihrer Freiheit finden werden, sie gebietet diktatorisch den kleinen Fürsten Deutschlands, sich vom Bunde mit dem Absolutismus zu trennen und nicht fürderhin ihren Völkern die ihnen gebührende Freiheit vorzuenthalten, sie unterstützt die spanischen und italienischen Proscribirten und verschafft ihnen die Mittel, mit gewaffneter Hand in ihr Vaterland einzufallen und den Despotismus vom Throne zu stürzen.

Rußland war fern, weder Oestreich noch Preußen gerüstet — der Enthusiasmus der Franzosen hätte in wenigen Wochen eine Armee von 300,000 Mann geliefert, die durch ihre Begeisterung ersetzte, was ihr an Organisation und Uebung abging. Mit dieser Macht überschritt man die Gränzen nach allen Seiten, proklamirte die Freiheit des menschlichen Geschlechts, hob mit einem Schlage alle Feudallasten auf, entsagte jedem Eroberungsgeiste, vernichtete den Adel und ließ ihn allein die Lasten des Völkerkriegs bezahlen. Die Völker schloßen sich an die Befreiungs-Armee an, die Satelliten des Despotismus zerstiebten wie Spreu vor dem Winde, statt Gegnern fand man überall Verbündete, welche die Zahl der Befreiungs-Armee vergrößerten. Inzwischen organisirte sich ganz Frankreich und die befreiten Provinzen Deutschlands und Italiens zu einem großen Lager, das immer neue Reserven lieferte — das geschwächte, entmuthigte Holland war im ersten Anlaufe über den Haufen geworfen, Oesterreich war von Italien und Deutschland aus bedroht, Preußen isolirt und durch den Aufstand in Polen von seinem nordischen Bundesgenossen abgeschnitten, eine einzige Schlacht hätte, wie bei Jena, das Schicksal dieser Macht entschieden, die in ihrem Volke keine Wurzel hat und bloß ein künstliches militärisches Gebäude ist. Ehe die Schlacht von Grochow geschlagen wurde, konnte

eine combinirte französisch-italienisch-deutsche Armee in Wien und Berlin seyn. Polen war gerettet und der russische Barbar in seine Steppen zurückgeworfen. Man halte mir nicht entgegen, daß dieß in großen Zügen gemalt sey — Völker können, wie die Geschichte lehrt, das Unglaubliche leisten, wenn ihre Begeisterung mit Kraft und Einsicht zu einem würdigen Ziele geleitet wird.

Doch dem war nicht also — der alte Lafayette setzte in der Person Ludwig Philipp's seine beste der Republiken auf Frankreichs Thron. In Ludwig Philipp's Hand war es nun gegeben, das Königthum in Europa zu populariſiren und die Dauer der constitutionellen Throne auf Jahrhunderte zu fristen. Er mußte ein Bürgerkönig werden im wahren Sinne des Wortes. In Frankreich also vorerst jede Freiheit, die sich mit der öffentlichen Ordnung verträgt, dann die Sprache des Selbstvertrauens, die aus dem Bewußtseyn der Kraft hervorgeht, gegen das Ausland. In Spanien war eine große Schuld wettzumachen — das legitime Frankreich hatte die Verfassung dieses Landes umgestürzt, das Bürgerkönigthum mußte sie wieder aufbauen. Eine energische Note an den Hof von Madrid mußte Ferdinand VII. diktatorisch vorschreiben, alsbald die Proscribirten zurückzurufen und seinem Volke eine angemessene Verfassung zu geben. In Portugal mußte

der Tyrann verjagt und die Verfassung hergestellt werden. Den Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten mußte das freie Frankreich zum Schilde gegen die Angriffe des Absolutismus dienen. War einmal die Preßfreiheit in Deutschland gesichert, so griff der constitutionelle Geist von selbst um sich, und bald mußten auch Preußen und Oesterreich den Forderungen der Zeit nachgeben und ihren Völkern Verfassungen zugestehen. Die italienischen Patrioten mußten von Frankreich thätig unterstützt, keine österreichische Intervention durfte geduldet werden. War nun Oesterreichs Macht von Italien aus bedroht, war das absolutistische Preußen, überall von constitutionellen Staaten umgeben, gelähmt, so konnte vielleicht Frankreich durch die bloße Drohung des Krieges Polen retten, wo nicht, so warf es, durch Italien und die constitutionellen Staaten Deutschlands unterstützt, leicht die Coalition der drei absoluten Mächte — Oesterreich, Preußen und Rußland — vor sich nieder — eine einzige an den Ufern der Elbe gewonnene Schlacht öffnete ihm den Zugang zu dem befreundeten Polen, verstärkte seine siegreiche Armee um 80,000 Mann und stellte es dem nordischen Gegner unmittelbar gegenüber. Das polnische Heer, durch 200,000 Franzosen und constitutionelle Deutsche verstärkt, hätte den Aufstand nach Volhynien, Litthauen, in die Ukraine getragen und Rußland den

Todesstoß versetzt. Von Allem dem geschah nichts, weil der alte Lafayette einen Ludwig Philipp auf den französischen Thron gesetzt hatte. Die Folgen dieses politischen Mißgriffs sind allerdings zunächst betrübend für die Freiheit der Völker, am letzten Ende aber werden sie nur dem Königthum verderblich seyn.

In der Masse des Volks, wenn man ihr erst die Mittel läßt, sich aus ihrer Rohheit und Unwissenheit emporzuheben, liegt allein noch der Keim eines bessern Geschlechts und die Hoffnung der Zukunft. Der sogenannte Pöbel war es, der in den verhängnißvollen drei Tagen den meisten Muth, die größte Hingebung und Uneigennützigkeit bewiesen hat. Die sogenannten gebildeten Stände sind in Frankreich, wo möglich, noch verdorbener, selbstsüchtiger und feiler, als in andern Ländern. Es gibt nur wenige öffentliche Namen, die in dem Wechsel der Zeiten und Regierungen sich selbst getreu geblieben sind und ihren Charakter unter allen Umständen behauptet haben. Ein Blick in das Dictionnaire des Girouettes erfüllt den rechtlichen Mann mit Unwillen über diese allgemeine schamlose und schändliche Verkäuflichkeit. In dieser Beziehung zeichnen sich auch in Frankreich, wie in allen andern Ländern, die sogenannten Gelehrten aus, die das Talent, welches ihnen der Himmel verliehen, an die Willkür jeglicher Machthaber

verkaufen und zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit mißbrauchen. Selbst ganze Körperschaften, wie die Akademie der Wissenschaften, besudelten sich durch solche gemeine Feilheit und huldigten den Machthabern aller Epochen. Diese Gesellschaft der ausgezeichnetsten Gelehrten kroch vor dem Convent, vor dem Directorium, vor dem Consul Bonaparte und vor dem Kaiser Napoleon. Nach seinem Sturze gab die Akademie folgende servile Adresse zu Gunsten der Bourbons ein: „Unsere Corporation, die vordem den Uebergang aus dem Consulat in das Kaiserreich berathen konnte, kann nunmehr wohl auch über den Uebergang aus dem Despotismus in die Monarchie berathschlagen. Unsere Sieger haben nicht bloß eine Mäßigung, nein, sie haben einen Edelsinn, eine Großmuth bewiesen, die in den Bewohnern der Hauptstadt gerechte Gefühle der Bewunderung und Dankbarkeit erwecken. Die Geschichte allein vermag diesen Triumph der Menschlichkeit im Siege würdig zu preisen. Der großmüthige Alexander hat uns eine hülfreiche Hand geboten; er wollte Europa einen langen Frieden schenken. Eine so große Wohlthat konnte nur erreicht werden durch die Wiedereinsetzung eines königlichen Hauses, das seit so vielen Jahrhunderten Frankreich sehr oft ruhmvoll, fast immer mit Mäßigung, Gerechtigkeit und Güte regiert und in einer langen Reihe von

Monarchen, von Carl dem Großen an bis auf den guten und tugendhaften Ludwig XVI., nur einen einzigen Tyrannen und einige mehr schwache als böse Fürsten hervorgebracht hat. Der Senat hat Napoleon Bonaparte's Absetzung verkündet. Dieser feierliche Beschluß ist motivirt durch die Aufzählung der zahlreichen Verletzungen des Staats-Grundgesetzes. Es wäre leicht, diesem abscheulichen Verzeichnisse der Verbrechen eines ausschweifenden Despotismus jene Verbrechen beizufügen, welche die Wissenschaften und die Philosophie dieser systematisch organisirten Tyrannei, deren Zweck war, nicht nur die freie Mittheilung der Gedanken zu hemmen, sondern sogar deren Richtung zu verderben, in den kommenden Geschlechtern jeden Keim freisinniger Ideen zu ersticken und Europa in die Barbarei zurückzustürzen, mit nur allzuvielem Rechte vorzuwerfen haben. Aber jetzt ist die Tyrannei unwiederbringlich vernichtet."

Diese nämliche feile Akademie der Wissenschaften hielt an den Kaiser Napoleon nach seiner Rückkehr von der Insel Elba folgende Anrede: „Sire! Die Wissenschaften, welche Sie pflegten und ermunterten, die Künste, welche Sie schützten, waren in Trauer gehüllt seit Ihrer Abreise. Eine Dynastie, welche das französische Volk schon vor zwanzig Jahren verworfen hat, ist entflohen bei der Ankunft des

Monarchen, den die Wünsche des französischen Volks durch die Allmacht dreimaliger Abstimmungen auf den Thron berufen haben." Nach Napoleons zweitem Falle begrüßte die Akademie mit eben so vieler Liebe und Ergebenheit Ludwig den Ersehnten. Als Carl X. den Thron bestieg, gratulirte sie Carl dem Vielgeliebten, und als ihn das Volk davon jagte, nannte ihn die Akademie der Wissenschaften einen Tyrannen und brachte ihre Glückwünsche dem Bürgerkönig Ludwig Philipp dar. Wenn morgen in Frankreich die Republik eingeführt wird, so wird alsbald die Akademie der Wissenschaften in einer gelehrten Abhandlung beweisen, daß die Freiheit mit der Monarchie unmöglich bestehen könne, und daß die Republik nicht nur die beste, sondern auch im Interesse des gemeinen Wesens die einzig mögliche Regierungsform sey! Hier paßt, mit geringer Abänderung, was Schiller von der Wissenschaft sagt:

Wenigen ist sie die hohe, die himmlische Göttin, den Meisten
Eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt.

Am feilsten haben sich in Frankrich, wie überall, immer die Dichter erwiesen. Unter dem Kaiserthum Verse für Napoleon den Großen, nach der ersten Restauration Verse für Ludwig den Ersehnten, während der hundert Tage wieder Verse

für Napoleon, bei der zweiten Restauration abermals für Ludwig XVIII., jetzt Verse für Ludwig Philipp. Das ist so in der Ordnung, kostet wenig Kopfbrechens und trägt viel ein. Man kann es sich dabei bequem machen, wie der Dichter Armand Seville, der in seinen Strophen nur ein paar Zeilen zu ändern brauchte, um sie heute Napoleon und morgen Ludwig XVIII. anzupassen, wie aus folgender kleinen Probe ersichtlich ist:

An den Kaiser.

Napoléon, *monarque auguste*
Adoré de tous ses sujets,
Par son règne, aussi doux que juste,
Des méchans confond les projets.
Tel est le prince que l'on aime:
Le vif éclat du diadème
Le fait moins briller que son cœur.
Il ne compte pour ses trophées
Que nos discordes étouffées,
Nos succès et notre bonheur.

An den König.

Louis, *toujours grand, toujours juste,*
Adoré de tous ses sujets,
Par son règne, *paisible, auguste*
Des méchans confond les projets.
Voilà le monarque qu'on aime:
Le vif éclat du diadème
Le fait moins briller que son cœur.

Il ne compte pour ses trophées
Que nos discordes étouffées,
Notre amour et notre bonheur.

Das heißt im der That zwei mächtige Monarchen mit einem geringen Aufwande von Poesie abfertigen! Ich weiß nicht, was gemeiner ist, so besungen zu werden oder so zu besingen!

Das System der Regierung Ludwig Philipps spricht sich in der Persönlichkeit seiner Minister selbst das Urtheil: sie sind entweder feile Renegaten des Liberalismus, oder Ueberläufer der Legitimität zur Fahne der Quasi-Legitimität, oder blinde Werkzeuge aus der Schule des weiland Napoleonischen Despotismus. Der Justizminister Barthe war Advokat und Vertheidiger des Obristlieutenants Caron, der Unteroffiziere von Rochelle, des Deputirten Köchlin, des Journal du Commerce u. s. w., er war aktives Mitglied des Carbonarismus und Verfasser einer Proklamation dieser geheimen Gesellschaft an das französische Volk im Jahr 1819. Die Julirevolution bricht aus; er läuft aufs Gemeindehaus, aber erst nachdem es von den Patrioten eingenommen ist. Dupont de l'Eure wird Justizminister und Herr Barthe ist einer seiner eifrigsten Verehrer, er wohnt jeden Morgen regelmäßig seinem Lever an. Er wird zum Prokurator des Königs bei dem Seine-Departement ernannt.

für Napoleon, bei der zweiten Restauration abermals für Ludwig XVIII., jetzt Verse für Ludwig Philipp. Das ist so in der Ordnung, kostet wenig Kopfbrechens und trägt viel ein. Man kann es sich dabei bequem machen, wie der Dichter Armand Seville, der in seinen Strophen nur ein paar Zeilen zu ändern brauchte, um sie heute Napoleon und morgen Ludwig XVIII. anzupassen, wie aus folgender kleinen Probe ersichtlich ist:

An den Kaiser.

Napoléon, *monarque auguste*
Adoré de tous ses sujets,
Par son règne, aussi doux que juste,
Des méchans confond les projets.
Tel est le prince que l'on aime:
Le vif éclat du diadème
Le fait moins briller que son cœur,
Il ne compte pour ses trophées
Que nos discordes étouffées,
Nos succès et notre bonheur.

An den König.

Louis, *toujours grand, toujours juste,*
Adoré de tous ses sujets,
Par son règne, *paisible, auguste*
Des méchans confond les projets.
Voilà le monarque qu'on aime:
Le vif éclat du diadème
Le fait moins briller que son cœur.

r darauf aufmerksam, denn das ist eine Beschul-
igung, die er nicht auf sich beruhen lassen darf.“
– O, ihr guten Deutschen, dachte ich, wenn man
lche Dinge in Deutschland nur dem Bruder eines
anzleiraths von seinem Bruder sagte — welcher
kandal!

Wir kamen auf Deutschland zu sprechen, ich
ilderte den Zustand der öffentlichen Meinung in
serem Vaterlande und verhehlte nicht, welche Hoff-
ungen die constitutionellen Staaten auf Frankreich
zen, im Fall ihre Freiheit von den absoluten Mäch-
n bedroht werden sollte. Herr Perier erwiederte,
ß es allerdings im politischen Interesse Frankreichs
ge, die Verfassungen der kleinen Staaten Deutsch-
nds nicht untergehen zu lassen, sondern vielmehr
ren freie Entwicklung zu befördern. Hierauf fragte
mich, ob ich an die Aufrichtigkeit der absoluten
Cabinette gegen die Regierung Ludwig Philipps
glaube? Ich zuckte die Achseln. „Nun denn frei
heraus!“ sagte er. — „Also Nein!“ erwiederte ich
nach meiner innersten Ueberzeugung. — „Ich bin
selbst,“ fuhr Herr Perier nach einigem Nachden-
ken fort, „manchmal Ihrer Meinung, und kann
mich eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren, so
zuckersüß auch die diplomatischen Noten lauten und
so anscheinend herzlich und arglos das Benehmen
der fremden Diplomaten ist.“ — „Sie temporisi-

Dupont fällt bei Hof in Ungnade, Herr Barthe verläßt ihn und geht zum Juste-Milieu über. Er wird Minister des öffentlichen Unterrichts und tritt in die Fußstapfen des Bischofs von Hermopolis, dessen Schritte er als Advokat so oft und so bitter getadelt hatte. Er möchte gerne Justizminister werden, aber er muß seinem Freund Merlhou von diesem Posten verdrängen. Das hat nichts auf sich, Herr Barthe, wird Justizminister und das gelehrigste Werkzeug der Camarilla, das seine alten Freunde verfolgt, absetzt, vor Gericht zieht. Solche Leute kann die Quasi-Legitimität brauchen! Aber Geduld, der Tag der Wiedervergeltung wird nicht ausbleiben.

Herr Argout, erst Seeminister, dann Minister des öffentlichen Unterrichts, war unter Napoleon Auditor des Staatsraths und wurde bei der ersten Restauration überzähliger Requetenmeister, bei der zweiten Restauration Präfekt der untern Pyrenäen. Damals ließ er die dreifarbige Fahne, die jetzt auf seinem Hotel weht, in allen Städten seines Departement verbrennen. Zur Belohnung dafür ernannte man ihn zum Präfekten des Gard-Departement, als welcher er ein zuckersüßes, ultralegitimes Circular an seine Maires erließ, worin folgende Stelle vorkommt: „Alle guten Franzosen wetteifern in Liebe für den König, in Verehrung seiner hohen Tugenden,

in Anhänglichkeit an seine erhabene Familie und den Grundsatz der Legitimität, denn sie wissen, daß es ohne diesen geheiligten Grundsatz weder Ruhm, noch Glück, noch Ehre für Frankreich gibt und daß selbst das Daseyn unseres Vaterlandes innigst mit der Erhaltung dieses Grundsatzes verknüpft ist." Der Grundsatz der Legitimität ist nun zwar gefallen, aber Frankreich steht noch und Herr Argout ist Minister des Usurpators. Ein so legitimer Mann mußte nothwendig Staatsrath und Pair des Reichs werden — er ward es auch. Nach den verhängnißvollen drei Tagen suchte er die Legitimität zu retten; er kam als Friedensbote aufs Gemeindehaus und hielt eine weinerliche Rede pro rege Carolo: „Se. Majestät," sagte er, „haben sich nunmehro beeilt, die unheilbringenden Ordonnanzen zurückzunehmen; auch haben Höchstdieselben Ihr Ministerium geändert und lauter Männer gewählt, welche der öffentlichen Meinung angenehm sind. Meine Herren! Brauchen Sie doch Ihren Einfluß auf das Volk, um den Unruhen ein Ende zu machen und die Sachen wieder auf den Fuß herzustellen, auf welchem sie vor der Verletzung der Charte waren." — „Dazu ist es nimmer Zeit," erwiederte Herr Lafitte. — „Aber," flehte Carls Abgesandter, „bedenken Sie doch, daß nach der

constitutionellen Ordnung die Fehler auf Rechnung der Minister geschrieben werden müssen. Der König konnte getäuscht werden ....“ Es war vergeblich, Herr Argout und sein meineidiger König wurden abgewiesen. Am andern Morgen fand sich der Bothschafter des Exkönigs wieder ein; er führte Carta blanca mit sich, in alle Bedingungen des siegenden Volkes zu willigen, wenn nur die Krone — die Krone — gerettet werde. Umsonst! das göttliche Recht war verloren, und es blieb seinem ehrlichen Verfechter nichts übrig, als sich in die Arme der Ludwig-Philippischen Quasi-Legitimität zu werfen, worin er jetzt sanft ruht, bis .....

Marchons, marchons!
Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Der Kriegsminister Johann Nicolaus Soult begann seine Laufbahn als gemeiner Soldat im Jahr 1790 in dem Infanterie-Regiment König; im Jahre 1794 war er schon General, im Jahr 1804 Marschall von Frankreich, und im Jahr 1812 hatte er nicht geringe Lust, sich zum König von Portugal ausrufen zu lassen. Er ist ein Mann, der sich mit allen Systemen und allen Machthabern zu vertragen weiß. Um sich bei den Bourbons und dem Emigrantengesindel zu empfehlen, forderte er

zur Errichtung eines Denkmals für die Manen der zu Quiberon gefallenen Royalisten auf. In der That auch wurde er am 3. December 1814 zum Kriegsminister Ludwigs XVIII. ernannt, und in dieser Eigenschaft erließ er am 8. März 1815 einen Tagsbefehl, in dem folgende Stellen vorkommen: „Soldaten! Jener Mensch, der vor Kurzem erst im Angesicht von ganz Europa einer usurpirten Gewalt, von der er einen so unheilbringenden Gebrauch machte, entsagt hat — Bonaparte hat den französischen Boden betreten, den er nicht wieder sehen sollten. Was will er? Den Bürgerkrieg. Was sucht er? Verräther. Wo sollte er diese finden können? Etwa unter jenen Soldaten, die er getäuscht, indem er ihren Muth irre führte, getäuscht und aufgeopfert hat? Bonaparte verachtet uns so sehr, um glauben zu können, daß wir einen legitimen und vielgeliebten Souverain verlassen werden, um uns an einen Menschen zu ketten, der nur noch ein Abentheurer ist. Soldaten, die französische Armee ist die tapferste Europas; sie wird auch die treueste seyn. Sammelt euch um die Lilienfahne und folgt der Stimme dieses Vaters des Volkes, dieses würdigen Erben der Tugenden des großen Heinrich. Er stellt jenen Prinzen, das Muster der französischen Ritter (Carl X.), dessen glück-

liche Rückkehr in unser Vaterland schon einmal den Usurpator verjagt hat, an unsere Spitze." — Der Usurpator kam nach Paris, der würdige Soult wurde Major-General der Napoleonischen Armee und erließ in dieser Eigenschaft folgenden Tagsbefehl: „Soldaten! Fremde Heere rücken gegen unsere Gränzen an. Welche Hoffnungen hegt diese neue Coalition? Hundert glorreiche Siege, deren Andenken vorübergehende Unfälle nicht verwischen konnten, müssen dieser Coalition ins Gedächtniß rufen, daß ein freies Volk, von einem großen Manne angeführt, unüberwindlich ist. Die Verpflichtungen, welche uns gewaltsam entrissen wurden, sind durch die Flucht der Bourbons, durch ihre Appellation an fremde Waffen, durch den feierlichen Wunsch der Nation aufgehoben." Menschen dieser Art sind für jede Regierung brauchbar. Unter der Restauration spielte Soult den Frommen, wohnte mit der Wachskerze in der Hand den Processionen bei und war bei Hofe wohl gelitten. Eben so angesehen ist er bei den quasi-legitimen Bourbons, denn der Mann läßt sich zu Allem brauchen. Er besitzt unermüdliche Thätigkeit und große militärische Detailkenntnisse, was ihn zum Organisiren sehr geschickt macht; als Taktiker ist er gut, als Stratege weniger als mittelmäßig, was er durch seine vielfachen Fehler als Obergeneral der Pyrenäen-Armee

bewiesen hat. Er ist weder Staatsmann noch Redner, und also durchaus nicht tauglich an die Spitze eines Cabinets. Die öffentliche Stimme beschuldigt ihn gemeiner Betrügereien und niedrigen Geizes. Solche Leute bilden das Ministerium des Bürgerkönigs — o, Ludwig Philipp!

Einer der infamsten Renegaten des Liberalismus ist Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als Deputirter sprach er unaufhörlich von Frankreichs natürlichen Gränzen, deren Besitz allein Europa's Ruhe dauernd sichern könne, von dem kriegerischen Geiste der Franzosen, von dem schmählichen Einfluß der fremden Cabinette auf die französische Politik u. s. w. Als Minister Ludwig Philipp's berief er sich stets auf die Heiligkeit der Verträge von 1815, unterzeichnete die Trennung Luxemburgs von Belgien, überlieferte Italien an die Oesterreicher und erklärte kalt und trocken, daß Polen dem Untergange geweiht sey. Am 27. Juli erwiederte er einigen Patrioten, die ihn aufforderten, sich an ihre Spitze zu stellen: „sie seyen Canaillen, die ihn nur compromittiren wollten, und er werde sie zur Thüre hinauswerfen lassen.“ Am 28. wurde er im Hofe des Herrn Berard, so wie der jetzige Marschall Lobau, von Leuten aus dem Volke eine feige Memme gescholten. Nachdem der Sieg ent-

schieden war, eilte er schnell nach Neuilly, um den Franzosen in der Person ihres Ludwig Philipp einen König zu holen. Pfui, mir wird übel!

Alle diese alten Napoleonischen Marschälle und Generale taugen nichts — sie würden sich sämmtlich dem Teufel verkaufen, wenn er sie kaufen wollte. Es ist natürlich, daß Menschen, in der Schule des Despotismus erzogen, keinen Sinn für die Freiheit haben und noch weniger Opfer für sie bringen wollen. Gerard, Sebastiani, Lobau und die meisten andern zeigten sich in den Julitagen als politische Nullen, während Männer aus dem Volk und studirende Jünglinge die Patrioten anführten. Erst nach der Entscheidung zeigten sich diese selbstsüchtigen Menschen, huldigten dem neu aufgehenden Gestirne und nahmen Ehrenstellen und Belohnungen in Empfang, während das arme Volk leer ausging und die Patrioten von den Satelliten des Bürgerkönigs in den Kerker geworfen wurden. Dieser Lobau, ein sehr mittelmäßiger General, ist jetzt Marschall von Frankreich und Befehlshaber der Pariser Nationalgarde und bezieht in diesen beiden Eigenschaften einen Gehalt von 100,000 Franken. Was hat das Volk bei der Quasilegimität gewonnen!

Was sind diese vielgerühmten Fabviers und Excelmans anders, als die Diener der Gewalt? Hätte die Restauration ihre Dienste nicht verschmäht,

sie würden ihr auch gedient haben. Am 23. Januar 1815 schwur Excelman Ludwig XVIII. eine Treue, die jede Probe bestehen sollte. Am 23. März schwur er dem Kaiser Napoleon, der inzwischen von Elba zurückgekommen war, auch eine Treue, die jede Probe bestehen sollte. Nachdem das Volk gesiegt hatte, bot er dem Bürgerkönig seine Dienste an. Was sind das für heillose Menschen! — Um nichts besser ist der General Fabvier, der eben so wenig den Muth hatte, sich in den drei Tagen an die Spitze der Patrioten zu stellen. Nach dem Siege ließ er sich zum General ernennen. Es ist kein Heil für Frankreich, so lange noch ein einziger dieser Menschen, die aus der Schule Napoleons oder der Legitimität hervorgegangen sind, am Staatsruder oder in einem bedeutenden Posten steht — ein neues Frankreich muß aus seiner freien Jugend, aus dem noch unverdorbenen Geschlechte erstehen, das mit der Idee der Freiheit aufgewachsen ist!

Paris den 20. Juli.

Als ich vor einigen Tagen an dem Café des Variétés vorüberging, fühlte ich mich plötzlich von hinten auf die Schulter geklopft. Ich wendete mich

um und sah Herrn D* vor mir stehen, der auf seinen Reisen in Deutschland mich schon zweimal zu St. besucht hatte. „Sie hier? Seit wann?" redete er mich an. „Seit mehr als zwei Monaten," erwiederte ich. — „Und Sie haben mich noch nicht besucht?" — „Wie sollte ich Sie finden, da ich zum Unglück Ihre Adresse zu Hause gelassen habe?" — „Konnten Sie mich nicht auf dem Bureau des Constitutionnel oder des Journal du Commerce erfragen?" — „Wie einfältig, daran dachte ich nicht!" — „Entrons pour causer."

Wir traten in einen Salon des Café des Variétés, wo sich Abends viele Journalisten zu versammeln pflegen. Ich lernte hier ausgezeichnete Männer kennen, die bei einem Umschwung der Dinge keine geringe Rolle spielen werden. Die nachmaligen Besuche dieses interessanten Zirkels ließen mich einen tiefen Blick in die politischen Verhältnisse Frankreichs und den in naher Zukunft bevorstehenden Wechsel der Dinge in Europa thun, denn von Frankreich aus . . . . doch dieser Gegenstand ist zu weitläufig und zu verwickelt — und ich habe so ein schlechtes Gedächtniß.

Am andern Morgen war Herr D* schon ziemlich frühe bei mir. „Kleiden Sie sich an," rief er mir schon unter der Thüre zu, „wir wollen unsere Reise antreten. Je vous ferai connaître tout le monde." In der That Herr D* kennt Jedermann und hat

überall Zutritt. Er ist einer der Proscribirten der zweiten Restauration; er lebte mehrere Jahre in London und Philadelphia und erhielt erst im Jahr 1820 Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. „Apropos," fragte ich ihn eines Tages, „waren Sie auch im Champ d'Asyle?" — „Allons donc!" war die Antwort, „il n'a jamais existé de Champ d'Asyle." Das war nur eine Redensart, um das öffentliche Mitleid für die Proscribirten zu gewinnen und die Bourbons verhaßt zu machen."

„Wo gehen wir hin?" fragte ich D* unterwegs. „D'abord," erwiederte er, „weil wir hier ganz nahe an der Friedensstraße sind, zu dem jüngsten Bruder des Herrn Casimir Perier." — „Was soll ich bei dem thun? Sie wissen ja, daß die Herrn vom Juste-Milieu nicht meine Leute sind." — „Das thut nichts, man kann mit Jedermann umgehen, und übrigens ist er nicht für das System seines Bruders."

D* trat in das Zimmer mit den Worten: Bonjour, Mr. Perier, j'ai mille choses à vous dire. — Hierauf stellte er mich vor, und ich war also das erste der tausend Dinge, die verhandelt werden sollten. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich ein so wichtiger und bedeutender Mann sey, als den ich mich zu meiner nicht geringen Verwunderung hier schildern hörte. Herr D* endigte meine pomp-

haften Personalien mit den Worten: Monsieur a de l'influence par toute l'Allemagne. Wäre ich in Deutschland irgendwo auf solche Weise vorgestellt worden, so würde man mich ohne Zweifel für einen der einflußreichsten Staatsmänner, wo nicht gar für das Incognito eines kleinen deutschen Potentaten gehalten haben, aber Herr Perier schien sowohl die französischen Phrasen, als seinen Mann zu kennen, und war durch die meiner geringen Person beigelegte Bedeutung im geringsten nicht verblüfft.

Herr D* zog ein politisches Blatt aus der Tasche — die Tribüne, wenn ich nicht irre. „Da kommt wieder ein sauberer Artikel über Ihren Bruder," sagte er mit der größten Trockenheit und Arglosigkeit, „es sollte mir leid thun, wenn es wahr wäre, was man ihm vorwirft, daß er mit den Carlisten im Bund sey." Hierauf las er den ganzen fulminanten Artikel ab, in welchem dem Minister-Präsidenten ein geheimes Bündniß mit den Carlisten offen zur Last gelegt wurde. Der Bruder des Ministers hörte von Anfang bis zu Ende mit löblicher Ergebung zu und sagte dann gelassen: „Geben Sie mir das Blatt, ich will es meinem Bruder bringen, denn ich gehe eben zu ihm zum Frühstück." — „Er hat alle Blätter auf seinem Bureau," erwiederte D* trocken und schob das seinige ein, „aber er liest solche Artikel nicht, weil er sich darüber ärgert. Aber machen Sie ihn

nur darauf aufmerksam, denn das ist eine Beschuldigung, die er nicht auf sich beruhen lassen darf." — O, ihr guten Deutschen, dachte ich, wenn man solche Dinge in Deutschland nur dem Bruder eines Canzleiraths von seinem Bruder sagte — welcher Skandal!

Wir kamen auf Deutschland zu sprechen, ich schilderte den Zustand der öffentlichen Meinung in unserem Vaterlande und verhehlte nicht, welche Hoffnungen die constitutionellen Staaten auf Frankreich setzen, im Fall ihre Freiheit von den absoluten Mächten bedroht werden sollte. Herr Perier erwiederte, daß es allerdings im politischen Interesse Frankreichs liege, die Verfassungen der kleinen Staaten Deutschlands nicht untergehen zu lassen, sondern vielmehr deren freie Entwicklung zu befördern. Hierauf fratge er mich, ob ich an die Aufrichtigkeit der absoluten Cabinette gegen die Regierung Ludwig Philipps glaube? Ich zuckte die Achseln. „Nun denn frei heraus!" sagte er. — „Also Nein!" erwiederte ich nach meiner innersten Ueberzeugung. — „Ich bin selbst," fuhr Herr Perier nach einigem Nachdenken fort, „manchmal Ihrer Meinung, und kann mich eines gewissen Mißtrauens nicht erwehren, so zuckersüß auch die diplomatischen Noten lauten und so anscheinend herzlich und arglos das Benehmen der fremden Diplomaten ist." — „Sie temporisi-

Volk wollte ihm die Pferde ausspannen, was er nur mit vieler Mühe abwehren konnte. Auf dem Heimwege salutirten ihn die Kanonen der Nationalgarde. Lafayette ist trotz seiner politischen Schwäche geliebt und geachtet. Mit Achselzucken hörte ich einen jungen Mann von ihm sagen: „Schade um ihn, daß er so wenig Stärke des Charakters hat; er könnte jetzt Präsident der Republik seyn; wir würden die Julitage im Donner der Schlachten gegen den Despotismus feiern, Frankreich wäre groß und glücklich, der ganzen Welt den Weg der Freiheit zeigend.“ Ueberhaupt hörte man viele Stimmen, selbst an dem Tage dieses Nationalfestes, sich ungünstig über die Regierung äußern. Bürger sprachen mit Soldaten über Politik und von Frankreichs Ruhm und Freiheit. Die Soldaten stimmten ein und gaben laut ihre Neigung zum Kriege zu erkennen. Besonders erbittert sind sie über die Preußen. Ces coquins de Prussiens, hörte ich einen sagen, il faudrait bien leur rendre la bataille de Waterloo. Die Soldaten erzählten den Bürgern, daß man ihnen verboten habe, über Politik zu sprechen. „Bah! Bah!“ entgegnete man ihnen, „das kann man nicht, ihr seyd französische Bürger wie wir.“ Nous nous en f... ons aussi, sagten die Soldaten lachend. — Rührend waren die Feierlichkeiten auf den Gräbern der in den Julitagen Gebliebenen. Die Musik spielte Chopin-

nien und, je von drei zu drei Stunden, wurden die Verblichenen mit Namen gerufen, worauf einer ihrer Waffenbrüder, wie bei dem tapfern Latour d'Auvergne, in tiefen, klagenden Tönen erwiederte: „Gestorben für die Freiheit!“ — Hier habe ich Medor, den treuen Hund, gesehen; er weicht nicht von dem Grabe seines Herrn. Ein redlicher Freund, folgte er ihm in den Kampf, und als er tödtlich getroffen dahinsank, leckte er ihm die blutende Wunde, und als er den Geist aufgab, hütete er den entseelten Körper und folgte ihm winselnd zu Grabe, und als der Leichnam in seiner kalten Gruft ruhte, legte sich das treue Thier auf den Leichenhügel nieder, und nicht die brennende Hitze, nicht der strömende Regen, nicht Schnee und Eis des Winters vermögen ihn von der Wohnung des geliebten Todten zu entfernen. Barmherzige Hände haben ihm neben dem Grabe seines menschlichen Freundes eine Hütte erbaut und versorgen ihn mit Nahrung. Wie selten wird unter Menschen eine Treue gefunden, die sich im Leben bewährt und über das Grab hinausreicht!

Das Fest am 14. Juli war äußerst glänzend. Die Linie, der Truppen und Nationalgarden nahm einen zwei Stunden langen Raum, von der Barriere du Trone bis zum Triumphbogen der Barriere de l'Etoile, ein; die Zahl der bewaffneten Schaaren betrug über 100,000 Mann. Mit diesen Truppen defi-

ren," versetzte ich, „denn sie bedürfen des Friedens, bis Polen bezwungen und die russische Macht reorganisirt ist. Haben Sie Ihren Bruder noch nie gewarnt?" — „Mehrmals habe ich mein Mißtrauen nicht verhehlt, aber er ist in die Netze dieser Menschen verstrickt und glaubt blind an ihre Aufrichtigkeit." — Dieses Vertrauen könnte Frankreich eines Tages schwer zu büßen haben.

Herr Perier wurde nachdenklich und sagten nach einer Pause zu mir, indem er vertraulich meine Hand faßte: „Können Sie mir nicht Ihre Ansichten über den öffentlichen Zustand Deutschlands und Ihre Meinung über die Politik der absoluten Cabinette in einem kleinen Memoire niederlegen?" — „Hm!" erwiederte ich, „was ich Ihnen hier mündlich sagte, kann ich Ihnen wohl in einer schriftlichen Uebersicht zusammenfassen." — Die Unterhaltung ging sofort auf andere Fragen der Politik über, und als wir uns verabschiedeten, mahnte mich Herr Perier nochmals an mein Versprechen. Nach einigen Tagen erinnerte mich D* an das versprochene Memoire, um es Herrn Perier zu bringen. Ich hatte mich aber inzwischen anders besonnen und versetzte: „Dem Bruder des französischen Minister-Präsidenten kann ich kein Memoire übergeben, denn er könnte einen für mich unangenehmen Gebrauch davon machen." — „Was fällt Ihnen ein?" entgegnete D* ver-

wundert. „Sie sind ja nicht in Staatsdiensten, Sie verrathen ja keine Staatsgeheimnisse, sondern legen bloß Ihre Privatansichten in einem schriftlichen Aufsatze nieder? Welche Gefahr ist denn dabei?“ — „Sie haben ganz Recht, wenn wir in Deutschland öffentliches Gerichtsverfahren und Geschworene hätten, aber bei uns kann man zum Verbrechen stempeln, was man will. Zum mindesten könnte ich mich einer unangenehmen Inquisition aussetzen, wenn sie auch keine Folgen hätte. Im übrigen kennen Sie ja meine Ansichten über die fraglichen Gegenstände; ich habe nichts dagegen, wenn Sie dieselben zu Papier bringen und Herrn Perier übergeben.“ — Dabei blieb es.

Herr D* führte mich hierauf zu Marschall Clausel; er war gerade nicht zu Hause. D* steht von Bordeaux aus, wo er im Jahr 1815 ein Civilamt bekleidete, während der Marschall Militärgouverneur war, in genauen freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm. Sie haben bei der zweiten Restauration die Verbannung mit einander getheilt und im Jahr 1820 zu gleicher Zeit Erlaubniß erhalten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Ueberhaupt aber kennt man in Frankreich jene steife Etikette, die anderwärts waltet, im geringsten nicht, und wer irgend einige persönliche Bedeutung und Connexionen hat, findet überall leichtlich Zutritt. Marschall Clausel,

über dessen Persönlichkeit ich mich später zu unterrichten vielfache Gelegenheit hatte, ist ein einfacher Mann von den besten Gesinnungen und dem redlichsten Willen. Seine Lieblingsidee ist die Colonisation von Algier, aber die Unentschiedenheit der Regierung Ludwig Philipps hat bis jetzt der Ausführung dieses Planes in größerem Maßstabe viele Schwierigkeiten entgegengesetzt. Der Marschall hofft, daß künftig die deutschen Auswanderer ihr vorzügliches Augenmerk auf Algier richten werden. Wenn erst die Colonisation gegen die Angriffe der Beduinen hinreichend gesichert ist, so wird allerdings dieser Punkt der afrikanischen Küste dem neuen Anbauer vielfache Vortheile darbieten. — Der Marschall Clausel hat, wie so viele seiner Waffenbrüder, seine kriegerische Laufbahn im Jahr 1791 als Volontair begonnen. Im Jahr 1793 war er schon Adjutant-General und Chef des Generalstabs bei der Pyrenäen-Armee; er diente sofort als Divisions-General zu St. Domingo, in Holland unter dem König Ludwig und in Italien unter Eugen. Im spanischen Kriege befehligte er als Obergeneral die Nordarmee. Während der hundert Tage war er Militärgouverneur zu Bordeaux. Nach der zweiten Restauration proscribirt, ging er nach Nordamerika über. Die spanischen Independenten trugen ihm den Oberbefehl über ihre Armee an; er schlug ihn aber aus, weil er als

Fremd-

Fremdling bei der unter den Häuptern der Insurrektion herrschenden Uneinigkeit nur geringen Erfolg seiner Waffen hoffen durfte, und legte eine Pflanzung in der Bai des Mobile an. Im Jahr 1820 erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Ernennung zum Marschall war eine Gerechtigkeit, die ihm die Regierung Ludwig Philipps nicht wohl verweigern konnte, während sie einem Lobau die gleiche Würde ertheilte; er hat aber darum nicht aufgehört, auf den Bänken der Opposition, zwischen Mauguin und Lamarque, zu sitzen.

Man macht sich im Ausland viel zu hohe Begriffe von dem Geist und der politischen Bedeutung der Pariser Nationalgarde. Bedeutung hat sie allerdings, aber diese Bedeutung liegt mehr in der numerischen Stärke, als in dem Geiste, der sie beseelt, mehr in dem Imponirenden dieser Masse von 100,000 bewaffneten Bürgern einer einzigen Stadt, als in der hervorragenden Persönlichkeit der Individuen, welche diese Masse bilden. Die Pariser Nationalgardisten sind nicht mehr und nicht weniger Spießbürger, als die Bürger jeder andern Stadt, und lassen sich der Mehrzahl nach eben so füglich, als anderwärts, in die Categorie der „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" reihen. Die Pariser Nationalgarde ließ sich nach einander im Laufe der Revolution zum

passiven Instrument aller Partheien gebrauchen. Im Anfang der ersten Umwälzung unterstützte sie die beginnende Revolution und half ihr das unumschränkte Königthum besiegen. Am 10. August 1792 schwankte sie zwischen Königthum und Republik und war mindestens noch in so weit royalistisch, daß sie dem König und seiner Familie das Leben rettete. Gleich darauf, im Januar 1793, bildete sie das Spalier, durch das man Ludwig XVI. auf das Blutgerüste führte. Am 9. Thermidor dagegen wirkte die Nationalgarde zu Robespierre's Sturze mit. Im Jahr 1795 focht sie gegen den Convent; sie diente dem Directorium, dem ersten Consul und dem Kaiser, aber sie ließ sich immer nur gebrauchen, ohne je, der unendlich großen Mehrzahl nach, entschiedenen Willen und aufopfernde Thatkraft an den Tag zu legen. Als im Jahr 1814 Napoleon gegen die Heere der Coalition marschirte, übergab er in feierlichem Akt die Kaiserin und den König von Rom der Obhut der Nationalgarde. Diesem Vertrauen antwortend, erwiederte sie in pomphafter Adresse: „Sire! Stolz auf das erhabene Depositum, das Euer Majestät der Obhut der Nationalgarde Ihrer guten Stadt Paris anvertrauen, werden alle Mitglieder derselben, vom gleichen Geiste beseelt, Ihre Hauptstadt gegen die fremden Heere und Ihren Thron gegen die Angriffe jeglicher Feinde

vertheidigen. Sie wollen diesen Thron, auf den die freie Volkswahl Eure Majestät und Ihre Dynastie gesetzt hat, mit ihren Leibern decken und einen undurchdringlichen Wall um ihn bilden u. s. w." — Als die Armeen der Coalition Paris berennten, fanden sich kaum 600 Nationalgardisten auf dem Kampfplatze ein; am 10. April nahm die gesammte Nationalgarde in Gegenwart der fremden Monarchen die weiße Kokarde und erließ folgende Adresse an die provisorische Regierung: „Der Senat und die provisorische Regierung haben ihrem edlen Werke die Krone aufgesetzt, indem sie jenen Fürstensohn zum Throne beriefen, dessen edles Geschlecht acht Jahrhunderte lang der Ruhm unseres Landes war. Ein großmüthiges Volk, das unerhörte Leiden nicht entmuthigen konnten, wird die Rechte wieder erlangen, die ihm der Despotismus entzogen hatte, und welche es nie vergessen konnte. Die Nationalgarde der Hauptstadt wird ganz Frankreich das Beispiel ihrer Anhänglichkeit an den König und seine erlauchte Dynastie geben u. s. w." — Am 16. März 1815, nach Napoleons Landung, schwört die Nationalgarde Ludwig XVIII. ewige Treue, und die Luft ertönt von dem Ruf: Es lebe der König! Es leben die Bourbons! Am 2. April schrie die nämliche Nationalgarde auf dem Marsfelde: Es lebe der Kaiser! Es lebe der König von Rom!

und schwur für Napoleon und das Vaterland zu sterben. Am 8. Juli desselben Jahres meldete der Moniteur: „Der König hat heute seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Zahlreiche Abtheilungen der Nationalgarde zogen Sr. Majestät entgegen, um sich unter die getreuen Diener des Throns zu reihen. Alle hatten die weiße Kokarde aufgesteckt und erfüllten die Luft mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ — Carl X. besteigt den Thron und der Moniteur berichtet: 18. Sept. 1824. Nationalgarde dem König vorgestellt. Se. Majestät waren außerordentlich gerührt. Thränen und Seufzer erstickten Höchstdero Stimme. „Sagen Sie den Herrn Offizieren,“ wiederholten Se. Majestät mehrmals, „daß ich sie heute unmöglich zu sprechen vermag. Bei der Revue, die ich nächstens zu halten gesonnen bin, werde ich mehr Kraft dazu gefunden haben.“ Die tiefste Stille beurkundete die Empfindungen eines Jeden. Man sah Carl X., man fühlte sein Herz vor Liebe schlagen, und man weinte mit ihm.“ Verfluchte Comödianten! Drei Jahre darauf löste dieser König diese Nationalgarde auf, die mit ihm geweint hatte. In den Julitagen war die Zahl der Nationalgardisten, die in ihrer Uniform an dem großen Kampfe Theil nahmen, verhältnißmäßig äußerst gering.

Paris 10. August.

Der alte Marquis Chabannes treibt immer noch in der Gallerie Orleans, Passage Saumon, hinter den Glasfenstern seines Buchladens sein originelles Wesen. Neulich sah man zwei Tableaux dort aufgehängt, vor denen stets Hunderte Neugieriger standen, und die ich ihres charakteristischen Inhalts wegen hier beschreiben will.

Erstes Tableau.

Mit schändlichem Undank lohnen die Könige. Unter Carl X. verfolgt, bin ich es noch mehr unter Ludwig Philipp I. Aber unter dem Schutz der Gesetze will ich hier, in des Königs eigenem Pallast, die Räubereien seiner Domänen-Verwaltung, die Verletzung der Polizeigesetze gegen mich, die abscheulichen Verirrungen des öffentlichen Ministeriums bekannt machen.

Des faits que je publie, en main je tiens la preuve,
Devant les tribunaux qu'on me mette à l'épreuve;
Je viens le provoquer et bientôt on verra
Dans le temple des lois qui de lui rougira.
Il est tems, plus que tems de cesser un langage
Avilissant pour l'homme et fait pour l'esclavage;
Les droits des citoyens valent les droits des rois,
Tout abus de pouvoir tombe devant les lois.
De plus hideux méfaits je demande justice.
Qui soutiendrait le crime en deviendrait complice.
Il n'est plus d'autre choix, et j'y suis résolu,
Il faut punir le vice ou frapper la vertu.

Diese Sprache führe ich, und das öffentliche Ministerium mag sich wohl hüten, mich neuerdings anzugreifen, sonst werde ich vor der Jury mehr sagen, als ihnen lieb seyn wird.

Zweites Tableau.

„Schmähliche Thatsachen, die ich dem König vortrage und ihn dabei an seine Pflichten und seine Eidschwüre erinnere.“

Thatsachen.

„Unter diesen nämlichen Fenstern, unter welchen in den Julitagen die wahnsinnigen Handlungen eines Polignac, eines Peyronnet, eines Mangin aufgestellt waren, hatte ich ebenfalls das unselige System eines Dupin, Guizot, Lafitte und des Centrums geschildert — ein System, das den König und das Volk in die Erniedrigung und in das Chaos gestürzt, worin sie sich jetzt befinden, und worein sie die grimmigste Wuth des Meisters Perier täglich noch mehr versenken wird. Da die Wahrheiten, welche ich bekannt machte, nicht nach dem Geschmacke dieser Herren waren, so wollten sie mich um jeden Preis aus diesem Laden treiben. Sie suchten einen Vorwand, mich zu verfolgen, ich legte ihnen eine Falle, in welche sie gingen, und durch einen Beschluß des Gerichtshofs bin ich in meine Rechte wieder eingesetzt. Als ich vor einigen Tagen

aufs Land ging, ließ ich die Tableaux von den Fenstern wegnehmen und die Thüre des Cabinets schließen. Bei meiner Zurückkunft fand ich die Thüre geöffnet, Papiere entwendet und ein Vorlegschloß angelegt. Welche Schurken und Räuber haben diese Verletzung meiner Wohnung begangen, und was werden die Gerichte und das Publikum dazu sagen, wenn die Urheber dieses Verbrechens sich unter den Beamten der Königlichen Domänen-Verwaltung — fast hätte ich sie Lakaien des Königs genannt — befinden? O Schande, o Schmach!"

Die meisten Leser lachten über den excentrischen Inhalt dieser Tableaux, denn man kennt so ziemlich allgemein den alten Marquis Chabannes, der in seinem 70sten Jahre noch mit allem Ungestümm der Jugend handelt, im übrigen aber durch die unverwüstliche Beharrlichkeit, womit er der Willkühr aller Regierungen entgegentritt, und durch die freimüthige Kühnheit, womit er ihre Fehler bekämpft, Achtung verdient. Mit unermüdeter Geduld verfaßt er täglich neue Flugschriften und läßt sie durch Colporteurs mit dreifarbigen Mützen und Fahnen, deren er öfters ein halbes Hundert zumal aussendet, durch alle Theile der Hauptstadt tragen. Der Titel dieser Flugschriften ist meist so originell, als deren Verfasser selbst, so z. B. „das ganze Ministerium für zwei Sous; die Deputirtenkammer für drei Sous; die

Polizei für drei Sous; die Unwürdigkeiten und Abscheulichkeiten der Polizei und des öffentlichen Ministeriums; Grobheiten und Höflichkeiten der erlauchten Herren Perier und Vivien; neues Verhör des Marquis Chabannes.“ Einige Stellen aus solchen Broschüren werden den Geist des Verfassers, so wie die Kühnheit der französischen Presse, zeigen: „diese Revolution, die ich seit zwölf Jahren herbeigewünscht und vorausgesagt habe, schien mir der Schlußstein der Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts werden zu müssen. Aber wie kurz war — leider! — meine Freude! Bald erschienen auf der Scene jene ehrgeizige, herabgewürdigte, verdorbene Wesen, bemächtigten sich der Gewalt, deuteten sie einzig zu ihrem Vortheil aus — und Frankreich hatte eine Regierung, schwach, jämmerlich, erbärmlich, ohne Achtung von innen und außen.“ — „Bloß von der Regierung sind unsere Leiden, unsere Spaltungen, unser Partheigeist ausgegangen, und täglich erhalten sie neue Nahrung durch die anmaßende und schamlose Sprache, welche Meister Perier führt. Alle diese Verschwörungs-Possen, welche die Polizei fabricirt, werden bald für den Thron eine Catastrophe herbeiführen, in der das Volk ein Joch abwerfen wird, das, wo möglich, noch schmählicher ist, als das des Jesuitismus, dem die drei Tage ein Ende machten u. s. w.“ — Ich hatte nicht Gelegenheit, den

alten Chabannes zu sehen; aber früher lernte ich auf seinem Gute im Morvand einen Marquis Chabannes kennen, der damals ein Mann von etlichen fünfzig Jahren war und mir durch sein originelles Wesen auffiel. Es wäre möglich, daß es derselbe ist.

Die Feier der Julitage war pomphaft, auch begeistert, aber diese Begeisterung galt mehr der Rückerinnerung an die großen Ereignisse, als daß sie die Zufriedenheit des Volks mit dem jetzigen Zustand der Dinge beurkundete. Schon am frühen Morgen des 27. Juli war die große Hauptstadt in außerordentlicher Bewegung, die Nationalgarde fand sich sehr zahlreich unter den Waffen ein, um das Andenken der gefallenen Julihelden zu feiern. Der König erschien erst um ein Uhr auf dem Bastillenplatz; zwischen ihm und dem Kronprinzen ritt der Kaiser Don Pedro, der einen großen grünen Federbusch auf dem Hute hatte und auf dessen Gesicht eine ziemliche Dosis portugiesischer Grandezza lag. Im Pantheon wurden die Marseillaise und die Parisienne gesungen, und der König empfing die Dekorirten des Julius, die ihm vorgestellt wurden. Auf dem Rückwege nach dem Palais-Royal ertönten wieder diese beiden Nationalgesänge, und neben dem Ruf: Es lebe der König! hörte man unaufhörlich rufen: Es lebe Polen! Lafayette wurde beim Austritt aus dem Pantheon mit stürmischem Beifall begrüßt, und das

Volk wollte ihm die Pferde ausspannen, was er nur mit vieler Mühe abwehren konnte. Auf dem Heimwege salutirten ihn die Kanonen der Nationalgarde. Lafayette ist trotz seiner politischen Schwäche geliebt und geachtet. Mit Achselzucken hörte ich einen jungen Mann von ihm sagen: „Schade um ihn, daß er so wenig Stärke des Charakters hat; er könnte jetzt Präsident der Republik seyn; wir würden die Julitage im Donner der Schlachten gegen den Despotismus feiern, Frankreich wäre groß und glücklich, der ganzen Welt den Weg der Freiheit zeigend.“ Ueberhaupt hörte man viele Stimmen, selbst an dem Tage dieses Nationalfestes, sich ungünstig über die Regierung äußern. Bürger sprachen mit Soldaten über Politik und vom Frankreichs Ruhm und Freiheit. Die Soldaten stimmten ein und gaben laut ihre Neigung zum Kriege zu erkennen. Besonders erbittert sind sie über die Preußen. Ces coquins de Prussiens, hörte ich einen sagen, il faudrait bien leur rendre la bataille de Waterloo. Die Soldaten erzählten den Bürgern, daß man ihnen verboten habe, über Politik zu sprechen. „Bah! Bah!“ entgegnete man ihnen, „das kann man nicht, ihr seyd französische Bürger wie wir.“ Nous nous en f... ons aussi, sagten die Soldaten lachend. — Rührend waren die Feierlichkeiten auf den Gräbern der in den Julitagen Gebliebenen. Die Musik spielte Symphо-

nicht und, je von drei zu drei Stunden wurden die Verblichenen mit Namen gerufen, worauf einer ihrer Waffenbrüder, wie bei dem tapfern Latour d'Auvergne, in tiefen, klagenden Tönen erwiederte: „Gestorben für die Freiheit!“ — Hier habe ich Medor, den treuen Hund, gesehen, er weicht nicht von dem Grabe seines Herrn. Ein redlicher Freund, folgte er ihm in den Kampf, und als er tödtlich getroffen dahinsank, leckte er ihm die blutende Wunde, und als er den Geist aufgab, hütete er den entseelten Körper und folgte ihm winselnd zu Grabe, und als der Leichnam in seiner kalten Gruft ruhte, legte sich das treue Thier auf den Leichenhügel nieder, und nicht die brennende Hitze, nicht der strömende Regen, nicht Schnee und Eis des Winters vermögen ihn von der Wohnung des geliebten Todten zu entfernen. Barmherzige Hände haben ihm neben dem Grabe seines menschlichen Freundes eine Hütte erbaut und versorgen ihn mit Nahrung. Wie selten wird unter Menschen eine Treue gefunden, die sich im Leben bewährt und über das Grab hinausreicht!

Das Fest am 14. Juli war äußerst glänzend. Die Linie der Truppen und Nationalgarden nahm einen zwei Stunden langen Raum, von der Barriere du Trone bis zum Triumphbogen der Barriere de l'Etoile, ein; die Zahl der bewaffneten Schaaren betrug über 100,000 Mann. Mit diesen Truppen defi-

ften gegen 200 Kanonen um die Säule auf dem Vendômoplatze. Am eifrigsten und lautesten ertönte der Ruf: Es lebe Polen! Nieder mit den Russen! Nieder mit dem Kaiser Nikolaus! Die Gesandten von Rußland, Preußen und Oesterreich ließen sich an diesen Tagen nirgends blicken.

Ich habe einer Sitzung der Deputirtenkammer angewohnt. Der Pallast der Deputirtenkammer liegt auf dem Platze des Palais-Bourbon, der Brücke Ludwigs XVI. gegenüber. Sein Eingang auf dem Platze ist großartig; auf jeder Seite des großen Thors ist eine Säulenreihe von corinthischer Ordnung. Der Sitzungssaal der Kammer ist halbzirkelförmig und erhält das Licht von oben. Die Deputirten sitzen auf Bänken, welche sich stufenartig im Innern des Halbkreises erheben. Auf den beiden untersten Bänken sitzen die Minister. Oberhalb der Sitze der Deputirten läuft die Gallerie für die Zuhörer herum. Den Sitzen der Deputirten gegenüber ist das Bureau der Kammer und die Rednerbühne. Auf beiden Seiten derselben sind die Statuen von Lycurg, Solon, Demosthenes, Brutus, Cato und Cicero. — Ich sah hier den größten und kleinsten Deputirten von Frankreich: Herrn Madier de Montjau, der eines Kopfes länger ist, denn alles Volk, und Herrn Thiers, der die Größe eines Daumzehen kaum erreichen wird. Desto breiter aber

macht sich der kleine Mann, wenn er auf der Rednerbühne spricht; wenn der Quell seiner Rede einmal im Flusse ist, so sprudelt er ohne Aufhören fort, die Stimme des Redners steigt bis zum Krächzen und in seinem Feuereifer macht er halb so hohe Sprünge, als er selbst ist. Es ist sehr possierlich anzusehen. Herr Thiers ist einer der liberalen Renegaten, die neuerlich in das Lager der Quasilegitimität übergelaufen sind und den wankenden Thron Ludwig Philipps halten sollen. Doch scheinen mir die Schultern des Herrn Thiers für dieses Gewicht etwas zu schwächlich, und wenn der Bürgerkönig keinen andern Atlas bekommt, auf dem seine beste der Republiken ruhen kann, so möchte sein Königthum schlecht fahren. Wie Gott will!

Herr Royer-Collard, der auch zu den Windfahnen dieser Zeit gehört, ist ein hagerer bleicher Mann, dem man den Doctrinär schon von außen ansieht. Er versuchte es zuerst mit der Republik, war am 10. August Sekretär des Pariser Gemeinderaths und später Mitglied des Raths der Fünfhundert. Da er aber, wie es scheint, sein Glück in der Republik nicht machen konnte, warf er sich dem Royalismus in die Arme und correspondirte und conspirirte mit den vertriebenen Bourbons. Dieß hinderte ihn jedoch nicht, von Napoleon eine Professur anzunehmen und dem Kaiserthum den Eid

der Treue zu schwören. Und dieser Eid hinderte ihn nicht, fort und fort mit Ludwig XVIII. zu conspiriren. O, ihr zarten Gewissen! Die erste Restauration fand Herrn Royer-Colard als Kaiserlichen Staatsrath, General-Direktor des Buchhandels und der Druckereien und Ritter der Ehrenlegion. Seine Würden verblieben ihm unter Ludwig. Napoleon kehrte von Elba zurück — er blieb an seinem Platze. Die zweite Restauration kam — Herr Royer-Colard wich nicht von der Stelle. Das nenne ich Conséquenz — ein rechter Mann muß auf seinem Platze bleiben, und wenn der Teufel aus der Hölle regiert. Nun hat Herr Royer-Colard auch dem Bürgerkönig den Eid der Treue geleistet; doch ist er so vorsichtig, in der Deputirtenkammer gänzlich zu schweigen, und als über die Ausschließung der Bourbons abgestimmt wurde, enthielt er sich, obwohl anwesend, der Abstimmung. Und dieser Royer-Colard passirt unter den politischen Windfahnen Frankreichs noch für recht reputirlich und fast für gewissenhaft, obwohl er zehn Jahre lang von Napoleon den Gehalt eines Professors der Philosophie annahm, ohne Vorlesungen zu halten, während er zu gleicher Zeit unter dem falschen Namen Remy von den vertriebenen Bourbons den Sold empfing, den diese ihren geheimen Agenten reichten. Herr Royer-Colard

gilt als das Haupt einer philosophischen Schule, und seine Zöglinge, die jetzt am Staatsruder sind, zeigen nichts als Unfähigkeit, Ohnmacht, eiteln Redepomp, und Mangel an allem praktischen Verstand. Gott behüte uns vor regierenden Schulmeistern!

Dupin der ältere ist ein Mann von fünfzig Jahren. Seine Rede ist fließend, aber ohne Kraft. Ehrgeiz und Selbstsucht sind die Richtschnur seines politischen Lebens. Er trat zuerst als Deputirter in der Kammer der hundert Tage auf. Unter der Restauration bemühte er sich vergebens, in die Staatsverwaltung zu gelangen, und hielt sich aus diesem Grunde zur Opposition, doch stets in solcher Stellung, daß er jeden Augenblick der Regierung die Hand reichen konnte. Im Jahr 1830 unterzeichnete er die Adresse der 221. In den Julitagen zeigte er sich feig und schwankend; er wohnte den ersten Zusammenkünften der Deputirten nicht bei und unterschrieb die in den öffentlichen Blättern abgedruckte Protestation so wenig, als seine Collegen. Während des Kampfes hielt er sich zu Hause eingeschlossen, und als der Sieg für das Volk entschieden war, eilte er nach Neuilly, um den Herzog von Orleans zu beschwören, die Statthalterschaft anzunehmen, die ihm noch niemand angeboten hatte. Sein einziges Dichten und Trachten ist auf ein Portefeuille gerichtet.

Herr Etienne ist ein politischer Proteus, der sich in alle Formen zu fügen weiß. Unter Napoleon war er Censor — was kann man weiter von einem Menschen sagen! Die Restauration beraubte ihn aller seiner Stellen, und nun warf er sich mit Leib und Seele in die Opposition, wurde Mitarbeiter an der Minerva und am Constitutionnel, und setzte sich in der Kammer auf die äußerste linke Seite. Im Jahr 1827 schloß er sich an das Ministerium Martignac an, in der Hoffnung, dadurch ein Staatsamt zu erlangen. Als Polignac ans Ruder kam, trat er wieder zur Opposition über und unterschrieb die Adresse der 221. Beim Ausbruch der Julirevolution befand er sich auf der Reise nach Paris. Am 28. Juli kam er zu Meaux, 8 Stunden von der Hauptstadt, an und blieb daselbst, um den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Als sich derselbe für das Volk entschieden hatte, eilte er nach Paris, mit einer dreifarbigen Kokarde versehen, die er aber, statt sie an den Hut zu stecken, vorsichtig in seinem Portefeuille verwahrte. Unter Ludwig Philipp hat er sich dem Hof und dem Juste-Milieu angeschlossen und hofft die Pairswürde zu erlangen. Es wäre Schade, wenn die zu frühzeitige Ankunft der Republik diese Hoffnung zu Schanden machte!

Der Deputirte Jouy ist ebenfalls ein politi-

sches Camäleon. Unter dem Kaiserthum beschmeichelte er in seinen Schriften Napoleon den Großen, unter der Restauration Ludwig den Ersehnten. Im Jahr 1814 wurde eine Oper von ihm: „Pelagius oder der König des Friedens," aufgeführt, worin er über die Wiederkehr der Lilien und der Bourbons nach Frankreich in Entzücken geräth. Er nannte sich nun Herr von Jouy und wurde Mitglied des Instituts. Bei der Rückkehr Napolens ließ er sich in der von ihm redigirten Gazette de France also vernehmen: „die Nation, aus den Träumen des Ruhms und der Größe mühsam aufgeschüttelt, beugte sich mit Ergebung unter das Joch der Bourbons, die Armee vergaß des Siegs und nahm mit verachtungsvoller Gleichgültigkeit die ministeriellen Günstlinge an, die man an die Stelle ihrer ruhmgekrönten Führer setzte, die Priester verhehlten nimmer den Zweck und die Beweggründe ihrer Hoffnungen. Der Hof, ohne Ruhm und Glanz, stellte die alte Etikette wieder her und die Minister, unfähig zu großen Dingen, gaben sich mit kleinlichen Intriken ab — da plötzlich durchschauerte ein fernher schallendes dumpfes Gerücht den Hof und belebte Frankreich — Napoleon der Große hat Frankreichs Boden betreten, seinen Scepter wieder aufzunehmen, und diesen Entwurf, den kühnsten, den je ein Mann gefaßt, er führt ihn

aus an der Spitze von 600 Tapfern, die er mit sich zur Unsterblichkeit beruft!“ Welche rhetorische Flosskeln! — Der arme Jouy mußte sie bei der zweiten Restauration theuer bezahlen; alle seine Stellen wurden ihm entzogen. Jetzt natürlich ward er ein Gegner der Legitimität und segelte mit vollem Winde in der Opposition. Die Quasi-Legitimität besitzt ihn in den Reihen des Juste-Milieu.

Der Haß gegen das Priesterthum ist allgemein und heftig. Ich sah nur ein- oder zweimal einen Geistlichen in seiner Amtskleidung auf der Straße. In den Kirchen erblickt man bloß alte Weiber. Bei der Beerdigung des Abbé Grégoire weigerten sich die Geistlichen des Kirchspiels, ihr Amt zu verrichten. Aus Furcht vor dem Volke, das trotz des Regens in großer Masse herbeiströmte, waren sie aus der Kirche entflohen. Die Priester der gallischen Kirche versahen den Trauergottesdienst. Wie Wuth der Menge war unbeschreiblich und keine Stimme, außer der eines alten Weibes in meiner Nähe, wagte sich für den Clerus zu erheben; die bigotte Alte wurde schnell umringt und entkam nur mit Mühe in ein benachbartes Haus. Vor der Kirche waren ein Bataillon Linientruppen, ein Bataillon Nationalgarde und eine Schwadron Municipalgarde aufgestellt. Nachdem der Leichenzug in dem Vorhof angekommen war, schloß man plötzlich die Gitter, um das Nach-

drängen des Volks zu hindern. Augenblickliche Stille, dann ein dumpfes Murren, das immer lauter und lauter, immer heftiger und heftiger ward. Plötzlich erschallten die unheimlichen Pfeifen, und auf dieses Signal drängte sich die ganze Masse auf die Truppen, die in einem Nu aufgerollt waren und so dicht standen, daß sie keinen Gebrauch von ihren Waffen machen konnten. Schon stiegen viele Menschen über die Gitter weg, um mit Gewalt in die Kirche zu dringen, das Geschrei der Wuth stieg und der Auftritt drohte sich gewaltsam zu enden, als der commandirende Offizier den vernünftigen Einfall hatte, die Thore freiwillig zu öffnen. Kaum waren sie aufgegangen, so legte sich der Tumult, weil das Volk seinen Willen durchgesetzt hatte, und man strömte in hellen Haufen in die Kirche. Ich drängte mich auch hinein, das Todtenamt wurde eben gefeiert. Das Volk zeigte aber wenig Ehrfurcht vor den Ceremonien des katholischen Cultus, ging bedeckten Hauptes in der Kirche umher, plauderte, schäckerte und lachte laut auf, während die Geistlichen die feierlichen Töne ihres Gesangs erschallen ließen. Die Herrschaft des Priesterthums ist in Frankreich zu Ende — wäre sie es doch überall!

Im Theater, in Journalen, in Flugschriften wird die Geißel der Satyre unerbittlich über Alles geschwungen, was antinational ist. In einer dieser

Broschüren sind die politischen Wetterfahnen durch den Grafen Tournauvent und den Vicomte Omnicolor treffend dargestellt. Die Scene spielt während der drei Tage. Der Graf Tournauvent tritt hastig ein und fragt: Man schlägt sich also immer noch? — Heftiger als je, antwortet der Vicomte Omnicolor, dieses wackere Volk weicht keinen Schritt, diese tapfere königliche Garde steht wie eine Mauer. Jedermann hält sich vortrefflich. — Graf Tournauvent: Ich fürchte nur eines — daß sich die Sache in die Länge ziehen möchte; es ist so unangenehm, sich in einer zweideutigen Stellung zu befinden; man weiß nicht, auf welchem Fuße man gehen soll. Was mich betrifft, so liebe ich den König aufs innigste, das weiß Jedermann; aber ich liebe auch dieses gute Volk, das sich für seine Freiheit schlägt. — Vicomte Omnicolor: Freilich, freilich, man weiß nicht, für wen man sich erklären soll. — Graf Tournauvent: Ach ja! Man will doch seinen Posten nicht aufgeben, denn (seufzend) jeder gute Bürger muß ja seine Kräfte dem Staate weihen. — Vicomte Omnicolor: Allerdings, das ist Pflicht. Wie viel tragen Ihnen Ihre Stellen ein? — Graf Tournauvent: 50,000 Franken, aber schwere Geschäfte, große Last; ich will sie gerne noch länger tragen, denn so sehr ich auch den König liebe, so ist gleichwohl das Va-

wland. . . . Hm! Hm! — Vicomte Omnicolor: Die Frau Gräfin immer noch zu Bordeaux? — Graf Tournauvent: Ja, die Luft ist dort so gesund und die Einwohner so gut gesinnt. Ich habe ihr einen Brief geschrieben, der mir nicht wenig zu schaffen machte . . . . die Zeiten sind so kritisch. — Vicomte Omnicolor: Sie werden doch vorsichtig gewesen seyn, damit Sie nicht compromittirt werden. — Graf Tournauvent: Gott behüte, man muß sich in die Umstände schicken. Hören Sie nur: „Meine theure Freundin! Man schlägt sich in Paris, und Niemand weiß noch, wo das enden mag. Suchen Sie doch mit Jedermann gut auszukommen, es ist eine gar böse Zeit, in der man es mit Niemand verderben darf. Am besten wäre es, wenn Sie sich etwas zurückzögen . . . . eine kleine Unpäßlichkeit . . . . Nun, Sie wissen ja schon. Sagen Sie doch Herrn D*, daß man ihn des Liberalismus verdächtigt; er möchte sich doch in Acht nehmen . . . . Sie verstehen schon; er könnte uns unter gewissen Umständen diese Warnung angenehm verdanken. Ja, ja, meine Liebe! man muß sich überall Freunde machen . . . . Uf! Uf! Ich habe alle Hände voll zu thun. Gestern brachte ich den ganzen Abend bei Herrn von Polignac zu, die Garde hat sich brav gehalten. Heute scheint das Volk einiges Uebergewicht zu haben, ich muß doch zu dem

redlichen Lafitte gehen; ich habe ihn insgeheim immer geliebt. Schicken Sie mir doch meine alte dreifarbige Schärpe; man muß sie doch einmal wieder ausstäuben, sie könnte von den Schaben leiden ... und ... und ... es sind doch einmal Nationalfarben. Der Herzog von Angouleme ist doch der beste Herr von der Welt, er überhäuft mich mit Wohlthaten. Schicken Sie mir auch die eigenhändigen Schreiben des Prinzen Eugen, des Herzogs von Orleans und des Generals Foy, denn ... denn ... ich habe meine Sache gerne in der Ordnung. Nun leben Sie wohl, Theuerste! Fürchten Sie nichts für mich, wie auch die Ereignisse sich wenden mögen, so werde ich suchen in den Tuilerien zu bleiben." Nun, wie finden Sie diesen Brief? — Vicomte Omnicolor: Vortrefflich, ganz für die Umstände passend. Sind Sie gestern auch in Saint-Cloud gewesen? — Graf Tournauvent: Nein, aber ich hatte im Sinne hinzugehen; aber, dachte ich, was willst du da thun; es ist ohnedieß Alles so voll dort ... man genirt vielleicht nur ... am Ende hätte ich nicht einmal Gelegenheit gefunden, meine Ergebenheit für die höchste Person ... Hm! Hm! Welche Zeiten! — In diesem Augenblicke meldet ein Bedienter, daß das Volk überall Sieger und die Garde in vollem Rückzug ist, worauf der Graf Tournauvent leichter athmet und in die Worte

ausbricht: „O, diese wackern Pariser! Wie freue ich mich, daß sie endlich über alle Mißbräuche der Tyrannei gesiegt haben! Wenn ich nur meine dreifarbige Schärpe schon hier hätte!“

Eine Scene im Innern des Pallastes von Saint-Cloud ist höchst belustigend. Carl X. hat auf eine bestimmte Stunde die Jagd bestellt und sieht voll Ungeduld immer nach der Uhr. Die Minister wollen diesen Zeitpunkt benützen, um seine Unterschrift für die Ordonnanzen zu erlangen, die er aus Angst, Schwäche und einer Art Gewissenhaftigkeit immer verzögert und hinausschiebt. Noch eine Stunde bis zur Jagd, sagt Carl auf die Uhr sehend, wie langsam doch die Zeit verstreicht! (Gähnend.) Du meinst also, Polignac, daß man hier durchaus den Ernst zeigen müsse? — Polignac: Nothwendig, Sire! Sonst geht es mit diesen Liberalen nicht zu Ende. — Carl: Wenn aber ... Hm! Hm! — Polignac: Es ist nichts zu fürchten, das sind Schreier; wenn die Kugeln um ihre Ohren pfeifen, werden sie schon zahm werden. — Carl (nießend): Hm! Hm! — Polignac: Man hat sie ja schon mehr zu Paaren getrieben (er gibt dem Cardinal Latil einen Wink). — Carl: Ja! Ja! aber .... — Cardinal Latil: Eure Majestät können nimmer zurück, und bedenken Sie das Heil Ihrer Seele, Sie haben der Kirche Ihren Königlichen Schutz verheißen; Sie sind ein

Ritter und müssen Ihr Wort lösen. — Carl: Ja! Ja! Ich bin ein Ritter und muß mein Wort lösen. — Polignac: Was beschließen nun Eure Majestät? — Carl: Beschließen! Ja! Ja!... Ich will sehen... Wir wollen in unserer Königlichen Weisheit... Hm! Hm! Es scheint mir doch, daß die Verfassung... — Polignac: Die Verfassung, Sire! das ist es ja eben, das ist ja der Stein des Anstoßes. — Carl: Ich habe aber doch zu Rheims geschworen, daß ich... — Cardinal Latil: Sire! Unser heiligster Vater zu Rom kann binden und lösen, wäre auch der Eid am Fuße des Altars geschworen. — Carl: Hm! Binden und lösen... Wir wollen sehen... wir wollen eine Königliche Entschließung... in einigen Tagen werden wir... — Polignac: Verzeihung, Sire! der Augenblick ist dringend; die Gefahr steigt von Stunde zu Stunde. Man muß auf der Stelle dem liberalen Unwesen ein Ende machen. — Carl (verdutzt): Oh! Oh! auf der Stelle! — Peyronnet: Allerdings, Sire! Was ist Anderes zu thun? Die 221 sind wieder gewählt; es ist unmöglich mit ihnen zu regieren. Das Volk will durchaus Ihre getreuen Minister abgesetzt sehen. — Carl (mit angenommener Hoheit): Das ist doch unverschämt von dem Volke, aber wir sind König und... — Polignac: Mehr als unverschämt, Sire! Es ist despotisch. Dieses Volk greift in die König-

lichen Rechte ein und verlangt die Entlassung Ihrer getreuen Minister. Wären wir je ein Hinderniß der Wohlthaten gewesen, die Eure Majestät Frankreich erzeigen wollen, so würden wir selbst unsere Entlassung genommen haben. Das ist aber nur eine elende Ausflucht der Liberalen, und Ihr durchdringender Verstand, Sire, hat Sie selbst diese strafbaren Umtriebe durchschauen lassen, als Sie auf die unverschämte Adresse der Aufrührer antworteten, daß Ihr Wille unwiderruflich sey. — Carl: Ja, ja, das haben wir erklärt und... — Polignac: Es ist also nur noch ein Mittel übrig, Ihre Majestät müssen zeigen, daß Sie König von Frankreich sind und daß der Wille Ihrer Unterthanen dem Ihrigen weichen muß. — Carl: Ja, du hast Recht, Polignac, wir müssen zeigen, daß wir König sind. Was ist nun zu thun, meine Herren? Reden Sie, aber fassen Sie sich kurz, denn (er sieht auf die Uhr) wir müssen nunmehr auf die Jagd gehen. — Polignac: Euer Majestät Zeit ist allzu kostbar, als daß wir sie mißbrauchen sollten. Was wir Ihnen vorzuschlagen haben, ist höchst einfach und leicht: 1) da die Tagblätter allzu unverschämt sind und durch ihr Geschrei den Gang des Ministeriums hemmen, so muß man sie unterdrücken. — Carl (erschrocken): Wie! Alle? — Polignac: Alle, Sire! Später können Eure Majestät denen, die entweder unschuldig oder gutge-

sinnt sind, wieder Erlaubniß geben, zu erscheinen. — Carl: Das werden wir in unserer Königlichen Weisheit ermessen. — Polignac: 2) da die Kammer aus lauter Aufrührern besteht, die von nichts als Freiheit träumen, so muß man die Kammer auflösen. — Carl: Auflösen, gut, auflösen... — Polignac: Da die Wahlen nicht gut ausgefallen sind, so muß man die Wahlart ändern. — Carl: Die Wahlart ändern, ja, ja, ändern... (er sieht auf die Uhr.) Ist das Alles, denn die Zeit... — Polignac: Alles, Sire! Hier sind die Ordonnanzen, es fehlt nur noch Ihre Unterschrift. — Carl (die Ordonnanzen gedankenlos überblickend und vor sich hinmurmelnd): In Gemäßheit des Artikels der Verfassung ꝛc. gut... In Gemäßheit... gut... Aber wenn nur... die Verfassung... der Eid... das Volk... (Es schlägt zwölf Uhr)... Ah! Wir müssen auf die Jagd. (Der König ergreift rasch die Feder und unterzeichnet.) — O, ihr Völker, von solchen Händen werden eure Schicksale abgewogen!

Nun eine Scene aus dem Schlosse von Saint-Cloud am Abend des 29. Juli, wo bereits Alles für Carl X. und seine Dynastie verloren war: Polignac (allein): Uf! Dieses verdammte Pöbelgeschrei gellt mir noch in den Ohren. Teufel! Welche hitzige Canaillen! Da lobe ich mir den Park von Saint-Cloud, hier ist es viel stiller; ich muß den Platz

davon aufnehmen lassen, um mir einen ähnlichen anzulegen. Nur ruhig, bald wir es anders lauten ... Ah, ihr Herrn Liberalen, ihr glaubtet mit mir spielen zu können, aber ich bin fein, viel zu fein für euch. Mein Spiel war im Voraus gewonnen. Siehe da, Herr von Semonville, unser Großreferendär ... Semonville: Ich selbst, und ich wünsche den König zu sprechen. — Polignac (wichtig): Se. Majestät sind in diesem Augenblicke sehr beschäftigt, es wird schwer seyn, vor Höchstdieselben zu gelangen. — Semonville: Ich muß den König durchaus sprechen; ich kann ja warten. Wissen Sie auch, Herr von Polignac, daß Sie entweder der größte Narr oder der größte Verräther sind, den die Erde je getragen hat. — Polignac (in hohem Tone): Mein Herr ... — Semonville: Ja, mein Herr, ein Narr oder ein Verräther — wählen Sie nun. Wie konnten Sie die Krone von Frankreich solcher Gefahr aussetzen? — Polignac: Ich, die Krone in Gefahr bringen! Ich rette sie ja. — Semonville (mit Achselzucken): Sie ... Sie retten die Krone! — Polignac (zuversichtlich): Freilich, ich rette sie, und innerhalb zwei Stunden werde ich Ihnen den Beweis davon in die Hand liefern. — Semonville (verächtlich): Was verderbe ich meine Zeit hier mit einem Narren, ich gehe zum König ... — Polignac (sich vor die Thüre stellend): Verzeihen Sie, mein

Herr, die Etikette ... — Semonville (laut): Ich sage Ihnen, daß ich zum König muß. — Carl (die Thüre öffnend): Was gibt es denn hier, meine Herren? — Semonville: Herr von Polignac verbietet mir den Eintritt in Euer Majestät Cabinet. — Carl: Herr von Polignac hat Unrecht, es macht mir immer Vergnügen, meinen Großreferendär zu sehen. — Semonville: Verzeihen Sie, Sire, wenn ich sogleich zur Sache schreite ... Die Dringlichkeit des Augenblicks wird mich entschuldigen ... Euer Majestät Thron ist in Gefahr ... Carl (nachläßig): Man schlägt sich also immer noch zu Paris? — Semonville: Ja, Sire, und das tüchtig. Das Volk von Paris ist seit gestern ein Riese geworden. — Carl: Bah! Bah! Unsere Königliche Garde ist da ... — Semonville: In zwei Stunden wird sie es nimmer seyn ... — Carl (etwas erschrocken): Hm! Hm! Meinen Sie ... Aber Sie, Herr von Polignac, Sie kommen ja von Paris und müssen wissen, was an der Sache ist ... — Polignac: Sire! Es ist wahr, man schlägt sich noch immer, aber die Besorgnisse des Herrn von Semonville sind übertrieben. — Semonville (ernst): Herr von Polignac, Sie häufen eine große Verantwortlichkeit auf Ihr Haupt ... — Polignac (in hohem Tone): Mein Herr, ich fühle die Kraft in mir, sie zu tragen. — Herzogin von Berry (eintretend): Sire! Wo

muß ich hören? Man schlägt sich, man würgt sich zu Paris... — Carl: Was geht das mich an! — Herzogin von Berry: Um Gottes Willen, Sire, lassen Sie uns in die Hauptstadt zurückkehren... widerrufen Sie diese unseligen Ordonnanzen... thun Sie dem Blutvergießen Einhalt... setzen Sie das künftige Loos, vielleicht das Leben meines Sohnes nicht in Gefahr. — Carl: Mischen Sie sich nicht in unsere Regierung... Wir sind König und... — Herzogin von Berry: Ach, Sire! Wenn sie gehört hätten, was mir ein junger Maler... — Carl (mit angenommener Königswürde): Polignac, geleiten Sie Madame in ihre Appartemens (die Herzogin von Berry und Polignac gehen ab)... Sie meinen also, Herr von Semonville, daß es wirklich Gefahr habe? — Semonville: Sire! Es ist Alles zu fürchten. — Carl: Was hat denn aber das Volk so aufgereizt? Ich bin ja ganz bei der Verfassung geblieben. — Semonville (versteinert): Wie, Sire! und Ihre Ordonnanzen... — Carl: Die wurden erlassen, um zur Verfassung umzuwenden; meine Minister haben mir gesagt, daß wir uns ein wenig davon entfernt hätten, und daß es nur dieses einzige Mittel gebe, wieder ganz und gar zur Verfassung zurückzukehren. — Semonville: Die sind sehr strafbar, die Eure Majestät so getäuscht haben. — Carl (verlegen): Nun denn... so rathen Sie mir

nur... Was soll ich denn thun? Was muß ich bewilligen? — Semonville: Vor allen Dingen müssen Sie die Ordonnanzen widerrufen. — Carl: Meinen Sie?... — Semonville: Durchaus. — Carl: Wir widerrufen also unsere Ordonnanzen. — Semonville: Das ist nicht genug. — Carl: Wie! Nicht genug! — Semonville: Sie müssen alle Ihre Minister entlassen. — Carl: Oh! Was das betrifft... nein... wir haben erklärt, daß unser Wille... — Semonville: Sire! In einer Stunde ist es vielleicht zu spät. — Carl: Hm! Hm! Wir entlassen unsere Minister... Wir entlassen aus höchster Machtvollkommenheit, dem Willen des Volkes nachzugeben... Hm! Hm!... Was sollen wir denn nun für neue Minister ernennen? — Semonville: Männer, die populär sind. — Carl: Männer... Hm! Hm!... die populär sind... (nach einer Pause)... gehen Sie, lieber Semonville, und setzen Sie mir ein Verzeichniß der neuen Minister auf. (Semonville geht ab.) — Carl (allein): Ich habe freilich dem Cardinal und Polignac mein Wort gegeben.... aber.... aber.... es geht um die Krone... da muß man sich zweimal besinnen... die verfluchten Pariser!... Potz Tausend! Hat nicht die Berry von einem Maler gesprochen... (er klingelt)... Wir wünschen die Herzogin von Berry zu sprechen... Es wird wohl der

Maler seyn, der für mich bestellt ist... — Herzogin von Berry (eintretend): Sire, Eure Majestät haben... — Carl: Setzen Sie sich, Nichte, wir wollen vernünftig reden... Sie haben von einem Maler gesprochen... — Herzogin von Berry: Ach, Sire, ganz Paris in Aufruhr... — Carl: Wir haben nach dem Maler gefragt. — Herzogin von Berry (seufzend): Es ist derselbe, den Eure Majestät bestellt haben... — Carl (einfallend): Das haben wir doch gleich gedacht, unser Königlicher Scharfsinn... — Herzogin von Berry: Sire! Er kommt gerade von Paris und hat alle diese Auftritte mit angesehen; er macht eine furchtbare Beschreibung davon. — Carl: Wo ist er? — Herzogin von Berry: In meinen Zimmern. — Carl: Ich will ihn sprechen. (Die Herzogin verabschiedet sich.) — Der Maler (eintretend): Ihre Majestät.... — Carl (einfallend): Sie haben ja dem ganzen Spektakel angewohnt, erzählen Sie doch. — Der Maler: Sire! In Gemäßheit Ihrer Befehle ging ich an diesem Morgen von Hause weg, um bald in Saint-Cloud zu seyn. Schon hatte das Flintenfeuer in meinem Viertel begonnen, aber gleichviel, ich wollte Euer Majestät Befehlen nachkommen. Das war schwieriger, als ich mir gedacht hatte. Ich dränge mich durch, werde gedrängt, gestoßen, komme endlich an eine Barrikade, steige hinüber und befinde mich plötzlich mitten in einem

Gefecht... Ach, Sire! Welcher schreckliche Anblick! Vor mir lag der Leichnam eines Weibes, die ein Schweizer mit dem Flintenkolben erschlagen hatte; ein Kind wirft sich weinend auf den Körper seiner Mutter, ein anderer Schweizer sticht es mit dem Bajonette nieder; ein unbewaffneter Bürger wirft sich mit dem Schreckensruf: „Es ist mein Weib und Kind!“ auf die beiden Leichname, ein dritter Schweizer legt auf ihn an, schießt, und das Gehirn des Unglücklichen spritzt mir ins Gesicht. Die Sinne vergingen mir fast, ich warf mich in den Strudel und gelangte, ohne zu wissen wie, auf die elysäischen Felder, und von dort nach Saint-Cloud. (Er schweigt mit thränenden Augen.) — Carl (gleichgültig): Will nicht viel heißen.... Nun... fangen wir an... ich sitze...— Der Maler: Wie, Sire! Eure Majestät befehlen, daß ich... jetzt... — Carl: Ja, ja, freilich! Darum sind Sie ja hier...— Der Maler: Sire!... ich will den Versuch machen, aber ich zweifle, daß... (der König sitzt gemüthlich, um sich malen zu lassen; der Maler macht vergebliche Anstrengungen, seine Hand zittert) ... Verzeihung, Sire!... Es ist mir ganz und gar unmöglich. — Carl (verdrießlich): Welch' kindisches Benehmen! (in hohem Tone) Wir entlassen Sie.

Reminiscenzen
eines
würtembergischen Constituirenden.

Ich war ziemlich lange ein politischer Enthusiast. Nach der Leipziger Schlacht begrüßte ich die Morgenröthe der deutschen Freiheit, als deren Apostel mir die Kosacken erschienen. Im Jahre 1817 war ich ein würtembergischer Patriot, hielt den Herrn von Wangenheim für den würtembergischen Antichrist und die Herrn von Weishaar und von Bolley für die Märtyrer der würtembergischen Verfassung. Im laufenden Jahre 1831 glaube ich von allem dem nichts mehr.

Im Jahre 1819 wurde ich zum Deputirten der constituirenden Versammlung gewählt. Meine politischen Freunde gaben ein Gastmahl und setzten mir einen Kranz auf das Haupt, von zarten Händen ge-

flochten. Wir waren alle sehr gerührt, und ein patriotischer Poet las ein Gedicht ab, das, wenn ich mich recht erinnere, so anfing:

Muthiger Wahrheitshort,
Du, der das freie Wort
Sandte zum Thron, u. s. w.

Gedicht und Relation wurden im Nürnberger Correspondenten abgedruckt, und unsere Hoffnungen und Wünsche für das Vaterland gehörten zu den erhabensten, die vielleicht je ausgesprochen worden sind. Gleichwohl muß ich gestehen, daß ich mir als gekröntes Haupt etwas albern vorkam; ich legte daher meine Ehrenkrone sachte bei Seite, und mit Recht, denn ich habe sie als constituirendes Mitglied nicht verdient.

Nachdem ich zum Deputirten gewählt war, fanden sich mehrere Patrioten von 1819 bei mir ein. Herr Kirchenrath Paulus in Heidelberg, das Orakel der Stände von 1816 und 1817, war auch nach Stuttgart gekommen. Da wurde viel besprochen und ich sah zum erstenmal den Herrn von Weishaar, der damals noch Doctor beider Rechte war. Die Auserwählten kamen in der Reunion Gaupp zusammen; dieser Herr Gaupp war ein dicker Mann, Apotheker und Deputirter von Aalen. Bei der constituirenden Versammlung erwies er sich sehr brauchbar, denn er arrangirte die Diners und

Soupers mit besonderer Geschicklichkeit und trug dadurch zur glücklichen Vollbringung des Verfassungsvertrags nicht wenig bei. Sein Lieblingssprüchwort: „Wenn man die Füße unter einen Tisch streckt, wird man leichter einig," ging zum Wohle des Landes in wunderbare Erfüllung. Wir nannten ihn scherzweise den Haushofmeister der constituirenden Versammlung. Im übrigen war er ein wackerer Mann.

Die constituirende Versammlung wurde in Ludwigsburg gehalten, warum, weiß ich nicht. Vielleicht fürchtete die Regierung den Einfluß der Stuttgarter Bürger auf die Deputirten. Am 13. Juli 1819 wurde die Versammlung eröffnet. Da ich mir einen schwarzen Mantel angeschafft und einen dreieckigen Hut entlehnt hatte, konnte ich bei Zeiten auf dem Rathhause erscheinen, wo sich die Deputirten versammelten, um in Procession in den Sitzungssaal im Schlosse zu ziehen. Herr von Weishaar ließ ziemlich lange auf sich warten; er wurde noch am nämlichen Tage zum Präsidenten gewählt, oder eigentlich dem Namen nach zum Vicepräsidenten, denn Seine Durchlaucht der Herr Fürst von Waldburg-Zeil-Trauchburg war bestallter Präsident der constituirenden Versammlung. Der Zug ging durch eine Reihe Bürger und Studenten, die sich eingefunden hatten, ihn mit anzusehen. Die Viril-

stimmführer, welche die Pairs des Reichs vorstellten, trugen verschiedenartige Uniformen, Orden und Kammerherrnschlüssel, die gewählten Repräsentanten schwarze Kleidung und schwarzen Mantel. Mehrere Pairs waren nicht erschienen und hatten auch keine Vollmacht ertheilt, unter ihnen der Fürst von Metternich, woraus sich historisch ergiebt, daß der k. k. österreichische Herr Haus-Hof- und Staatskanzler an der Vollbringung der würtembergischen Verfassung keinen Antheil genommen hat.

Der König ließ die Versammlung durch Commissarien eröffnen. Die Herren von der Lühe, damaliger Geheimeraths-Präsident, von Maucler, damaliger Justizminister, und von Otto, damaliger Minister des Innern, wurden mit dem gewöhnlichen Ceremoniel eingeführt. Hierauf wurden die üblichen Reden und Gegenreden abgelesen, beides mit vieler Fertigkeit und Anstand. Der Herr Bischof von Evara ermahnte in einem Gebete die Versammlung: „im Hochgefühl ihrer Würde und großen Bestimmung sich ganz mit der Gottheit zu erfüllen, sich über alle niedern Verhältnisse des Lebens zu erheben und ihr Gemüth mit großen Entschlüssen und heiligen Gefühlen zu begeistern.“ In Folge dessen ward der Abgeordnete Weishaar zum Präsidenten gewählt. Diese Wahl wurde schon am andern Tage von der Regierung bestätigt, zum erfreulichen

Beweise, daß sie ihr nicht unangenehm sey. In der Sitzung vom 15. Juli beglückwünschte hierauf der Prinz von Hohenlohe-Kirchberg die Versammlung und die beiden Präsidenten mit folgenden Worten: „Es ist wohl in dieser hochansehnlichen Versammlung nur Eine Stimme, die der Freude über die Bestellung ihres Präsidii! Sie haben durch eine Reihe im Staatsdienste ruhmvoll zugebrachter Jahre, durchlauchtigster Fürst! sich das allgemeine Zutrauen und die allgemeine Liebe erworben, welche die Wahl unseres erhabenen Monarchen, der Sie auf diesen wichtigen Standpunkt berief, auf das Schönste rechtfertigen, und Sie, verehrtester Herr Vice-Präsident, wurden durch die allgemeine Stimme — die Bürgschaft unseres allseitigen Zutrauens in Sie — hieher gerufen und von dem unser Vertrauen theilenden Könige bestätigt.“ Das war sehr schön und rührend!

In dieser Sitzung wurde zur Discussion der Adresse auf die Thronrede geschritten. Der Entwurf der Adresse sprach vom „Geiste der Gerechtigkeit, der des Fürsten erste Tugend sey.“ Der Herr Vicekanzler v. Autenrieth meinte, ob man nicht der Gerechtigkeit auch die „Gnade“ hinzufügen sollte, da der König in dem Verfassungsentwurfe manches Weitere selbst anbiete, was die alte Verfassung von Wür-

temberg noch nicht beſeſſen habe. Dieſer Antrag hatte jedoch keine Folge.

Die Adreſſe enthielt die Worte: „Der Tag, an welchem die Verſammlung eröffnet wurde, iſt derſelbe, der einſt Allerhöchſt-Dieſelben vom Felde des Sieges in das jubelnde Vaterland zurückgeführt.“ Hierüber erhob ſich eine inhaltſchwere Debatte: Der Herr Prälat von Schmid machte die grammatikaliſche Bemerkung: „daſſelbe Wort, ſogleich wiederkehrend (derſelbe Tag, der Allerhöchſtdieſelben), verurſache einen übeln Laut, und es könnte dafür geſetzt werden: „der nämliche Tag.“ Hierauf erwiederte der Abgeordnete Zahn ſchlagend: „der nämliche Tage gebe einen ganz andern Sinn; derſelbe Tag bezeichne die Wiederkehr des Tages, der nämliche Tag aber ſey der 13. Juli 1814, an dem der König ſeinen Einzug gehalten habe. — Dieſe wichtigen Differenzen wurden dadurch ausgeglichen, daß man ſich allerſeits vereinigte, ſtatt „Allerhöchſt-Dieſelben“ „Allerhöchſt-Sie“ zu ſetzen.

Eine dritte wichtige Erörterung war noch zurückgeblieben. Am Schluſſe der Adreſſe hieß es: „Möge der Blick Eurer Majeſtät unſere Beſtrebungen wohlwollend begleiten und in uns die Vertreter nicht blos der Rechte des Volks, ſondern eben ſo ſehr ſeiner Liebe, erkennen!“ Der Prälat von Schmid machte hiegegen den Einwurf, daß man wohl der

Vertreter der Rechte des Volks, aber nicht seiner Liebe seyn könne. Die Liebe Anderer gestatte keine Vertreter, wohl aber Ausleger, Dolmetscher. — Der Abgeordnete Zahn meinte dagegen: „Auch die Liebe könne man als ein Recht ansprechen, und er möchte diesen Ausdruck nicht gerne missen.“ — Vicekanzler von Autenrieth: „Wir sind die Boten des Landes, könnte man nicht setzten: Boten der Liebe?“ — v. Theobald: „Oder: Verkünder seiner Liebe?“ — Uhland: „Das Wort kann nicht wegfallen, sonst fällt der Gegensatz weg.“ — Zahn: „Es liegt eine gewisse Kühnheit in der Fassung, welche durch die Wärme entstanden ist.“ — Weishaar: „Es ist allerdings etwas Poetisches in obiger Wortverbindung, aber in einer Adresse dieser Art kann dieß wohl Statt finden.“

Durch obige Gründe überzeugt, nahm Prälat v. Schmid seine vorgeschlagene Berichtigung zurück, und die Vertretung der Liebe blieb demnach. Was mich betrifft, so wunderte ich mich sehr über die Genauigkeit und Schärfe, womit die constituirende Versammlung schon bloße Ceremonien-Gegenstände erörterte, und schöpfte daraus die glänzendsten Hoffnungen auf die gründliche Discussion des Wesentlichen — der Verfassung selbst. Hierauf gestützt, prophezeihte ich der constituirenden Versammlung eine jahrelange Dauer; sie dauerte aber nur ein paar

Monate, weil es doch schicklich war, daß die Verfassung zum Geburtstage des Königs als constitutionelles Angebinde fertig sey. Sie kam auch bis dahin richtig zu Stande und wurde, in rothen Safian gebunden mit Goldschnitt, an den Stufen des Thrones unterthänigst überreicht.

Ich hatte mit einigen Wenigen, es waren ihrer vielleicht fünf bis sechs, gegen die Wahl des Abgeordneten Weishaar zum Präsidenten gestimmt. Unter dieser höchst unansehnlichen Opposition befand sich auch der Bauer Thierer, Deputirter von Geißlingen. Es ist nicht so übel, Leute zu wählen, die gar nichts im Staate sind, nicht einmal Schultheiß oder Gemeinderath. Dieser Thierer hielt zwar keine Reden, stimmte aber immer nach seinem besten Wissen und Gewissen. Im Jahr 1824 wurde er nimmer gewählt, weil er ohne Zweifel sich nimmer wählen lassen wollte, und an seine Stelle trat als Deputirter des Oberamts Geißlingen Gmelin der ältere,, der in Freudenstadt durchgefallen war. Damals schon gingen den Leuten die Augen auf, aber die Zunge war noch geknebelt. Der Herr von Weishaar mußte sich in Leonberg wählen lassen, weil er in Stuttgart durchfiel. Wo werden wohl diese Beiden diesmal gewählt werden? Inzwischen haben sie sich die verflossenen zwölf Jahre wohl befunden und das Land 80,000 Gulden oder etwas mehr gekostet.

Man konnte mir meine, obwohl höchst unwirksame, Opposition nicht verzeihen, und war sehr erbost darüber. Sie dauerte jedoch nur kurze Zeit; in drei Sitzungen hatte ich den Maaßstab der Moralität und Intelligenz der Versammlung und schwieg, denn reden, um zu reden, ist langweilig und unwirksam. Nach der ersten Sitzung kam eine ehrliche Haut zu mir und sagte: „Nehmen Sie sich in Acht; Sie haben Feinde; ich hörte im Schloßhofe einen Deputirten mit großer Erbitterung von Ihnen sprechen.“ Er nannte mir diesen Deputirten; ich will ihn aber hier nicht nennen, weil er ein ehrenwerther Mann ist, und damals, wie so viele Andere, nur verblendet war. Später kam er zur Einsicht und trat aus der Kammer.

Die Notabilitäten der constituirenden Kammer empfingen die üblichen Aufwartungen. Ich fand mich, mit einem Duzend anderer, bei der präsidirenden Durchlaucht ein. Von dieser Audienz, die einen hochfürstlichen Zuschnitt hatte, weiß ich nichts zu berichten, das der Mühe werth wäre. Herrn von Weishaar machte ich natürlich auch die Aufwartung; er wohnte bei dem Herrn Oberamtspfleger Greiner, der seitdem das Unglück gehabt hat, einen kleinen Kassenrest von etwa 60,000 fl. (ich weiß die Summe nicht genau) zu machen, und sich nunmehr im Zuchthause befindet. Damals war er ein

angesehener Mann und schien in sehr vertrauten Verhältnissen mit Herrn von Weishaar zu stehen. Wer kann einem Schelm ins Herz sehen? — Der Herr Bischof von Evara gehörte auch unter die Notabilitäten der Versammlung. Wir waren unser fünf bis sechs, die ihm zugleich die Aufwartung machten. Se. Eminenz war mehr als höflich und fast zärtlich. Die Rührung in Stimme und Haltung war unverkennbar; beinahe hätte er uns den Segen ertheilt. In Ermanglung dessen fehlte es aber nicht an schmeichelhaften Ausdrücken: „das Schönste, ja das Schönste und Angenehmste einer solchen Versammlung ist es, sagte der Herr Bischof, daß man so viele würdige und ausgezeichnete Männer kennen lernt.“ Wir bückten uns alle gebührend, die Herren Currle und Jeggle, welche mit anwesend waren, wie es mir schien, am tiefsten.

Sieben ständische Commissarien traten mit den Bevollmächtigten der Regierung zusammen, die Verfassung zu entwerfen. Der Präsident und Vicepräsident wurden durch Acclamation gewählt. Der dritte gewählte Commissär war der Freiherr von Varnbüler. Von der Versammlung beglückwünscht, erwiederte er, daß er diesem großen Zutrauen durch Treue und Liebe für das Vaterland zu entsprechen suchen werde. Er ist jetzt Finanzminister. Die vier andern Commissarien waren: Zahn, Theobald,

Gmelin und Burkhardt. Ein Neu-Würtemberger mußte doch auch gewählt werden. Die Kammer zeigte sich in diesen Wahlhandlungen sehr gut disciplinirt, und der politische Beobachter konnte sich abstrahiren, daß Großes von ihr zu erwarten sey.

Am Sonntag den 25. Juli machte ich, da keine Sitzung war, eine Lustparthie in den Frößnerischen Badgarten zu Cannstadt. Ich war sehr vergnügt. Ich Unglücklicher wußte noch nicht, welcher harte Schlag gegen mich gefallen war! Ich traf einige Bekannte; sie sahen mich mitleidig an; doch damals merkte ich nicht darauf, und erst hinterher wurde mir die Sache klar. Es fragte mich Jemand, wenn ich nicht irre, ein jetziger Obristlieutenant und Oberkriegsrath oder gar Kriegsrathsdirector: ob ich schon wisse, daß.... Er hielt inne. „Daß meine neuen Blätter niedergeschlagen sind?" fragte ich. Er schien mir unmerklich die Achseln zu zucken und schwieg. Scheltet mehr über die Menschen; sie sind ja so mitleidig, und Niemand theilt gerne eine böse Nachricht mit. Ich hatte zufällig an diesem Tage den Schwäbischen Merkur nicht gelesen; am andern Tage las ich ihn — und war gleichsam vom Donner gerührt!

Die Sitzung vom 27. Juli kam. Der Abgeordnete Seybold erhielt das Wort:

„Ich bin gezwungen, sagte er, auf einen Augenblick die Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung

für meine persönlichen Verhältnisse in Anspruch zu nehmen. Es wird wohl wenigen der verehrten Mitglieder unbekannt seyn, daß ich Herausgeber der neuen Stuttgarter Zeitung war. Am 15. des v. M. wurde das Convocations-Edict zur Ständeversammlung erlassen, um eine feste und gesetzliche Ordnung der Dinge einzuführen. Am 15. desselben Monats wurde die neue Stuttgarter Zeitung ohne alles richterliche Erkenntniß unterdrückt. Ich ließ hierauf ein neues Blatt erscheinen, in einer Form, welche den Interpretationen des Preßgesetzes, die aus dem königlichen Geheimenrathe hervorgegangen waren, nicht zu widersprechen schien. Die neuen Stuttgarter Hefte wurden herausgegeben, ohne daß die mindeste Einsprache dagegen von Seiten der Regierung geschah. Es sind bereits fünf Nummern erschienen. Durch einen Befehl vom 24. dieses sind auch diese neuen Blätter ohne allen richterlichen Spruch unterdrückt worden.

„Ich bin nicht gemeint, hiedurch eine Reclamation bei dieser hohen Versammlung zu machen; ich will ihre Stellung als constituirende Versammlung nicht gefährden und noch weniger, trotz des empfindlichen Verlustes, den ich durch diese Regierungshandlungen erleide, durch meine Privatangelegenheiten die günstigen Aussichten auf Herstellung einer guten Verfassung stören. Zu seiner Zeit werde ich die Ge-

weniger selbst pflegen kann, da sie, als constituirend, von den Staatsbehörden nicht einmal Auskunft zu verlangen im Fall ist.

Seybold: Ich werde nicht verstanden; ich mache keine Reclamation an die Kammer, ich will nur Antwort von ihr, ob sie meine Ehre für gefährdet hält.

Graf von Berlichingen: Privatim glaube ich dieses nicht, aber die Sache gehört nicht hieher.

Graf von Waldeck: Ein Beschluß kann hier wohl nicht gefaßt werden, aber jeder Einzelne kann sich entsprechend erklären, daß er die Ehre des Abgeordneten Seybold durch diesen Vorfall nicht für gefährdet halte.

v. Warnbüler: Ich, für meine Person, müßte ganz besonders dagegen protestiren, wenn man es für entehrend erklären wollte, daß einem ein Titel genommen wird.

Graf von Waldeck und der Abgeordnete Schott schließen sich dieser Erklärung an.

Seybold: Die Erklärung, daß diese hohe Versammlung meine Ehre nicht für gefährdet halte, genügt mir. (Allgemeine Zustimmung.)

Der Verfassungs-Vertrag wurde durch Commissarien abgeschlossen. Das ist der rechte Gang: das Volk hat seine Wähler, diese wählen Stellvertreter und die Stellvertreter Commissarien oder einen Aus-

nach unsern Begriffen auf den, der diese Kränkung erduldet, ein gewisses nachtheiliges Licht zu werfen. Mein guter Name ist zwar hierdurch in Wahrheit nicht gefährdet, und das einzige Schmerzliche bei diesem Vorfall ist mir dieses, daß solches einen persönlichen Unwillen Sr. Majestät gegen meine Person anzudeuten scheint, den ich mir nicht verdient zu haben bewußt bin.

„Inzwischen sehe ich mich doch um der Schwachen willen genöthigt, in dieser hohen Versammlung die Frage aufzuwerfen: ob durch diesen Vorfall Jemand meine Ehre für gefährdet halte, indem ich sonst genöthigt wäre um eine förmliche Untersuchung vor den Schranken dieser hohen Versammlung zu bitten."

Vice-Präsident: Vor allen Dingen wäre die Frage zu stellen: ob bei aller Theilnahme, welche wir für das geehrte Mitglied haben, in dieser Versammlung, welche nur eine constituirende ist, über diesen Gegenstand eine Berathung Statt finden könne?

Seybold: Die Frage ist nicht, ob sich die Versammlung über den Vorfall berathen soll, sondern nur: ob die Versammlung meine Ehre dadurch für gekränkt hält, denn in diesem Falle muß ich um feierliche Untersuchung bitten.

Vice-Präsident: Gerade diese Untersuchung ist es, welche die Versammlung nie verordnen, noch

weniger selbst pflegen kann, da sie, als constituirend, von den Staatsbehörden nicht einmal Auskunft zu verlangen im Fall ist.

Seybold: Ich werde nicht verstanden; ich mache keine Reclamation an die Kammer, ich will nur Antwort von ihr, ob sie meine Ehre für gefährdet hält.

Graf von Berlichingen: Privatim glaube ich dieses nicht, aber die Sache gehört nicht hieher.

Graf von Waldeck: Ein Beschluß kann hier wohl nicht gefaßt werden, aber jeder Einzelne kann sich entsprechend erklären, daß er die Ehre des Abgeordneten Seybold durch diesen Vorfall nicht für gefährdet halte.

v. Varnbüler: Ich, für meine Person, müßte ganz besonders dagegen protestiren, wenn man es für entehrend erklären wollte, daß einem ein Titel genommen wird.

Graf von Waldeck und der Abgeordnete Schott schließen sich dieser Erklärung an.

Seybold: Die Erklärung, daß diese hohe Versammlung meine Ehre nicht für gefährdet halte, genügt mir. (Allgemeine Zustimmung.)

Der Verfassungs-Vertrag wurde durch Commissarien abgeschlossen. Das ist der rechte Gang: das Volk hat seine Wähler, diese wählen Stellvertreter und die Stellvertreter Commissarien oder einen Aus-

v. Ow erklärt sich dafür.

Fürst v. Hohenlohe-Kirchberg: Dieser Beisatz sey um so nothwendiger, als die Versammlung in einem fremden Locale, in dem Wittwensitze der Königin, sich befinde, und man also nicht verlangen könne, daß, wie der Abgeordnete v. Theobald bemerkt habe, das Volk sich da versammle, wo die Stände selbst Gäste seyen.

Lang erklärt: Man wende sich, eben weil man kein Recht habe, durchaus an die Gnade des Königs, und man würde befürchten dürfen, dem Könige verdächtig zu werden, wenn man diese Bitte unterlasse, weil von der Regierung aus bei der letzten Versammlung die Oeffentlichkeit verlangt worden sey, ja die letzte Linie der Adresse begehre mehr, als wirklich der ständische Beschluß mitbringe.

v. Varnbüler: Man seye zum Theil in der Sitzung von der Idee ausgegangen, als ob man ein Recht zu Eröffnung der Gallerien habe; ob man nun gleich davon zurückgekommen sey, so sey es doch in der Discussion gesagt worden; darum finde er sehr passend, daß dem Ermessen des Königs die Ausführung selbst überlassen bleibe, um so mehr, als die Ausführung Schwierigkeiten unterliegen könnte.

Lang: Er theile ganz diese Ansichten; aber es sey besser und schulgerechter, simpliciter die Gnade des Königs anzurufen.

Winneburg gegen die Oeffentlichkeit der Sitzungen.

In der Sitzung vom 6. September wurde der Entwurf der Adresse an den König um Gewährung der Oeffentlichkeit der Sitzungen verlesen und berathen. Der Schluß desselben lautete, wie folgt: „Es ist der Wunsch, daß der Zutritt zu unseren Verhandlungen gestattet werden möchte. Indem wir nun Eure Königl. Majestät um die allergnädigste Gewährung dieses Wunsches durch Eröffnung der Gallerien allerunterthänigst bitten, stellen wir übrigens dem Ermessen Eurer Königl. Majestät die Ausführung desselben anheim, und ersterben ꝛc."

Um einen charakteristischen Maßstab dieser constituirenden Versammlung zu geben, wird es wohl am passendsten seyn, einen Auszug aus den Debatten über diesen Gegenstand mitzutheilen.

Schott: „Er seye gegen den Schlußsatz der Adresse, nach welchem die Ausführung des Wunsches dem Ermessen des Königs anheim gestellt werde, weil dadurch eine Gleichgültigkeit der Versammlung über den Erfolg ihrer Adresse ausgedrückt werde, und weil es sich vom selbst verstehe, daß die Regierung für die Ausführung sorgen werde.

v. Varnbüler: Wenn es sich von selbst verstehe, so könne er nicht einsehen, warum man den Beisatz entfernt wünsche; es liege etwas Mildes darinn.

v. Ow erklärt sich dafür.

Fürst v. Hohenlohe-Kirchberg: Dieser Beisatz sey um so nothwendiger, als die Versammlung in einem fremden Locale, in dem Wittwensitze der Königin, sich befinde, und man also nicht verlangen könne, daß, wie der Abgeordnete v. Theobald bemerkt habe, das Volk sich da versammle, wo die Stände selbst Gäste seyen.

Lang erklärt: Man wende sich, eben weil man kein Recht habe, durchaus an die Gnade des Königs, und man würde befürchten dürfen, dem Könige verdächtig zu werden, wenn man diese Bitte unterlasse, weil von der Regierung aus bei der letzten Versammlung die Oeffentlichkeit verlangt worden sey, ja die letzte Linie der Adresse begehre mehr, als wirklich der ständische Beschluß mitbringe.

v. Varnbüler: Man seye zum Theil in der Sitzung von der Idee ausgegangen, als ob man ein Recht zu Eröffnung der Gallerien habe; ob man nun gleich davon zurückgekommen sey, so sey es doch in der Discussion gesagt worden; darum finde er sehr passend, daß dem Ermessen des Königs die Ausführung selbst überlassen bleibe, um so mehr, als die Ausführung Schwierigkeiten unterliegen könnte.

Lang: Er theile ganz diese Ansichten; aber es sey besser und schulgerechter, simpliciter die Gnade des Königs anzurufen.

Graf v. Reischach: Wende man sich an die Gnade, so könne der Satz bleiben.

v. Varnbüler: Er seye nicht dafür, um Gnade zu bitten, sondern dem Ermessen Sr. Königl. Majestät es anheim zu stellen, und das Wort „Gnade" nicht zu gebrauchen.

Lang: Ihm scheine es, daß die Stände-Versammlung auch vom Volke verkannt werden könnte.

v. Varnbüler: Die so oft wiederholte Furcht, bei dem Publikum in Ungnade zu fallen, scheine ihm der Stellung einer Stände-Versammlung nicht angemessen.

Lang: Er kenne keine Furcht.

Graf v. Schäsberg: Es könne keinen wichtigen Grund gegen die Eröffnung der Gallerien geben; die Adresse solle nur den Wunsch der Versammlung ausdrücken, daß die Gallerien auch schon bei dieser constituirenden Versammlung geöffnet werden.

Kiderlen: Der Ausdruck „Gnade" seye deswegen nicht consequent, weil es für 38 Mitglieder der Versammlung, die dagegen gestimmt haben, keine Gnade seyn werde.

Fürst v. Hohenlohe-Kirchberg: Man sollte die Adresse annehmen und zu wichtigern Geschäften vorschreiten.

Graf v. Schäsberg: Der Wunsch des Volkes ist in dieser Beziehung der Versammlung nicht

bekannt, da öffentliche Blätter in dieser Beziehung blos einen Glauben und kein Wissen begründen; da in denselben auch immer vom Wunsche des Volkes gesprochen wird, wo es doch gewöhnlich die Sprache eines Einzelnen ohne Namen ist. Nur Ur-Versammlungen können ein solches officielles augenblickliches Wissen begründen, welche aber herbeizuführen, mich Gott verhüten wolle, da es wohl bekannt ist, was solche in andern Ländern herbeigeführt haben.

v. Varnbüler: Die Committée habe diesen Einwurf erwartet, sie selbst habe sich nach dem Ausdruck der Versammlung gerichtet; auch könne man nicht bergen, daß die öffentliche Meinung dafür seye.

Romberg: Der Wunsch der Mehrheit habe sich ausgesprochen.

Kiderlen: Mich schmerzt die Zeit, die bei Abwägung der Worte der Adresse an den König, der unser Vater ist, verloren geht. Wenn auch die Kinder nicht die geeigneten Worte reden, so wird es ihnen ihr Vater nicht verargen.

Graf v. Schäsberg: Die Kinder müssen sich befleißen, ihre Worte und ihr Benehmen in dem Sinne dieses Verhältnisses zwischen Vater und Kindern abzumessen.

Rettenmaier: Es scheine, als sey die Bitte nicht klar genug gefaßt, der Ausdruck „anheim ge-

stellt" sey zu allgemein und mehr für einen Beibericht geeignet.

Vice-Kanzler v. Autenrieth: Wenn alle, die mit Hrn. Hehl gestimmt haben, mit denen, die dagegen gestimmt, zusammengestellt werden, so sey es eigentlich nicht Wunsch der Versammlung, sondern mehr ein Nachgeben derselben. Er sey für die Adresse.

Die Adresse wird noch einmal verlesen, sofort durch überwiegende Stimmen-Mehrheit unverändert angenommen und die Ausfertigung beschlossen.

Wenn keine Sitzungen waren, pflegte ich nach Stuttgart zu verreisen, um mich allda wegen eines mir angeschuldigten Preßvergehens verhören zu lassen. Ich war demnach sonderbarerweise zu gleicher Zeit Constituent und Delinquent — ein Fall, der, meines Wissens, noch nirgends, als in unserm geliebten Vaterlande, vorgekommen ist. Heil ihm! Das Publikum glaubte ziemlich allgemein, daß ich wegen Verletzung einer hohen Nase in Untersuchung sey; dieß konnte aber wegen einer, allerdings trivialen und überflüssigen, moralischen Betrachtung aus Gelegenheit eines hohen Falles juridisch nicht geschehen, sondern die Fiskalklage betraf die Aufnahme von Auszügen aus dem damals in den Rheingegenden in Umlauf befindlichen Katechismus für den Bürger und Landmann in die neue Stuttgarter Zeitung. Der hohe Gerichtshof zu Eßlingen verurtheil-

te mich deßhalb zu sechswöchentlichem Festungsarrest und das Obertribunal bestätigte diesen Spruch. Während ich mich auf der Festung Hohenasperg befand, um meine Strafe zu erstehen, wurde der Verfasser des Buchs, aus dem ich Auszüge aufgenommen hatte und darum verurtheilt worden war, Lieutenant Schulz zu Darmstadt, von einem Kriegsgericht, vor das man ihn gestellt hatte, freigesprochen. Ich sah dieß keineswegs als eine Fügung des Himmels, sondern als einen Irrthum menschlicher Gerechtigkeit an, und hob den Contrast in der Neckarzeitung gebührend heraus. Der Herr Censor glaubte sich aber verpflichtet, die betreffende Stelle zu streichen. Ohne Zweifel handelte er hiebei im Geiste seiner Instruction, wie sich auch von dem Herrn geheimen Legationsrathe von Roser nicht anders erwarten läßt. Der Untersuchungsrichter war der, nun verstorbene, Stadtdirector Fischer. Ehre ihm im Grabe! Er erfüllte seine Pflicht mit jener Zartheit, die der Gebildete dem Gebildeten schuldig ist. Ueberhaupt kann ich in meinem häufigen Conflict mit den Staatsbehörden die Urbanität der einzelnen Beamten nur rühmen. Einer nur, nur ein Einziger, steht mit ehernen Zügen in meinem Gedächtniß geschrieben, denn nichts thut weher, als der Tritt eines —, und wenn ihn je ein Gott in meine Hände gibt, so will ich, obwohl ein Marat von 1831, zwar keine

blutige Rache an ihm nehmen, aber doch das Uebermaß seiner Ohren stutzen.

Die Regierungs-Commissarien zur Berathung des Verfassungs-Entwurfs waren: die Herren v. Maucler, v. Fischer, v. Schmidlin und v. Gryos. Die ständischen Commissarien habe ich bereits früher genannt. Eine kurze Charakterschilderung derselben wird hier am Platze seyn. Es versteht sich von selbst, daß nur der öffentliche Charakter zur Sprache kommen kann, denn nur dieser unterliegt, in constitutionellen Staaten, der öffentlichen Kritik.

Der Herr v. Maucler! Sein politischer Charakter ist in öffentlichen Blättern theils zu hart getadelt, theils auf unwürdige Weise verunglimpft worden. Seine Rechtlichkeit war mir niemals verdächtig, aber nicht jeder rechtliche Mann ist zum Minister geschaffen. Er will ohne Zweifel das Gute, aber es soll nur in seinem Sinne, auf seine Anordnung, nach seiner Vorschrift, und wo möglich durch ihn selbst geschehen. Es fehlt ihm an dem Genius einer schnellen Uebersicht, darum verliert er sich im Detail; aber wenn die Verfassung in die Fächer einer Tabelle zu bringen wäre, so bin ich gewiß, daß er jedes derselben heilig halten würde. Gegen die Form der Verfassung hat er sich, wenn ich ihn recht kenne, gewiß nie verfehlt, aber gegen den Geist derselben mag er oft genug angestoßen haben. Wenn wir seit

zwölf Jahren noch kein Gesetzbuch bekommen haben, so ist sicherlich nur das daran Schuld, daß uns Herr von Maucler mit einem eigenen, einzigen, durchaus Württembergisch-Mauclerschen Gesetzbuche beglücken wollte. Wir werden sehen, ob es sich der Mühe lohnte, so lange darauf zu warten. Ein klein wenig mag das Vergnügen gesetzlicher Willkührlichkeit (wenn ich mich so ausdrücken darf) doch auch zu dieser Verzögerung beigetragen haben, denn obwohl ich Herrn v. Maucler gewiß nicht für eigennützig halte, so scheint er mir doch in etwas eigenmächtig. Was den Vorwurf der Partheilichkeit betrifft, den man Herrn von Maucler macht, so kann ich darüber in meiner Stellung nicht genugsam urtheilen; aber es sind mir Beispiele bekannt, die das Gegentheil zu beweisen scheinen.

Herr v. Fischer — der Mann mit dem klugen Gesichte! Da bin ich partheiisch, befangen; er hat mich durch seinen klaren, gesunden Verstand bestochen, bezaubert; ich könnte nichts Böses über ihn sagen, wenn ich auch etwas wüßte. Er war Oppositionsmann und ist Staatsrath geworden! Das würde ihm mancher Andere auch nachmachen, und er ist gewiß nicht der schlechteste der Staatsräthe. Eines nur kann ich ihm nicht verzeihen, daß er zu seiner Zeit für die geheime Truche geschrieben hat, obwohl ich selbst damals die alte Verfassung mit al-

len ihren Mißbräuchen anbetete — ich aber glaubte in meiner Einfalt an die geheime Tücke und er gewiß nicht. Das ist der Unterschied. Doch ein Politiker kann nicht immer ganz aufrichtig seyn.

Herr von Schmidlin — rechtlich, wissenschaftlich, mit Geistesgaben ausgestattet, etwas pedantisch und leider auch ein Detailmann, was für keinen Minister taugt. Herr von Maucler, der als Landvogt zu Calw Schmidlins Brauchbarkeit kennen lernte, scheint ihm seine Laufbahn eröffnet zu haben. Der wackere Mann hat sich buchstäblich zu Tode gearbeitet.

Herr von Groos — den kenne ich nicht näher und weiß blos mit der ganzen Welt, oder wenigstens mit halb Württemberg, daß er Hofmeister Sr. Majestät unsers regierenden Königs war.

Durch die Uebereinkunft mit den königlichen Herren Commissarien hatten sich die sieben ständischen Commissarien als die natürlichen Vertheidiger des Verfassungs-Entwurfs der Kammer gegenüber constituirt. Sie vertraten gleichsam die Stelle der Regierungs-Commissarien, welche nicht in der Versammlung erschienen. Herr von Weishaar war die Seele dieser Commission. Herr von Weishaar ist ein logischer Kopf, und Niemand besser, als er, wußte den Gang der Debatten zu verfolgen, sie festzuhalten oder ihnen eine andere Richtung zu geben,

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

und so sie in seinem Sinne zum erwünschten Ziele zu führen. Seiner Interpretation verdanken wir unter anderm die Beibehaltung des dritten Artikels der Verfassungs-Urkunde, der uns bis auf diese Stunde noch der verfassungsmäßigen Preßfreiheit beraubt. Hr. Uhland, durch eine richtige politische Voraussicht geleitet, welche sich durch die bald darauf erfolgenden, die Preßfreiheit unterdrückenden Beschlüsse des Bundestags bewährte, wollte den Artikel 5. auf den Anfang des Paragraphen: „Das Königreich Würtemberg ist ein Theil des deutschen Bundes" beschränkt wissen. Herr von Weishaar erklärte jedoch das Wort „organisch" (organische Beschlüsse der Bundesversammlung) als durchaus beruhigend, da die „organischen Beschlüsse entweder blos die äußern Verhältnisse der deutschen Staaten in ihrer Gesammtheit zum Auslande, oder, wenn sie auf das Innere wirken, blos das wechselseitige Verhältniß der Stände unter sich zum Gegenstande hätten." Herr Kanzler von Autenrieth machte hiebei, Gott weiß warum, die gehaltreiche Bemerkung: „Ein organischer Körper bestehe aus einzelnen Theilen, sey aber zu einem Ganzen verbunden." Nach dem Schlusse der Sitzung hörte ich mehrere der ständischen Herren Commissarien sich dazu gratuliren, daß dieser folgenreiche Artikel so leicht und glücklich durchgegangen

sey. Diese Interpretation des Herrn von Weishaar, welche sich durch die Bundesbeschlüsse gleich drei Wochen hernach als nichtig bewies, kostet uns nichts weiter, als — die Preßfreiheit, die uns der Art. 28. der Verfassung zugesichert hatte. Der Carlsbader Congreß war damals bereits versammelt; die Beschlüsse, die von ihm ausgehen mußten, waren ohnschwer zu errathen, und doch entblödete man sich nicht, uns eine ephemere Preßfreiheit zu schenken, die nach wenigen Tagen ein Bundesbeschluß uns wieder entzog!

Innerhalb acht Tagen war bereits über die Hälfte des Verfassungsentwurfs von der constituirenden Versammlung angenommen. Die Kapitel und Paragraphen gingen im Galopp durch. Das war aber immer noch zu langsam. In der Sitzung vom 15. Sept. äußerte sich der Deputirte Kiderlen (von Ulm) in folgender Art:

„Wir haben nun (nach Kapiteln gerechnet) mehr „als die Hälfte des commissarischen Vorschlags durch„gangen; es ist nach meiner Ansicht der heiligste und „wichtigste Theil desselben. Was war das Resul„tat? Einschaltung und Aenderung ganz weniger „Worte. Ich kann nicht beurtheilen, ob die er„rungenen wenigen Worte der vielen Worte „werth sind, die gesprochen, geschrieben und gedruckt „wurden; aber das glaube ich jetzt voraussetzen zu

„dürfen, daß, wenn man bei dem Heiligsten und „Wichtigsten entweder überzeugt oder überstimmt wurde, es auch bei dem minder Heiligen „und Wichtigen ferner der Fall seyn — folglich, „daß es im Wesentlichen bei dem Inhalte des commissarischen Vorschlags „bleiben werde."

Das war aus dem Herzen gesprochen, und in der That konnte auch der Blindeste einsehen, daß die ganze Verhandlung bloße Form sey und keine wesentliche Veränderung des Verfassungs-Entwurfs herbeiführen werde. Um diese Zeit hielt der Carlsbader Congreß seine folgenreichen Sitzungen. Es gingen verschiedene Gerüchte über dessen Verhandlungen. Unter andern hatte man auch das Gerücht verbreitet, daß er mit seinem Veto zwischen den Abschluß des württembergischen Verfassungsvertrags treten würde. Diese Sage, mochte man sie nun selbst glauben oder nicht, wurde von den Leitern der constituirenden Versammlung geschickt benützt, um die Verhandlungen noch mehr zu beschleunigen und die ohnedieß schon schüchterne Kammer noch mehr einzuschüchtern.

Nachdem Herr Kiderlen, wie oben zu sehen, den ersten Anstoß gegeben hatte, erhob sich der Abgeordnete Fischer in seiner ganzen Länge und begann pathetisch: „Die Zeit eilt und kehrt nimmer zurück." Das Resultat seines Vortrags war, aus den noch

übrigen Kapitels des Verfassungsentwurfs blos die wichtigsten Punkte zur Discussion auszuheben, die übrigen Artikel stillschweigend anzunehmen und die Dauer der Sitzungszeit zu vermehren. „Laßt uns einig seyn fürs Vaterland, rief der Redner am Schlusse aus, laßt uns nicht vergessen, daß die Zeit nie so kostbar war, als jetzt. Unsere verlornen Minuten könnten unsere Enkel mit unglücklichen Stunden und Jahren bezahlen.“ — Die Rede fruchtete, wir haben die Verfassung im Sturmschritt errungen, ehe das Veto aus Carlsbad eintraf. Wie glücklich waren wir nicht in den letztverflossenen zwölf Jahren! Wäre die Verfassung nicht zu Stande gekommen, so wäre der Herr Weishaar nicht Präsident geworden, wir hätten keinen Ausschuß gehabt, auch keine Preßfreiheit, wie mit der Verfassung, und auch keinen Credit, was immer ein Vortheil ist, weil man dann keine Schulden machen kann.

Herr Schott ließ sich auch einschüchtern; er gehörte damals noch ein wenig zu den Altgläubigen. Später hat er wohl eingesehen, daß eine Verfassung, die nicht auf der vollen Unabhängigkeit des Staats ruht, eine Chimäre ist. Wenn der Carlsbader Congreß die Abschließung der Verfassung hindern oder verbieten konnte, so konnte er auch die Vollziehung der Verfassung, wenn sie bereits abgeschlossen war, in ihren wesentlichsten Theilen hemmen. Dies erfolg-

te auch, und zwar vier oder fünf Tage nach dem Abschlusse des Verfassungs-Vertrags. Die Preßfreiheit wurde ihr entzogen, und mit ihr das Leben, denn ohne freie Presse ist jede Verfassung ein bloßes Formenwesen, das der Willkühr das Siegel der Gesetzlichkeit aufdrückt.

Herr Schott wollte aber durchaus eine Verfassung haben, und zwar eine vertragsmäßige, damit Württemberg hervorleuchte vor allen Staaten Deutschlands, die sich blos geschenkter Constitutionen rühmen können. „Mit jeder Minute steigt die Zeit im Preise, rief er aus. Oeffentliche und Privatnachrichten stimmen darin überein, daß den staatsrechtlichen Verhältnissen unseres deutschen Vaterlandes in den nächsten Tagen eine genauere Bestimmung bevorstehe. Unter den Rechten Württembergs steht das Recht des freien Vertrags seiner Verfassung oben an. Uns ist der glückliche Beruf geworden, diesen Vertrag zu erneuern. Ein Entwurf liegt vor uns, hervorgegangen aus den gemeinschaftlichen freien Berathungen königlicher und ständischer Commissarien, ein Einwurf, der, ohne den wesentlichen Vorrechten der Krone nahe zu treten, dem Volke mehr Rechte sichert, als irgend eine Verfassung des festen Landes von Europa u. s. w." — So verblendet waren damals selbst die

Besten! Wenige Jahre darauf erkannte der wackere Schott seinen Irrthum und trat aus einer Kammer, in welcher er nichts zur Wohlfahrt des Landes zu wirken vermochte.

Der Herr Vicekanzler von Autenrieth äußerte die Ansicht, daß man sich doch vor Uebereilung hüten und den Gang der Debatten nicht über die Gebühr beschleunigen solle. Ich wunderte mich über die Aufrichtigkeit und vernünftige Ansicht des ehrenwerthen Mitglieds, denn eine Verfassung, die man gleichsam der Zeit abstehlen muß, um nicht durch hemmende Ereigniffe von Außen an deren Abschließung gehindert zu werden, ist gewiß um nichts besser und vielleicht in mehrfacher Beziehung noch schlimmer, als gänzliche Verfassungslosigkeit. „Es sey doch sonderbar, fügte Herr v. Autenrieth hinzu, daß man auf bloße Gerüchte so vielen Werth lege."

Hier seufzte der Herr Präsident v. Weishaar gleichsam tief auf und sprach im Tone eines Propheten: „Es sind keine Gerüchte im gewöhnlichen Sinne, dafür hafte ich Ihnen." — „Und wollten Sie im zweifelhaften Falle es darauf ankommen lassen?" — fragte Herr v. Varnbüler, indem er einen Nachdruck auf seine Worte legte. — v. Autenrieth (unbedenklich): Ja! — v. Pistorius: Schon die Möglichkeit der Gefahr muß Jedem die Sache so nahe legen, daß die möglichste

Beschleunigung des Geschäfts bezweckt werde. — v. Autenrieth: „Dann wäre es das Kürzeste, dem König den Verfassungsentwurf zur Revision zu übergeben.“ — War das Ernst? War es Ironie? Ich glaube, es war Ernst, oder ich müßte den Herrn Kanzler v. Autenrieth nicht kennen. Im übrigen sprach er in prophetischem Geiste, denn am letzten Ende bewilligte die Regierung von dem abgeschlossenen Vertrage, was ihr beliebte, und das andere strich sie weg. So wurde er auch angenommen.

Große Versammlungen gängelt man häufig wie kleine Kinder. Es bedarf hiezu nur des Einverständnisses einiger weniger entschlossener, rücksichtsloser Menschen, welche die Feilen und Schwachen an sich ziehen, und durch einen Anschein von Kraft, die nicht vorhanden ist, der regellosen Majorität imponiren, die keinen Centralpunkt hat. Diese Bemerkung ist allgemein, und die Geschichte der neueren Zeit bestätigt sie nur allzusehr. Der Popanz, womit man die constituirende Versammlung schreckte, war der Carlsbader Congreß. Es fehlte nicht an kräftigen und jeder Bestechung unzugänglichen Menschen in dieser Kammer, aber an Einheit der Opposition. Selbst die Tüchtigsten erhoben nur leise ihre Stimme gegen diese seltsame Art von Terrorismus, wodurch man die Versammlung schreckte. Statt jeden äußern Einfluß, wie sich geziemte, mit Ent-

rü-

rüstung von sich zu weisen, erschöpften sie sich in leeren Klagen. „Ich vermag, sagte ein Mitglied, dem es durchaus nicht an Charakter fehlte, kaum die schmerzlichen Gefühle zu äußern, die mich seit der Mittheilung quälen, daß wir durch den Drang von Umständen gehindert werden sollen, die bisherige Verhandlungsweise unserer so sehnlich gewünschten Verfassung fortzusetzen." Was hätte man nach diesem Eingange erwarten sollen? Natürlich eine förmliche und feierliche Protestation gegen jeden fremden Einfluß, eine Appellation an den festen Willen der Kammer, jeden fremdartigen Umtrieben kräftig zu begegnen. Wohinter verschanzte sich aber der Redner: „Sollten wir nicht, sagte er in klägl-chem Tone, in dem festen Willen unseres Königs die Bürgschaft finden, daß wir unser ruhig begonnenes Werk rüstig sollten fortsetzen und endigen können?" Welche Schwäche und Inconsequenz! Die Persönlichkeit des Königs soll bei parlamentarischen Verhandlungen nie zur Sprache gebracht werden.

In der Sitzung vom 16. Sept. kam die Frage zur Abstimmung:

„Soll der Antrag, die bisherige Verhandlungs-
„weise über jeden einzelnen Paragraph zu de-
„battiren, verlassen, und sollen nur diejenigen
„Punkte berathen werden, welche die Versamm-
„lung als Hauptpunkte erkennen wird?"

Viele Mitglieder gaben motivirte Abstimmungen. Es ist sonderbar und fast spaßhaft, daß sie eigentlich auf nichts begründet waren, als auf nicht klar ausgesprochene Winke einer von Carlsbad drohenden Gefahr, welche die mit der Regierung in Verbindung stehende Parthei gegeben hatte. So begründete der Abgeordnete Hehl seine bejahende Abstimmung auf folgenden Vordersatz: „Es nicht zu verkennen, daß sich der Vollendung des Werkes, zu dem wir berufen wurden, ungünstige äußere Umstände entgegensetzen zu wollen scheinen."

Der Fallstrick war indessen gar zu grob gelegt, als daß nicht die Mehrheit selbst dieser Versammlung ihre Selbstständigkeit hätte retten sollen. Ich will damit jedoch nicht sagen, daß irgend Jemand gegen seine Ueberzeugung gehandelt hätte; vielleicht waren diejenigen, welche den Vorschlag einleiteten und unterstützten, von dessen Nothwendigkeit vollkommen überzeugt. Von dem Abgeordneten Schott, dessen Rechtlichkeit mir niemals verdächtig war, setze ich dieß in jedem Falle voraus; ebenso von noch andern, die mir genauer bekannt sind. Einige der Gegner des Antrags äußerten sich energisch genug: So der Deputirte Keller von Neresheim, der unter anderem sagte: „Mir ist es nach manchen Erscheinungen in den zehn Tagen unserer Berathung durchaus nicht befremdend, wenn man jetzt die Ge-

schäftsform vom 6. Sept. verlassen will und auf eine neue Form anträgt, die eigentlich nichts ist, als der Vorschlag: die noch übrigen Commissionsvorschläge im Ganzen anzunehmen. Ich habe nichts dagegen, wenn die Kammer aus ängstlicher Besorgniß im Galopp jetzt schwere Pflichten abzuthun glauben und solches zweckgemäß finden will, aber dazu einstimmen kann ich nicht, wenn anders — einen geprüften Vertrag frei zu schließen, noch jetzt der hohe Zweck unseres Daseyns bleiben soll."

Der Abgeordnete Krehl stimmte verneinend mit dem Beisatze: „Sollten uns auch Gefahren drohen, so werden mich diese doch nicht bestimmen, gegen meine Ueberzeugung zu sprechen."

Der Vorschlag wurde mit 70 gegen 46 Stimmen abgewiesen, gleichwohl aber der Gang der Debatten so sehr beschleunigt, daß der Verfassungsentwurf angenommen war, bevor noch acht Tage vergingen. Man könnte fast wörtlich behaupten, daß der Herr Präsident von Weishaar die Kammer durch Hunger zur Uebergabe gezwungen habe, denn die Sitzungen dauerten von Morgens acht Uhr bis Abends fünf Uhr und sechs Uhr. Für ein so langes Fasten sind nicht die Mägen aller Deputirten eingerichtet.

Es ist fast ein Libell auf das Princip einer un-

abhängigen und unpartheiischen Rechtspflege, daß das Abolitionsrecht in die Verfassung aufgenommen wurde, das dem König die Befugniß ertheilt, noch ehe das Vergehen oder Verbrechen untersucht oder über die Bestrafung erkannt worden ist, alles Verfahren gegen den Beschuldigten einzustellen und niederzuschlagen. Natürlich kommt dieses Abolitionsrecht nur vornehmen Sündern zu Statten, wo man den Scandal der Untersuchung und Bestrafung vermeiden will. Daß es im Laufe der verflossenen zwölf Jahre in Anwendung gebracht worden ist, kann ich nicht mit Gewißheit versichern. Doch habe ich einige Fälle solcher Art von ziemlich glaubwürdigen Personen erfahren, und wenn man die Akten der Gerichtshöfe nachschlagen wollte, so könnten sie vielleicht darüber eine Auskunft geben, welche bei einer künftigen Läuterung der Verfassung zu benützen wäre.

Die Mehrzahl des hohen Adels war aus leicht zu errathenden Gründen für die Beibehaltung des Abolitionsrechts in der Verfassung. Der Prälat Abel, ein redlicher Mann, wie es deren wenige gibt, der stets furchtlos nach innerster Ueberzeugung sprach, brach dem Abolitionsrecht den Stab in folgender Rede: „Das Abolitionsrecht, oder ein Recht, alles Verfahren gegen einen Beschuldig-

ten einzustellen und niederzuschlagen, noch ehe das Verbrechen untersucht oder über die Bestrafung erkannt worden ist, scheint ganz gegen das Wesen eines gut organisirten Staates, in welchem das Gerichtsverfahren durch nichts gehemmt werden darf, und wo überhaupt nur das Gesetz entscheiden soll. Entweder ist der Angeklagte schuldig oder ist er unschuldig. Im einen Falle wird ein Schuldiger freigesprochen, im andern durch die Anwendung des Abolitionsrechts Verdacht auf einen Unschuldigen geladen, denn wer die Anwendung desselben suchen oder auch nur sich gefallen lassen wird, der erregt dadurch den Verdacht, als habe er das wirklich gethan, dessen er beschuldigt wird, denn wer seiner Unschuld sich bewußt ist, wird auf Untersuchung dringen. Kann nun ein Regent ein Recht ausüben wollen, durch dessen Ausübung er entweder einen Schuldigen der Strafe entzieht oder einen Unschuldigen dem Verdachte der Schuldhaftigkeit aussetzt. Endlich werden Manche ungescheuter sündigen, weil sie hoffen, im Fall einer Anklage den Regenten überzeugen zu können, daß sie nur um seinetwillen und für ihn gelitten hätten. Besonders wird Derjenige, der wirklich durch einen die Verfassung nicht achtenden Regenten zu einer verfassungswidrigen Handlung aufgefordert wird, durch dieses Abolitionsrecht sich gesichert glauben und um

so ungescheuter sich zur Verletzung der Constitution brauchen lassen."

Das Ergebniß dieser Debatte war der Beschluß: den König in einer besondern Adresse oder bei Uebergabe des Resultats der Gesammtberathungen zu bitten, daß er auf das der Krone zustehende Abolitionsrecht Verzicht leisten möge. Die Antwort der Regierung hierauf war folgende: „Die aus Veranlassung der Bestimmungen des §. 92 an mich gebrachte Bitte der Ständeversammlung, dem mir zustehenden Abolitionsrechte zu entsagen, habe ich mit geneigtem Willen aufgenommen. Da indessen, nach dem Dafürhalten der entschiedenen Mehrheit meines Geheimenraths, Fälle eintreten können, in welchen der Regent zum wahren Wohle (?!) der Staatsangehörigen von jenem Rechte Gebrauch machen kann, so behalte ich mir vor, der obersten Justizstelle hierüber noch Gutachten abzufordern, und sodann der nächsten Ständeversammlung meine deßhalb gefaßte Entschließung zugehen zu lassen."

Ist diese Entschließung im Laufe der verflossenen 12 Jahre erfolgt? Hat die Ständeversammlung die Regierung daran gemahnt? So viel ich weiß, ist hierin nichts geschehen. Doch möchte ich es nicht verbürgen, denn die Verhandlungen der würtembergischen Kammer hatten so wenig Interesse für mich — und

darin wird wohl die Mehrzahl des Publikums meine Gesinnungen getheilt haben — daß ich in der Regel nicht die geringste Notiz davon nahm.

Der Artikel über die Preßfreiheit ging ganz leicht durch. Der Abgeordnete Seybold wünschte den Zusatz, daß die Presse nach Wesen und Form für frei erklärt werden solle. „Ich könnte Beispiele anführen, sagte er in der Begründung seines Antrags, welche diesen Zusatz vollkommen rechtfertigen und klar beweisen würden, daß das Wesen der Preßfreiheit durch Beschränkung der Form völlig vernichtet und deren wohlthätige Wirkungen gänzlich aufgehoben werden können; aber ich habe mir zum Gesetze gemacht, den ruhigen Gang der Unterhandlungen auf keine Weise durch Aufdeckung odiöser Vorfälle zu stören, besonders wenn von Verhältnissen die Rede ist, deren Opfer ich selbst geworden bin. Ich halte es aber für meine Pflicht, diese hohe Versammlung auf die Wichtigkeit der vollen Preßfreiheit, welche die einzige Bürgschaft unserer Verfassung ist, aufmerksam zu machen, indem dadurch manche Gebrechen und Mängel des vorliegenden Verfassungsentwurfs, die vielleicht in unserer Lage nicht zu vermeiden waren, wieder ins Gleichgewicht gebracht werden könnten. Ich begnüge mich, des hohen Werthes der Preßfreiheit hier blos im Allgemeinen zu erwähnen, denn eine Zergliederung ihrer

wohlthätigen Wirkungen auf das öffentliche Leben würde ein schwer zu rechtfertigendes Mißtrauen in die Einsichten dieser hohen Versammlung verrathen."

Vicepräsident Weishaar erwiederte hierauf: „Ich glaube, daß durch diesen Beisatz nichts gewonnen würde. Der Grundsatz besteht, aber durch ein Gesetz muß noch bestimmt werden, worin der Mißbrauch bestehe."

Seybold: Es ist hier nicht vom Mißbrauche der Preßfreiheit die Rede, sondern von Sicherung des Rechts der freien Presse. Mein Antrag ist vielleicht ein Pleonasmus, aber man kann nicht vorsichtig genug seyn, da bereits so odiose Interpretationen über das Recht der freien Presse stattgefunden haben.

Weishaar: Sind diese geschehen, so folgt daraus nicht, daß sie auch künftig geschehen werden (!?), oder daß sie, wenn sie geschehen, nicht gehoben und keine Mittel dagegen gefunden werden können.

Seybold: Wird das Preßgesetz ganz so bestehen bleiben, wie es gegeben ist?

Weishaar: Es kann aus innern Gründen, weil es unvollkommen ist und keine Strafbestimmungen hat, nicht bestehen bleiben. Es muß daher bald ein neues gemacht werden. Ist dieses verfassungsmäßig zu Stande gekommen, alsdann hoffe (!) ich, wird von Interpretationen des

Geheimenraths gar nicht mehr die Rede seyn. Uebrigens verstehe ich den Ausdruck gar nicht, denn die Preßfreiheit selbst ist eine Form.

Seybold: Wenn z. B. Zeitungen aufgehoben und zu einem Regale gemacht werden wollen, wird alsdann das Preßfreiheitsgesetz so bestehen, wie es die Regierung praktisch gehandhabt hat?

Weishaar: Nur von dem Richter kann das Gesetz angewendet werden.

Seybold: Zugegeben, daß der Satz nichts nütze, so kann er doch wenigstens nichts schaden.

Weishaar: Schon der Zeitverlust ist Schaden (!). Uebrigens glaube ich nicht, daß der Zusatz etwas nützen wird.

Seybold (ironisch): Ich glaube es selbst nicht und gebe demnach die Motion auf.

Die Motion fand in der Kammer keine Unterstützung, obgleich sie sehr wesentlich war. Der Antragsteller ließ sie deßhalb auch fahren. Wäre die Presse nach Wesen und Form verfassungsmäßig für frei erklärt worden, so hätte z. B. die Regierung sich nicht das Recht der Privilegien-Ertheilung für Zeitungen anmaßen können. Es lägen bei der Erörterung dieses Gegenstandes bereits Beispiele genug vor, wie sehr die Regierung durch die Beschränkung der Form das Wesen der Preßfreiheit selbst beschränkt hatte, aber die Versammlung

schien sie fast absichtlich ignoriren zu wollen. So wurden nach einander durch Cabinetsbefehl die neue Stuttgarter Zeitung, die Stuttgarter Hefte, die deutschen Jahrbücher, als der Regierung mißfällig, unterdrückt worden. Als mir der Herr Polizeiminister den letzten dieser Cabinetsbeschlüsse, der die deutschen Jahrbücher unterdrückte, bekannt machte, gab er mir zugleich den wohlgemeinten Rath, im Gnadenwege die Erlaubniß zur Herausgabe eines Blattes unter einem neuen Titel nachzusuchen, wobei er mir zu verstehen gab, daß diese Bitte nicht abgeschlagen werden würde. Ich meinte jedoch, ich sey in meinem guten Rechte und demnach nicht gesonnen, die Gnade der Regierung anzuflehen. Der Verlust, den ich durch die Unterdrückung meines Blattes erleide, sey zwar allerdings empfindlich genug, aber ich werde ihn als ein einzelner Mann (ich war damals noch unverheirathet) wohl zu verschmerzen wissen. Nur thue es mir leid, daß durch diese Handlung der Willkühr die Existenz einer mir verwandten Familie gefährdet würde. Das Haupt dieser Familie war jedoch nicht so scrupulös und wußte im Gnadenwege das Privilegium für ein neues Blatt zu erlangen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Regierung jeden Augenblick befugt sey, dasselbe ohne richterliches Erkenntniß niederzuschlagen. So entstand die Neckar-

zeitung, der einer der Herren Minister selbst den Namen schöpfte. Nur auf vieles Bitten und in Rücksicht auf jene verwandte Familie ließ ich mich bewegen, die Redaction dieses Blattes zu übernehmen. Es machte Glück und ertrug in einigen Jahren einen rohen Ertrag von nahe an 28,000 Gulden. Es wurden keine Kosten gespart, dem Blatte Gehalt zu geben. Man verwendete an Honorar für außerordentliche Mitarbeiter und Correspondenten jährlich zwischen fünf- und sechstausend Gulden. Durch die ungemessene Strenge der Censur, durch Verbote in Preußen, Hessen, Frankreich mußte das Blatt nach und nach wieder sinken. Kosten und Mühe waren vergebens aufgewendet. Die Regierung schien sich wenig darum zu kümmern, daß ein Privateigenthum, welches zugleich die Industrie belebte und Geld ins Land brachte, durch ihre Maßregeln zu Grunde ging. Wie stund es nun um die Hoffnungen des Herrn v. Weishaar, daß von gehässigen Interpretationen des Geheimenraths nimmer die Rede seyn würde? Ist das neue Preßgesetz, das der Herr v. Weishaar in Kurzem zusagte, innerhalb der letzten zwölf Jahre erfolgt? Der Versuch, die Preßfreiheit auf festere Grundlagen zu stellen, war ja nach Herrn von Weishaar's Ansicht ein bloßer Zeitvertust! Und in der constituirenden Versammlung erhob sich keine Stimme

für die freie Presse und in der constituirten Kammer innerhalb zwölf Jahren, meines Wissens, eben so wenig! Wir haben aber gesehen und leider schmerzlich erfahren, was diese Verfassung war und ist ohne Preßfreiheit. Hatten wir doch zwei Präsidenten der beiden Kammern und einen Ausschuß! Was wollten wir weiter? Das war freilich wesentlicher und für die Präsidenten und Mitglieder des Ausschusses auch einträglicher, als die Preßfreiheit. Wann werden doch endlich diesem bethörten Volke die Augen aufgehen, daß es einsehe, was zu seinem Frommen dient und wo es seine wahren Freunde zu suchen hat!

In dem Artikel „von Ausübung der Staatsgewalt" machte der Abgeordnete Schott nach dem §. 88. (jetzt §. 93. der Verfassung) den Zusatz:

„die Rechtspflege ist öffentlich; die nähere Aus-
„führung dieses Grundsatzes ist ein Gegenstand
„der Gesetzgebung."

Das ehrenwerthe Mitglied sagte unter anderm zur Begründung seines Antrags: „Oeffentlichkeit der Rechtspflege war von jeher Gesetz in Württemberg, sie ist durch kein anderes Gesetz ausdrücklich aufgehoben, sondern nur seit 1806 (da das Land durch das souveräne Königthum beglückt wurde) stillschweigend suspendirt. Es ist kein neues, sondern ein uraltes deutsches und württembergisches Recht, das ich hier zurückfordere; es ist ein Grundgesetz,

das nach meiner Ansicht in keiner Verfassungsurkunde von 1819 fehlen darf. Oeffentlichkeit der Rechtspflege ist ein Grundpfeiler der Verfassung, denn ohne sie ist die Unabhängigkeit der Gerichte nur zufällig."

Herr v. Weishaar erklärte, daß die gemeinschaftliche Commission keineswegs gegen die Oeffentlichkeit der Rechtspflege sey. Um aber den Grundsatz der Oeffentlichkeit praktisch anwenden zu können, sey ein ganz veränderter Proceßgang erforderlich. Man müsse demnach vorerst die bisherigen Formen ganz abändern. Aus diesem Grunde stimme er gegen die Aufnahme des vorgeschlagenen Zusatz-Paragraphen.

Herr v. Ow: Durch die Aufnahme dieses Paragraphen wird aber die nächste Kammer aufgefordert werden, auf die Durchsicht der Proceßordnung Bedacht zu nehmen.

Herr Weishaar: Winke brauchen wir einer künftigen Versammlung nicht zu geben (!?). Eben so wenig gehört irgend ein Satz in die Verfassungsurkunde, welcher erst durch die Gesetzgebung ausgeführt werden soll.

Herr Schott: Der Grundsatz der Oeffentlichkeit der Rechtspflege gehört in jede Verfassung, denn er ist der Grundpfeiler aller Freiheit und Unabhängigkeit. Deßhalb lege ich einen großen Werth darauf, daß der Grundsatz selbst in die Verfassung

aufgenommen werde und nicht der Willkühr der künftigen Gesetzgebung überlassen bleibe.

Der Zusatz-Paragraph wurde von vielen Seiten, namentlich von den Deputirten Uhland, Lang und Thierer, unterstützt und zuletzt durch allgemeine Zustimmung zum Beschlusse erhoben. Sucht ihn nun in der Verfassungsurkunde — ihr werdet ihn nicht finden! Die Regierung ließ diesen Paragraphen in der Verfassung nicht zu und verwies die Sache auf die künftige Gesetzgebung. Herr Weishaar machte, wie immer, den Advokaten der Regierung und suchte die Kammer durch die Aussicht auf baldige Erlangung der Oeffentlichkeit im Wege der Gesetzgebung zu beruhigen. „In Beziehung auf die öffentliche Rechtspflege, sagte er, womit wir auf die Gesetzgebung verwiesen sind, habe ich schon bei unseren Verhandlungen zu beweisen gesucht, daß mit dem Ausspruche dieser Form noch gar nichts gewonnen ist, weil diese Oeffentlichkeit ohne bedeutende Abänderung der Proceßordnung und Gerichtsverfassung nicht ausgeführt werden kann. Uebrigens ist die Aussicht zur Erlangung der öffentlichen Rechtspflege durchaus nicht getrübt, da der Gegenstand nur auf die Gesetzgebung verwiesen ist.“ — Es sind seitdem zwölf Jahre verflossen — und wir haben die Oeffentlichkeit der Rechtspflege im Wege der Gesetzgebung noch

nicht erlangt! Wäre der von dem Deputirten Schott vorgeschlagene Zusatz-Paragraph in die Verfassung aufgenommen worden, so hätten wir sie als ein Recht aussprechen können. Die Entbehrung dieses wesentlichen Rechts, das eine der besten Bürgschaften einer freien Verfassung ist, haben wir größtentheils den beruhigenden Interpretationen des Herrn v. Weishaar zu danken. Dieser Mann hat eine unerhörte Last von Dankbarkeit auf die Schultern des württembergischen Volkes geladen — wann wird doch der Tag kommen, an dem wir diese Schuld abtragen können!

Der Abgeordnete Keßler wollte zwischen dem §. 28. u. 29. den im königl. Verfassungsentwurf von 1817 enthaltenen §. 65. eingeschaltet wissen, der also lautet:

„Jeder Staatsbürger und jede Gemeinheit hat das „Recht, sowohl bei der höchsten Staatsbehörde, „als bei der Ständeversammlung, begründete „Anträge zu Abschaffung oder Abänderung be„stehender Gesetze und Verordnungen, so wie „zur Einführung neuer einzureichen."

Herr Weishaar machte dagegen die Einwendung: „Die gemeinschaftliche Commission habe geglaubt, es werde der Verfassungsurkunde übel anstehen, ein Recht, das keinem Zweifel unterworfen sey, besonders aufzunehmen und etwas auszusprechen, was jeder Staatsbürger schon früher habe. Er stimme um so mehr gegen diesen

Vorschlag, da der vorgeschlagene Paragraph rein illusorisch (!) abgefaßt sey, indem er nur von begründeten Anträgen spreche, wobei es also von dem Ermessen der Regierung abhänge, ob sie die Anträge für begründet hälte oder nicht," — Welche Sophistik! Wenn sich das Recht der Petition von selbst versteht, so verstehen sich auch alle andere in der Verfassung enthaltenen Rechte von selbst. Und welche Interpretation eines begründeten Antrags! Der Satz will offenbar nichts anderes sagen, als daß die Bittsteller ihre Anträge zu begründen hätten, und nicht, daß die Regierung verpflichtet seyn solle, sie für begründet zu halten. Auf solche Weise spielte Herr von Weishaar mit Worten, und eine solche Verhöhnung ihres Ansehens ließ sich die Kammer gefallen! Gleichwohl wurde dieser Zusatz-Paragraph nur mit 56 gegen 52 Stimmen verworfen.

Die Civilliste besteht verfassungsmäßig für die ganze Regierungszeit eines jeden Königs. Mehrere Abgeordnete sprachen gegen diese Bestimmung; die Civilliste, meinten sie, müsse sich nach den Umständen richten und nach denselben erhöht oder vermindert werden können. Der Kanzler von Autenrieth machte den zweckmäßigen Vorschlag, den Satz: „auf die Regierungszeit eines jeden Königs" wegzulassen, so daß die künftigen Kammern nicht durch die Worte

der

der Verfassung gebunden seyen. Das war sehr vernünftig. Und was antwortete man ihm? „Würde nicht angenommen werden" sind die eigenen Worte des Herrn von Weishaar. Wenn also die Regierung bestimmt erklärt, daß sie etwas nicht annehmen würde, so ist dieß ein Grund für die Kammer, von einem zweckmäßigen Beschlusse abzugehen und sich dem Willen des Gouvernements zu fügen! Und eine solche Logik ließ sich die Kammer gefallen! Die Folgen derselben haben wir jetzt zu tragen. Die Civilliste kann nur im Wege der Petition vermindert werden, und was davon etwa nachgelassen würde, wäre als ein Gnadengeschenk Sr. Majestät an das bedürftige Volk anzusehen.

Gegen die dreijährlichen Landtage erhob sich der Abgeordnete Schreiber: „Die in dem §. 251 des Entwurfs von 1817 enthaltene Zusicherung, sagte er, hat den Erwartungen des Volkes entsprochen. Die neuern Ansichten der Commission, aus welchen dreijährliche Landtage hervorgegangen, stimmen mit den Ansichten und Wünschen des Volkes nicht überein. Warum sollen, fragt man mit Recht, die wichtigsten Angelegenheiten des Staats nur alle drei Jahre zur Berathung gebracht werden, wo es dann immer schwerer ist, wahrgenommene Gebrechen in der Staatsverwaltung zu heben? Gewiß wird es nie an hinreichendem und würdigem Stoffe zu jährlichen

Landtagen fehlen, und gewiß wird dadurch das Ansehen der Ständeversammlung nie gefährdet werden. Weit eher wird dieß der Fall seyn, wenn die Kammer nur alle drei Jahre zusammenkommt und die Geschäfte sich so häufen, daß sie entweder die Sitzung ungebührlich in die Länge ziehen, oder vielleicht gar nicht einmal alle erledigt werden können. Gewiß wird der jährliche kurze Zeitaufwand dem Volke und seinen Vertretern niemals lästig werden, wohl aber der Monate lang dauernde, erst nach drei Jahren erfolgende Zusammentritt. Zudem gewähren die jährlichen Landtage den Nutzen, daß sie die Bestellung eines Ausschusses überflüssig machen."

Kiderlen, Uhland und Andere erklärten sich mit diesen Ansichten einverstanden. Viele Deputirte, worunter sich auch Herr Schott befand, der vielleicht jetzt in dieser Beziehung seine Ansicht geändert hat, legten vielen Werth auf Beibehaltung des Ausschusses und wollten lieber die jährlichen Landtage, als den Ausschuß fahren lassen. Sie hielten den Ausschuß, da durch dessen Fortbestehen die Repräsentation nicht unterbrochen werde, für eine Bürgschaft des Bestehens der Verfassung selbst. Was nützte denn aber im Jahre 1806 das Bestehen eines Ausschusses? Der König jagte ihn fort, nahm die Landtagscasse an sich und hob die Verfassung auf. Dieß wird jedesmal wieder geschehen, so oft die Zeit-

umstände der Regierung die nöthige Macht dazu in die Hände geben. Wenn die Bürgschaft des Bestehens der Verfassung nicht im Volke selbst liegt, so kann man sie nirgends anders hineinlegen,

Herr v. Varnbüler, sowie der größte Theil des Adels, war sehr für den Ausschuß; er schien ihn für die sicherste Bürgschaft der Verfassung zu halten; er sah ihn als das Organ an, das die Regierung zur Einberufung des Landtages bewegen könne, wenn sie es etwa unterlassen wollte. Herr Dekan Vanotti erwiederte schlagend: Die jährliche Verwilligung der Abgaben ist ein besseres Mittel, die Regierung zu zwingen. Wenn die Steuern nicht bewilligt sind, so sind sie gesetzwidrig. Man kann allerdings gegen diejenigen, welche alsdann die Bezahlung gesetzwidriger Steuern verweigern, Gewalt brauchen, aber durch ebendiese Gewalt kann man auch den Ausschuß fortjagen."

Herr v. Varnbüler sagte in prophetischem Geiste: „Der Fall kann eintreten, daß das Volk selbst keinen Landtag mehr wünscht, den es nur als eine kostspielige Einrichtung ansehen könnte." Dieser Fall ist wirklich eingetreten. Und warum? Dieses Warum beantworten die letztverflossenen zwölf Jahre genügend.

Der Herr Fürst v. Hohenlohe-Kirchberg wendete gegen die jährlichen Landtage deren große

Kosten ein. Der Abgeordnete Keßler meinte aber, die Kosten des Landtags würden sich nicht so hoch belaufen, als die des Hoftheaters. Hierauf erwiederte Se. Durchlaucht nichts.

Der Deputirte Widmann zeigte sich sehr erbittert gegen alle Ausschüsse. Sie bildeten, meinte er, in der Mitte einer freien und gleichen Volks-Versammlung eine Art Aristokratie, die nach und nach das Ruder der Geschäfte an sich reiße. In den Jahren 1815 — 1817 sey er Mitglied der Ständeversammlung gewesen, und habe sich über das Geheimthun der Ausschüsse gegen die übrigen Mitglieder der Kammer sehr geärgert, und um so mehr, da er, um den Inhalt einer Ausschuß-Verhandlung zu erfahren, sich an den Herrn Kaufmann Meyderlein habe wenden müssen, der doch bekanntlich kein Mitglied der Ständeversammlung gewesen sey.

Trotz alles dessen blieb es bei den dreijährlichen Landtagen mit einem permanenten und besoldeten Ausschuß.

Am Schlusse des Landtags erfolgte ein Ultimatum der Regierung, durch das mehrere wesentliche Zusätze, welche die constituirende Versammlung dem Verfassungs-Entwurfe der Commissarien beigefügt hatte, mit einem Federzuge weggestrichen wurden.

Dahin gehörten: 1) das Recht, Waffen zu tragen. Ueber das Recht, Waffen zu tragen, heißt es

im §. 23. der Verfassung, wird ein Gesetz die nähere Bestimmung geben. Dieses Gesetz ist bis jetzt, so viel ich weiß, noch nicht erfolgt. Konnte es innerhalb der letztverflossenen zwölf Jahre nicht gegeben werden, und gereicht es nicht der Regierung und der Kammer gleichmäßig zum Vorwurfe, daß ein die Verfassung ergänzendes Gesetz in diesem langen Zeitraume nicht erlassen worden ist? 2) Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, welche der künftigen Gesetzgebung vorbehalten wurde und bis jetzt noch nicht erfolgt ist. 3) Die Abschaffung des Abolitionsrechts und einige andere weniger wesentliche Punkte.

Als über die Annahme des Verfassungs-Entwurfs im Ganzen berathen wurde, gab Herr v. Weishaar die größte Hoffnung und seinen Ausdrücken nach fast bestimmte Zusicherung, daß die Abschaffung des Abolitionsrechts und die Oeffentlichkeit der Rechtspflege im Wege der Gesetzgebung in kurzer Zeit erlangt werden würden. Beides ist nicht erfolgt, und der Abgeordnete Schott hatte sehr recht, als er dieser letztern in folgenden Worten eine Art Leichenrede hielt: „Mit tiefster Bekümmerniß, sagte er, sehe ich den Grundsatz der Oeffentlichkeit der Rechtspflege aus der Verfassungs-Urkunde entfernt. Mit freudigem Muthe hätte ich dieselbe unterzeichnet, denn ich betrachte die Oeffentlichkeit der Rechtspflege als die erste und fast einzige Bürgschaft der Verfassung, als das Mit-

tel; das Zutrauen des Volkes in die Verfassung und die Staatsverwaltung zu gründen, zu befestigen und zu erhalten, als den Punkt, von dem das neu-constitutionelle Volksleben ausgehen sollte."

Viele Abgeordnete, namentlich die H. Hrn. Schreiber, Bekh, Kiderlen, Thierer, und selbst Mitglieder der Adelsbank, wie z. B. Graf v. Salm, Baron v. Stain, und v. Ow schloßen sich dieser Erklärung des Herrn Schott an. Sie blieb ohne Erfolg, zur Lehre und Warnung für künftige Kammern: daß sie niemals sich mit vagen Zusicherungen der Regierung begnügen, sondern um jeden Preiß auf bestimmten Bewilligungen beharren sollen.

Die Verfassung, so wie sie von der gemeinschaftlichen Commission entworfen und von der Regierung modificirt war, wurde von allen Deputirten einmüthig angenommen. Die Meisten gaben motivirte Abstimmungen, von denen ich hier einige ausheben will:

Herr v. Weishaar: Ja, ich stimme ein, ich stimme ein aus voller Ueberzeugung, aus ganzem Herzen, von ganzer Seele. Ich verehre die hochherzigen Gesinnungen, mit welchen der König dieses Geschäft begonnen und bis hieher geführt hat. Sein Volk wird ihn dafür segnen. Unsern spätesten Nachkommen noch wird die Rückkehr des Geburts-

festes unsers Königs ein heiliges Volksfest seyn. Gott erhalte den König! Gott segne den König! Gott erhalte und segne das Vaterland!

Seybold: Wenn diese Verfassung nach allen Theilen gehandhabt und die Gesetzgebung mit ihr in Einklang gebracht wird, so bin ich ganz damit zufrieden — Ja!

Schreiber: Die große Noth des Volkes, das durch Annahme der neuen vertragsmäßigen Verfassung Verminderung der übergroßen Lasten zu erzielen hofft, und das ich in Beziehung seiner Hoffnung, die Gott in Erfüllung bringen wolle, nicht betrüben will, verlangt meine Beistimmung, und deswegen — Ja!

Bekh: Ja! — und mögen, wenn die Verfassung in's Leben tritt, und die künftige Gesetzgebung, auf welche so Vieles zur Verbesserung ausgesetzt worden ist, in Thätigkeit kommt, die Lasten des Volks, unter welchen es seufzt, durch zweckmäßige, mit der Würde des Regenten vereinbare, Ersparnisse erleichtert, alle Steuerfreiheit aufgehoben, die Abgaben möglichst gleich vertheilt, das wichtige Recht der freien Wahl der Ortsvorsteher den Gemeinden zurückgegeben, Handel und Gewerbe nicht durch hohe Zölle und andere Plackereien gefesselt, die Legion der auf Kosten der erwerbenden Klasse lebenden Staatsdiener und Angestellten verkleinert, das stehende Heer ge-

mindert, der Geschäftsgang vereinfacht und die vielen Verwaltungskosten vermieden werden.

Rapp: In Hinsicht der innern und äußern Lage Deutschlands und des Dranges der Umstände — Ja!

Krehl: Ich sage Ja!, aber nicht darum, weil ich mit dieser Verfassungs-Urkunde die Rechte meines Vaterlandes hergestellt glaube, aber ich sage Ja! weil ich der Nothwendigkeit nachgebe, und weil ich die Ueberzeugung habe, daß diese Rechte solange in der Idee fortleben werden, bis sie die Noth der Zeit wieder in's wirkliche Leben zurückrufen wird.

Feuerlein: Ich finde in dieser Verfassung kein meinem Vaterlande zustehendes Recht gekränkt, ja, ich finde in so vielen Bestimmungen den reichlichsten Ersatz für etwa noch übrige Wünsche, ich finde die Form eines freien, selbstständigen Vertrags so geehrt, ich bin so fest überzeugt, daß diese Verfassung, wenn sie durch würdige, feste und gewissenhafte (!?) Männer vertreten und fortgebildet wird, das Glück meines Vaterlandes für alle Zeiten begründet, daß ich mit vollkommener Ueberzeugung die Verfassung annehme und gewiß bin, daß nicht nur jeder unserer Nachkommen, sondern bald, vielleicht nur zu bald (?) die Mitwelt unser Benehmen segnen werde.

Schott: Um dem Volke einen Rechtszustand zu geben — Ja!

Uhland: Der König hat seine Erklärung gegeben, wir geben die unsere. Ich kann Ja oder Nein sagen, ich sage Ja! Mancher wird Manches vermissen, aber das Wesentlichste besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechts: der Vertrag. Nochmals — Ja!

Ich habe die Schattenrisse der königlichen Commissarien geliefert, es ist billig, daß ich ihnen die Holzschnitte der ständischen Commissarien beifüge: Fürst von Zeil-Trauchburg, Doctor Weldenbäk, General von Theobald, Doctor Gmelin, Freiherr von Varnbüler, Doctor Burkhardt, Jurist Zahn. Da sind sie alle Sieben, und jetzt wären wir eigentlich zu Ende, aber wir müssen erst anfangen.

Der Herr Fürst von Zeil-Trauchburg ist Fürst zu Zeil oder Trauchburg; der liebe Gott und die Kenner der vaterländischen (!) Geographie mögen wissen, ob es solche Orte gibt und wo sie liegen — ich — der Himmel verzeihe mir meine Unwissenheit! — weiß es nicht und will es auch nicht wissen. So etwas dunkel schwebt es mir vor, daß sie in der Nähe des Bodensees, oder daß der Bodensee in ihrer Nähe liegt — ich möchte aber nicht

darauf schwören. Der Herr Fürst von Zeil-Trauchburg war ehedem reichsunmittelbar und ist jetzt würtembergisch-mittelbar. Ein gewisser Hoffmann, wenn ich nicht irre, hat vor einigen Jahren einen genealogischen Almanach der fürstlichen und gräflichen Häuser in Deutschland herausgegeben — dort werden ohne Zweifel die Wißbegierigen das Nähere über diese hochfürstliche Linie finden können. Wie gut ist es doch für uns Ignoranten, daß es so viele gelehrte Leute gibt! Der Herr Fürst war damals etliche fünfzig Jahre alt, hatte, wie ich mehrmals mit Vergnügen bemerkte, einen Appetit, den sich mancher Jüngere vergeblich wünsche, und tanzte, wie mir die Gattinen einiger Deputirten versicherten, noch recht brav.

Den Herrn Doctor Weishaar habe ich nie tanzen sehen; dagegen war er der Mann, der es verstund nach seiner Pfeife tanzen zu lassen; ich war so einfältig, nicht mitzutanzen — das hat mir im Lauf der Jahre viel geschadet.

Das Leben ist nur ein Orchester,
Wir sind die Instrumente d'rin!

Herr Weishaar ist ein logischer Kopf und besitzt einen reichen Schatz positiven Wissen; es konnte ihm daher nicht schwer fallen, eine aus solchen Elementen zusammengesetzte Versammlung zu leiten. Er hat damals seine Rolle mit Geschick und Erfolg

gespielt; wenn er aber heute wieder auferäte, so würde seine politische Rabulisterei, selbst in der würtembergischen Deputirtenkammer, wenig Glück mehr machen, aus dem einfachen Grunde, weil wir inzwischen um fünfzehn Jahre älter geworden sind. Ohne zu behaupten, daß er gegen seine Ueberzeugung gehandelt habe, darf man ihm doch Glück wünschen, daß, auf eine fast wunderbare Weise, seine Privatinteressen mit seinen politischen Meinungen sich immer in einer so angenehmen als Nutzenbringenden Harmonie verschmolzen haben. Es gibt ungeschickte Leute, die es nie bis zu einer solchen politischen Virtuosität zu bringen vermochten, und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich selbst zu diesen politischen Tölpeln gehöre. Das geschieht mir ganz recht, und wenn es mir einmal einfällt, gescheidter zu werden, so will ich den Herrn Exminister von Weishaar auf seinem Landgute, wo er 5000 Gulden Pension in philosophischer Ruhe verzehrt, besuchen, um mich von ihm in die Geheimnisse der geheimen Politik einweihen zu lassen. Es scheint mir der höchste Grad politischer Perfektibilität, sein Gewissen mit seinem zeitlichen Vortheil in segenreichem Einklang zu bringen. Dummkopf, der ich bin!

General von Theobald war ein Dutzendkind, ehe man noch in Deutschland Herrn Moser, Colard und seine Schule kannte. Wenn die Theorien sich

stehen, ist er zufrieden; arglos genug glaubt er, daß das Wahre, einmal als solches erkannt, nothwendig seine Anwendung in der Praxis finden müsse. So wenigstens war er damals; ich müßte mich aber sehr irren, oder die Erfahrungen der Zeit haben ihn von seinem Glauben zurückgebracht.

Doctor Gmelin, welcher, mit Weishaar und andern, in den Jahren 1816 und 1817 zu der altwürtembergischen Opposition gehörte, ist jetzt Obertribunalrath und Ritter des Kronenordens. Er ist einer der consequentesten Politiker, die ich kenne, und wenn er beharrlich für den ständischen Ausschuß gestritten hat, so geschah es gewiß nur zum Besten des Landes. Um so mehr ist die Fügung des Himmels zu bewundern, der in seiner ewigen Gerechtigkeit gewollt hat, daß Herr Gmelin, zum Lohne für seine Vaterlandsliebe, seit fünfzehn Jahren beharrliches Mitglied des Ausschusses bleiben sollte. Wer rechnen kann, multiplicire die Zahl 15 mit jährlichen 1800 Gulden, und er wird eine runde Summe finden, die, neben der Gnade Gottes, nicht zu verschmähen ist. Adde jährliche 2200 Gulden Besoldung und siehe das Facit. Herr Gmelin machte mir einmal in einer politischen Discussion den Vorwurf, ich wolle zu viel erreichen; er hingegen begnüge sich mit dem, was möglich sei. Ich weiß

mögen, ob er Alles erreicht hat, was möglich war; so viel aber ist gewiß, daß ich nichts erreicht habe.

Herr von Warnbüler, ein consequenter Aristokrat, mit mehr wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, als man in diesem Stande zu finden gewohnt ist. Man kann ihm nicht den Vorwurf einer blinden Ergebenheit für die Regierung machen; er hat so ziemlich seine eigenen Grundsätze, wenn auch nach den Umständen modificirt, vertheidigt. Ob er alle die Detailkenntnisse besessen hat, die der Posten eines würtembergischen Finanzministers erfordern mag, weiß ich nicht; im Uebrigen glaube ich, daß ihn selbe Rechtlichkeit für eine solche Stelle empfehlenswerth machte. Je mehr dieser Mann durch sein aristokratisches Wesen, auch im Umgang, etwas Abstoßendes für mich hatte, das leicht zu ungünstigen Vorurtheilen verleiten kann, um so mehr Gerechtigkeit, nach bestem Wissen und Gewissen, glaube ich ihm schuldig zu seyn.

Doctor Burkhardt, ein rechtlicher Mann, so weit ich ihn kannte; er hatte seine Wahl zum ständischen Commissär der Ansicht zu danken, daß auch ein Neu-Würtemberger Mitglied der Commission seyn müsse. So gewissenhaft suchte man alle Interessen zu befriedigen.

Jurist Zahn, so benannt, um ihn von seinem Bruder, dem Doctor der Medicin, zu unterscheiden,

ein vielseitig gebildeter, ehrenwerther, uneigennütziger Mann. Schade, daß er nicht so viel Charakter, als Moralität, besaß! Ich fürchte mich fast ein wenig, etwas mehr zu sagen, denn seine Söhne sind empfindlich, wenn es sich vom einer Kritik ihres seligen Vaters handelt — aber die historische Treue wird Wahrhaftigkeit! Ich muß es sagen, obgleich sie meine politischen Freunde und noch mehr, meine schwäbischen Vetter sind. Herr Zahn war ein vortrefflicher Privatmann, aber ein schwacher Politiker — herrschsüchtig und eitel, das sind zwei Capitalfehler im öffentlichen Leben! Gewissenhaft und rechtlich, wenn es sich vom materiellem Vortheil handelte, aber den Lockungen der Eitelkeit nicht unzugänglich! Das wußte Herr von Maucler — wohl aus eigener Erfahrung. Nicht umsonst ergriff er damals mit seiner gewinnenden Vertraulichkeit, die ihm eigen ist, seine Hand und führte ihn, ihn vor allen der Erste, an die festliche Tafel. Silber, Gold, Edelsteine, der wackere Zahn hätte sie mit Verachtung zurückgewiesen — aber die Hand des Ministers! Man ließ ihm gelten — in kleinen Dingen; man machte ihn zum Vicepräsidenten — er mochte sich selbst überreden, daß nicht mehr zu erlangen möglich war, als die Zeit gewährte; aber ich müßte mich sehr irren, oder sein eigenes Gewissen machte ihm nicht selten den stillen Vorwurf des Mangels an strenger

Consequenz. Feinde seiner Asche — wir sind alle Menschen!

Der große Paulus aus Heidelberg hatte sich in Stuttgart eingefunden, vielleicht um den politischen Mentor der constituirenden Versammlung zu spielen — der selige Gaupp war sein gelehriger Telemach. Herr Weishaar cultivirte ihn, er ist ein höflicher Mann, wenn er die Leute brauchen kann; aber ich zweifle keinen Augenblick, daß er den gelehrten Professor bei weitem übersah. Die Regierung scheint ihn für einen furchtbaren Mann gehalten zu haben, der leicht bösen Saamen ausstreuen könnte, denn sie hielt es gerathen, ihn aus dem Lande zu weisen. Dafür rächte sich Herr Paulus in einer sehr zahmen Flugschrift, worin er der Regierung ein Compliment über die ausnehmende Höflichkeit macht, womit solcher Akt der Expulsion vollzogen worden. Seine politischen Freunde wären über diese Verbannung fast empfindlich geworden, aber die Zeiten waren der Empfindlichkeit nicht günstig. Herr Paulus ließ seine Flugschrift unter die Mitglieder der constituirenden Versammlung austheilen, und ich hörte manchen derselben rühmen: es sey ein sehr guter und lobenswerth moderater Aufsatz. Welche Satisfaction für den philosophischen Professor!

Wenn mir die Debatten der constituirenden Versammlung auch kein großes Interesse einflößten, so

künftigen sie mich doch nicht stören. Sie waren bisweilen höchst naiv, Herr Canzler Autenrieth wollte der Verfassung einen Paragraphen einschalten, der „Befreiung von ungesetzlichen Jagdfrohnen und Sicherstellung gegen Wildschaden" gewähre. Ich wohne bei Vebenhausen, sagte das ehrenwerthe Mitglied, und habe oft mit Bedauren Männer aus Oberschwaben als Jagdfröhner gesehen. Spittler sagte: daß die wilden Schweine von jeher eine große Rolle in der würtembergischen Verfassung gespielt haben. — Herr Weishaar fand diesen Satz für eine Verfassungsurkunde zu speciell und meinte, wenn der Staat die Rechte des Einzelnen überhaupt schütze, so müsse er sie (sogar) auch gegen wilde Schweine vertreten. — Herr von Theobald fürchtete sich vor der „sonderbaren Wirkung", welche dieser Satz im Auslande machen würde. Der Streit wurde etwas lebhaft, denn der Herr Vicekanzler der Universität Tübingen wollte durchaus die Verfassung gegen die Eingriffe der wilden Schweine verwahrt wissen. Am Ende beruhigte er sich doch mit dem feierlichen Versprechen des Vicepräsidenten, daß die künftigen Stände die Verfassung, wie überhaupt, so insbesondere auch gegen die wilden Schweine schützen würden.

Der §. 73. sicherte die Wiederherstellung der abgesonderten Verwaltung des evangelischen Kirchenguts zu. Ich kann nicht glauben, daß es

der Regierung jemals mit dieser Zusicherung Ernst gewesen ist; aber ich entschuldige sie, daß sie zu diesem Machiavellis'm ihre Zuflucht nahm, denn die Abschließung des Verfassungs-Vertrags hätte an diesem einzigen Punkt scheitern können. Dieser Paragraph ist bis auf diese Stunde noch nicht vollzogen, aus dem einfachen Grunde, weil dessen Vollziehung eben so unmöglich, als unnöthig ist. Herr Guhl machte damals schon im Namen seiner Committenten den vernünftigen Vorschlag, das ehemalige Kirchengut blos auf dem Papier in quantitate et qualitate wieder herzustellen und mit der sich ergebenden Summe den Aufwand für Kirchen und Schulen zu bestreiten. Gegen diesen Antrag erhoben sich die Verfechter der Kirchengüter-Parthei, worunter auch Zahn und Schott gehörten, wie gereizte Löwen. Herr Schott meinte, die §§. 73. und 78. seyen die Kleinodien des Verfassungs-Entwurfs. Jetzt verlangten auch die neuwürtembergischen Deputirten die Wiederherstellung ihrer alten Kirchengüter. Wo sollte man da anfangen und enden? Herr Weishaar, der die mächtige Parthei des Kirchenguts zu schonen hatte, kam sehr ins Gedränge und wußte sich blos durch ausweichende Antworten zu helfen. Nun trat auch der Herr Bischof von Evara auf, um dem heiligen Vater zu Rom seine Rechte als Oberhaupt der katholischen Kirche zu wahren. Er schlug zum §. 74. den Zusatz vor:

„Eine besondere Uebereinkunft mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche bestimmt das Verhältniß derselben zum Staate.“ Herr Weishaar antwortete ausweichend: daß diese Fassung deßwegen nicht zulässig sey, weil man noch nicht wisse, in welcher Form das, was man in Rom verhandle, werde gegeben werden: ob als Declaration, Uebereinkunft oder Concordat. Der Herr Bischof meinte aber, auf den Namen komme nichts an, und überdieß habe man in Rom gegen ihn geäußert, daß man mit einem protestantischen Fürsten kein eigentliches Concordat abschließen könne. Herr Weishaar mochte die Nothwendigkeit des Nachgebens einsehen und der Zusatz wurde angenommen. Ueberhaupt führte die Bestimmung des Verhältnisses der Kirche zum Staate, die lebhaftesten und hartnäckigsten Debatten herbei. Man konnte nicht verkennen, daß in dieser Frage das persönliche Interesse eine große Rolle spiele.

Ich muß noch einmal auf Herrn von Maucler zurückkommen. Man hat ihn der Herrschsucht beschuldigt, ich glaube mit Unrecht, wenn man einen billigen Unterschied zwischen regner und regenter macht; ich weiß im Deutschen keine passenden Ausdrücke für diese beiden Worte zu finden. Das regner kann ohne alle Ostentation geschehen; man begnügt sich mit dem Besitze der Macht und übt sie gleichsam incognito aus; man ist zufrieden,

wenn nur das geschieht, was man will, und was man für zweckmäßig oder dienlich hält. Ein Anderes ist das regenter. Es tritt überall in den Vordergrund, fordert die Blicke des Menschen heraus, leitet sie auf sein Ich und ruft ihnen zu: Seht, das bin ich, Alles geht von mir aus; ich bin der Mächtige und möchte gerne der Allmächtige seyn. Kein Federzug geschieht ohne mich, alle Dekrete laufen durch meine Hand. Herr von Maucler war vor zwanzig Jahren Landvogt in Calw. Die Landvögte hatten bekanntlich nichts, oder so viel oder so wenig als nichts zu thun. Das ließen sich die meisten gerne gefallen; ich habe einige gekannt, die sich mit dem dolce far niente so gut zu befreunden wußten, als ein neapolitanische Lazzarone. Nicht so Herr von Maucler! Das erlaubte ihm sein Drang nach Thätigkeit, son envie de regenter, nicht. Er zog Alles in sein Amtsgebiet, was ihm zu erreichen möglich war; er stund früh um fünf Uhr auf, um Geschäfte zu erledigen, die (leider!) nicht vorhanden waren. Das kann einen thätigen Mann zur Verzweiflung bringen. Diese seine Geisteswehen hätten fast eine kleine Revolution in der Landvogteistadt Calw hervorgerufen. Nichts ist dem Spießbürger heiliger, als die althergebrachten Mißbräuche. Er befindet sich so wohl dabei, und läßt lieber ein Recht, als einen Mißbrauch fahren. Nun bestund in den

Stadt Calw der Gebrauch oder Mißbrauch, daß die Bäcker mit einander abwechselten und deren zwei oder drei allwöchentlich Fastenbrezel backen. Da versammelten sich nun Abends die verschiedenen Gewerbsleute und aßen Fastenbrezel und tranken Wein. Es war gleichsam ein Bann, denn wer nicht kam, um die Bannbrezel zu essen und den Bannwein, der wenigstens schlecht war, zu trinken, wurde in die Acht der Bäckerzunft erklärt, und man kaufte nichts mehr von ihm oder ließ nichts mehr bei ihm machen. Das war allerdings ein Mißbrauch, über den sich manche, die, halbgezwungen, daran theilnehmen mußten, selbst beklagten; aber wer will die Leute hindern, Brezeln zu essen und Wein zu trinken, wo es ihnen beliebt, oder wo sie aus Rücksichten es thun zu müssen glauben? Herr von Maucler machte verschiedene Versuche, diesen Mißbrauch abzuschaffen, aber er war einsichtsvoll und billig genug, um zu erkennen, daß in diesem Falle die Anwendung von Gewalt weder rathsam, noch gerecht wär. Dieses Beispiel beweißt, wie eifrig sich Herr von Maucler in Verfolgung der Mißbräuche jeglicher Art immer gezeigt hat, und wenn bisher die etwa noch bestehenden Mißbräuche in der Rechtspflege und Staats-Verwaltung noch nicht abgeschafft sind, so liegt die Schuld davon sicherlich nicht an seinem Willen, sondern blos an dem Mangel der Erkenntnisse ihres Daseyns.

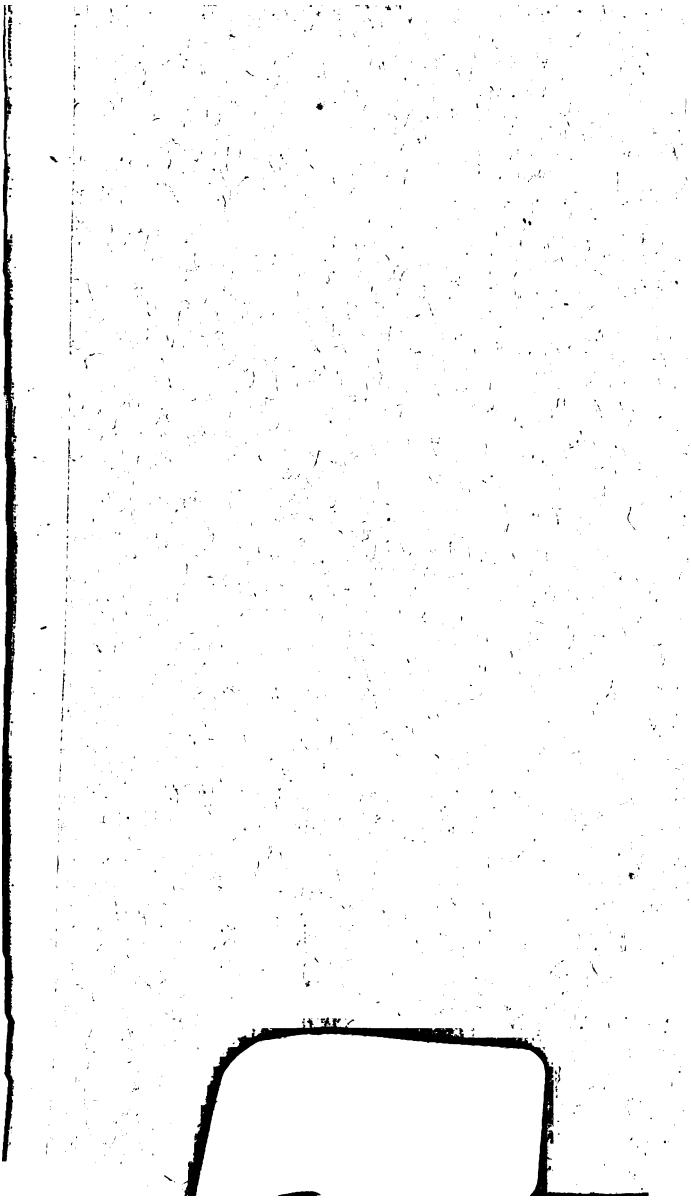
Das Land ist beneidenswerth, wenn es diese Aussicht mit ihm theilt.

Nachdem ich die Physiognomie der constituirenden Versammlung erkundet hatte, hielt ich es für das Vernünftigste, der Sache ihren Lauf zu lassen, und mich möglichst wenig in die Debatten zu mischen; es ist mir nichts verhaßter, als der politische Detailhandel. Man scheint aber dieses mein Stillschweigen für ein aufrührerisches gehalten zu haben, denn das Gerücht wurde verbreitet, ich sey von Oesterreich bestochen, um den so ersehnten Verfassungsvertrag scheitern zu machen. O, über das Unglück, wenn mir Bösewicht dieses gottlose Attentat gelungen wäre — dann hätten wir in den letzten fünfzehn Jahren keine Verfassung gehabt!

Ende gut, Alles gut! Das wohlgelungene Verfassungswerk wurde durch ein Verfassungsessen und einen Verfassungstanz festlich begangen. Da setzte ich mich bescheiden ganz unten an die Tafel, weit weg von Herrn von Mauclet und Zahn, in die Nähe eines Hofoberforstmeisters und eines Kammerherrn oder Kammerjunkers, welche am untern Ende präsidirten. Einige meiner ehrenwerthen Herrn Collegen, welche solche Pracht und Herrlichkeit noch nie gesehen hatten, waren ganz verblüfft und hätten fast mit den Bedienten complimentirt. Nach aufgehobener Tafel war eine ziemliche Begeisterung be-

merklär, die ich auf Rechnung des Patriotismus schreibe, Eis-Punsch und Caffee dämpften sie ein wenig. Am Abend Verfassungsball. Die patriotische Freude stieg so hoch, daß der Goliath der konstituirenden Versammlung sich in den Shawl einer Dame wickelte, und deckenhohe Sprünge machte. Ich dachte, als Contrast, an Gullivers Lilliputer, die um rothe, grüne und blaue Bänder über das Seil springen, und ich war ein Prophet, denn dieser Goliath trägt jetzt ein rothes Band in seinem Knopfloch. Vive la nation!

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410